It. sing. 594 (2

<36637279910015
<36637279910015
Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

im

südlichen Africa

in den Jahren

1803, 1804, 1805 und 1806.

von

Hinrich Lichtenstein,

vormaligem Chirurgien-Major beim Bataillon Hottentottischer leichter Infanterie in Holländischen Diensten am Vorgebirge der guten Hoffnung, Doctor der Medicin und Philosophie, ordentlichem Professor der Naturgeschichte an der Universität zu Berlin und Mitglied mehrerer Gelehrten-Gesellschaften.

Lichtenstein Reisen im südl. Africa 2

Zweiter Theil.

Mit vier Kupfern und einer Karte.

Berlin, 1812.
Bei C. Salfeld.

Wb/66/965
83 g braun

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachtrag zu dem Subscribentenverzeichniſs.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Heinrich von Preuſsen.

Se. Durchlaucht der Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, 2 Exempl.

Se. Durchlaucht der Herzog von Meklenburg-Strelitz.
Se. Durchlaucht der Prinz Ernst von Meklenburg-Strelitz.

Berlin.

Hr. Banquier Alberthal.
— Blanc.
— Paul Girard.
— Goedike.
— Ludw. Hellwig.
— Prediger Helm.
— Geheimerath Hermbstädt.
Madame Hotho.
— Jordan (Paul André).
Hr. Paul Antoine Jordan.
— Daniel Kielmann.
Die Meinhardtsche Leihbibliothek.
— Nicolaische Buchhandlung, 2 Exempl.
Hr. Kammerherr von Podewills.
— Studiosus Pulvermacher.
Fräulein Caroline von Riedesel.
Hr. Polizeipräsident von Schlechtendal.
— Geheime Justizrath Schmalz.
Die Schmidtsche Leihbibliothek.
Hr. Buchhändler Vieweg.
Hr. Kammergerichtspräsident von Woldermann.

Braunschweig.

Die Bibliothek des Catharineums.

Breslau.

Hr. Eduard Löbbecke.

Cassel.

Se. Excellenz der Hr. General von Schlieffen.

Königsberg.

Hr. Buchhändler Nicolovius, 4 Exempl.

Stettin.

Hr. Stadtrath von Essen.

Weimar.

Hr. Regierungsrath von Ziegesar, 2 Exempl.

Wolfenbüttel.

Hr. Consistorialrath Dinglinger.

Inhalt.

Vierter Abschnitt.

Reise von *Graff Reynett* durch die *Karroo* nach der *Capstadt*. S. 3 bis 75.

Abreise von *Graaff Reynett*. — Die *Schneeberge*. — Deren Bewohner. — Krankheit einer Reisegefährtin. — Bemerkungen über die Hyäne und die africanische Hunderaçe. — Pächterei von Barend Burgers. — *Köüb*. — *Towerfontein*. — Schädel von Buschmännern, im freien Felde gefunden. — Bemerkungen über die Elenn-Antilope. — Ueber den Straufs. — Ueber den Löwen; nebst einigen Jagdgeschichten. — De Klerks Pächterei am *Chamka*. — Bruchstück aus dem Tagebuche des General Janssens, enthaltend dessen Reise von den *Schneebergen* an die Ufer des *Oranje-Riviers* und Berichte über den Zustand und das Betragen der Buschmänner in dieser Gegend (S. 61 — 103). — Beschwerliche Reise durch die *Karroo*. — *Trekmenschen*. — Samuel de Beers Pächterei an den *Zwartebergen*. — Characterschilderung dieses Mannes. — *Katrivier*. — Eines Hottentotten naive Art, sich über Zeitverhältnisse zu erklären. — *Dweika*. — *Wolvefontein*. — *Zoute Vlakte*. — *Rietfontein*. — Ein österreichischer Invalide als Knecht eines africanischen Pächters. — *Pinaarskloof*. — *Draay*. — Die Lustreisen der Colonisten und

ihre sonstigen Vergnügungen. — *Hexrivier.* — Gegend am *Breederivier.* — Das Gastmahl eines hiesigen Colonisten. — Die Heidenbekehrer unter Christen. — Rückkehr nach *Roodezand.* — *Roodezandskloof.* — Gegend am *Bergrivier.* — Der *grüne Berg.* — *Wagenmakersvalley.* — Eigenthumsplätze. — Die Abkömmlinge der französischen Flüchtlinge. — Das Dorf *Paarl.* — Der *Paarlberg.* — *Drakenstein, Fransehehoek* u. s. w. — C. H. Leiste. — *Bürgersdrift.* — *Stellenboseh.* — *Hottentottsch-Holland.* — Ankunft in der *Capstadt.*

Fünfter Abschnitt.

Reise nach *Zwellendam* und der umliegenden Gegend. S. 176 bis 245.

Kriegsrüstungen am Cap. — Vertheidigungsplan des Gouverneurs. — Veranlassung der Reise. — Meyburghs Pächterei an *Eerste Rivier.* — *Hottentottsch Holland.* — Morkels Pächterei. — *Hottentottsch Hollandskloof.* — Dort wachsende Pflanzen. — *Palmietrivier.* — *Houhoek.* — *Botrivier.* — Die Töchter der Colonisten. — *Baviaanskloof.* — *Zoetemelksvalley.* — Der Posthalter Theunissen. — Die Fähre über den *Breederivier.* — *Zwellendam.* — Botanische Wandrung in den Teufelsbusch. — *Rotterdam.* — Der alte blinde Botaniker Auge. — Rückreise. — *Ziekenhuis.* — *Zwarteberg.* — Die warmen Quellen. — Doctor Hafsners Unternehmung daselbst. — Das Wachs des Myricastrauchs. — Militärische Maafsregeln des Gouverneurs. — Der Verfasser übernimmt den Posten eines Feldarztes. — Verderbliche Lagerkrankheit. — Explosion des Pulvermagazins zu *Zwellendam.* — Abreise des General-Commissärs de Mist nach Europa.

Sechster Abschnitt.

Reise ins Land der *Buschmänner, Koranen* und *Beetjuanen.* S. 246 bis 469.

Vertheilung der Colonie in mehrere neue Districte. — Reise des Landdrosten Van de Graaff nach dem Sakrivier im December 1804. — Anstalten zu einer gröfsern Reise in dessen Gesellschaft. — Abreise. — *Tigerberge.* — Verfahren der africanischen Landwirthe. — *Bergrivier.* — Die Palmiten. — *Rodezandskloof.* — Aufenthalt in *Tulbagh.* —

Die *Mosterstboek.* — Das *warme Bokkeveld.* — Die *Karroo.* — *Ongeluksrivier* und *Goudsbloemsrivier.* — *Geitjes.* — *Windheuvel.* — Ueble Nachrichten am Fuſs des Roggeveldsberges. — Aussicht von dessen Gipfel. — *Jakalsfontein.* — Miſshelligkeiten der Colonisten. — Besuch von Kaffern. — Der Harzstrauch. — Räubereien der Buschmänner. — Der *Bonteberg.* — *Rietrivier.* — Dreistigkeit eines Löwen. — *Selderyfontein.* — *Channakraal.* — Ergiebiger Fischzug. — *Quaggafontein.* — *Sakriviersport.* — Kicherers Missionsinstitut. — Gefangne Buschmänner. — Nachrichten über ihre Lebensart und Verfassung. (S. 314 bis 328). — Versammlung der Reisegefährten. — Abreise von *Sakrivier.* — *Patryssefontein.* — *Leeuwenfontein.* Schilderung der *Karreeberge.* — Jagdbelustigungen. — Kriegers Grab. — Wassermangel. — Salzseen. — Neckereien der Reisegefährten. — *Modderfontein.* — Oefteres Zusammentreffen mit Buschmännern. — *Grootriviersspoort.* — Ankunft am *Oranjerivier.* — Beschreibung dieses Flusses. — Beschwerliches Durchwaten. — Jenseits Besuche von Buschmännern und Kaffern. — Räuberbanden von Hottentotten und Sclaven. — Blatternepidemie unter den Wilden. — Hochzeitsfest eines Hottentotten. — Die *t'Görrah.* Auffallende Biegung des Flusses. — Zusammentreffen mit Missionären. — Jan Matthias Kok. — Unterschiednes Clima dieses Landstrichs. — Hottentottenrepublik. — *Laauwaterskloof.* — Gottesdienst der Missionäre. — Zugheuschrecken. — *Rietfontein.* — Der Hottentottenstamm der *Koranen.* — *Witwater.* — *Leeuwenkuil.* — Der Missionär Anderson. — *Ongeluksfontein.* — Vorstellungen der Gefährten gegen die Fortsetzung der Reise. — Hottentotten von Buschmännern angefallen und ermordet. — Die noch Lebenden durch unsre Ankunft errettet. — Jan Bloms-*Fontein.* — Die Hundesser Buschmänner. — Tiefe Höhlen am *Sibihlong.* — Giraffenjagd. — *Rissipien.* — Das Thal *Koofsi.* — Neue Giraffenjagd und nächtliches Umherirren. — Ankunft im Lande der *Beetjuanen.*

Siebenter Abschnitt.

Aufenthalt bei dem *Beetjuanen*stamme der *Maatjaping* am Flusse *Kuruhman.* Rückreise nach der Capstadt. S. 470 bis 601.

Erstes Zusammentreffen mit Menschen aus diesem Volke. — Ankunft in der Residenz des Königs Mulihawang. — Besuch von demselben in unserm Lager. — Freundliches Verhältniſs mit den Wilden. — Feierliche Audienz beim König. — Beschreibung der Stadt, — eines einzelnen

Hauses. — Besuch bei dem Oberpriester. — Sonderbare Namen einzelner Personen. — Bewirthung des Königs beim Mittagsmahl. — Unterhaltung mit den drei Prinzen. — Deren Zutraulichkeit. — Tauschhandel. — Besuch von Weibern. — Die Frauen des Königs. — Fortgesetzter Verkehr. — Sclavenhandel. — Heilige Würfel. — Tänze. — Verdriefslicher Antrag des Königs. — Gründe zu einer schleunigen Abreise. — Die Quelle *Klaborugani.* — Nachrichten von den übrigen Beetjuanenstämmen. — Ihre Lebensart, Kleidung und Zierrathen. — Verfassung. — Art, Krieg zuführen u. s. w. — Rückreise nach der Colonie unter Mangel und vielfachen Beschwerden. — Tänze und Musik der *Koranen.* — Wiederankunft am *Sakrivier.* — Raupenzüge. — *Roggeveld.* — *Karroo.* — *Tülbagh.* — Gefangner Parder. — Rückreise nach dem *Roggeveld* zur Verbreitung der Schutzblatternimpfung. — Armseligkeit des Colonistenlebens. — Deren häuslicher Gottesdienst. — Ein Hottentott von den Buschmännern, dem Verf. zur Seite erschossen. — Rückkehr nach *Tülbagh* und der *Capstadt.* — Koks Tod. — Neuer Streifzug über das Gebirge nach dem *Zwarteberg*, *Rivier zonder end* und *Bosjesveld.* — Angriff der Engländer auf die Colonie im Januar 1806 und Capitulation der holländischen Truppen. — Abreise vom *Cap.* — Aufenthalt auf der Insel *Sanct Helena.* — Rückkunft nach Europa.

Erste Beilage.

Ueber die Sprachen der wilden Hottentottenstämme. S. 603.

Zweite Beilage.

Ueber die Sprache der *Beetjuanen.* S. 619.

Dritte Beilage.

Erklärung der Karte und der Kupfer. S. 635.

Register über die beiden ersten Bände S. 641.

Reisen

im

südlichen Africa.

Zweiter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vierter Abschnitt.

Reise von Graff-Reynett durch die Karroo nach der Capstadt.

Nachdem während eines achttägigen Aufenthalts zu *Graff-Reynett* alle Zurüstungen zu unserer weitern Reise vollendet waren, verliessen wir am 13ten December in aller Frühe die Drostei. Obgleich der General-Commissär sich die gewöhnlichen, Pulver verschwendenden Ehrenbezeugungen verbeten hatte, so waren die Leute doch nicht dahin zu bringen, von dieser Sitte zu weichen. Es wurden daher abermals die drei metallenen Zweipfünder abgefeuert, und aus allen benachbarten Häusern Musketenschüsse den Abreisenden nachgesandt. Der Veld-Commandant Gerots nebst den Heemraden begleiteten den General-Commissär abermals eine Strecke, und freiwillig schlossen sich mehrere der Einwohner und benachbarten Colonisten an den Zug an, um auf ihre Weise ihre Anhänglichkeit und ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen. Ihre Äuſserungen solcher Gesinnungen beim Abschiede konnten den Anwesenden, die sich erinnerten, wie wenig sie von jeher Ergebenheit und Ehrfurcht ge-

gen irgend eine Regierung zu bezeugen gewohnt gewesen, nicht anders als sehr erfreulich und Gutes vorbedeutend erscheinen. — Die Zahl unsrer Begleiter war von hier an wieder etwas vermindert, indem die junge Mannschaft, die uns bisher begleitet hatte, schon in *Bruintjeshoogte* ihrer Dienste entlassen und die Waldeckischen Jäger eben von *Graaff-Reynett* nach der *Algoabai* zurückgekehrt waren. Hauptmann Alberti aber, der ohnehin eine Reise nach der *Capstadt* zu machen veranlaſst war, begleitete uns auf unserm Wege dahin, zu nicht geringer Freude der ganzen Gesellschaft.

Wir nahmen zuförderst unsre Richtung nach Norden gegen die *Schneeberge* hin, um auf einem kleinen Umwege diese Gegend etwas näher kennen zu lernen. Anfangs behielten wir noch den *Sontagsfluſs* zur Seite, bald aber verlieſsen wir dessen Ufer und gelangten, unter allmählichem Bergansteigen in wenigen Stunden auf die erste Terrasse des Gebirges, in den Distrikt der *Vorder-Schneeberge*.

Das ganze Gebirge, welches man unter dem Namen der *Sneeuwbergen* oder *Schneeberge* begreift, bildet einen groſsen Gebirgsknoten, in welchem sich die groſse zweite Parallele von Westen her mit einer nicht minder bedeutenden Kette von Nord-Osten und der kleinern von Süden herauf vereinigt. Schon der Name deutet auf eine beträchtliche Höhe und in der That ist der höchste Punkt, der sogenannte *Compaſsberg*, nach den Berechnungen des Obersten Gordon noch etwa

300 Fuſs über dem Gipfel des *Komberges* erhaben, also etwa sechstehalbtausend Fuſs über der Meeresfläche. Es unterscheidet sich dieses Gebirge darin am wesentlichsten von allen übrigen des südlichen Africa, daſs es weniger isolirt ist, das heiſst, es hängt von allen Seiten durch immer niedriger und niedriger werdende Vorhöhen mit den Ebenen zusammen. Von allen Seiten hebt sich das Land gegen die Gipfel hin; man reiset mehrere Tage Berg an, auf ziemlich bequemen Wegen, ohne gefährliche Steilen, tiefe Schluchten und schroffe Felsenwände zu sehen. Die Höhen haben das Ansehen abgerundeter Kuppen, die Thäler sind geräumig und offen und ganz ansehnliche Ebenen erstrecken sich hier und da von einer Höhe zur andern. Das Ansehn des ganzen Gebirges ist mehr kahl und eintönig, als wild und majestätisch. Denn eben wegen seiner geringen Abhängigkeit und der flachen Thäler, verläuft sich das Wasser nicht sogleich in die Tiefen, sondern saugt sich in den Boden ein. Diesem Umstande besonders ist die Fruchtbarkeit dieses Gebirges zuzuschreiben. Eben daher sind die Schluchten nicht eng und tief eingerissen und mit Bäumen bewachsen, wie auf den andern Gebirgen, sondern stellen gewöhnlich flache sumpfige Niederungen dar, in welchen das Hornvieh trefliche Weide findet. Die Bergrücken und Höhen sind mit ähnlichen kleinen aromatischen Kräutern bewachsen, wie die, welche wir auf dem *Roggeveld* fanden, und besonders bietet auch hier die *Cotula globifera* den Schafen eine vorzüglich erspriefsliche Nahrung. Das Clima ist

in den höhern Gegenden kalt und im Winter fällt hoher Schnee, der auf den Gipfeln wochenlang liegen bleibt. Dessenungeachtet bleiben die mehrsten Plätze bewohnbar, oder von denen, welche zu hoch liegen, ziehen die Bewohner wenige Stunden abwärts nach dem Abhange hin, wo sie gewöhnlich einen sogenannten *Legplaats*, eine Winterwohnung haben. Darin haben also die *Schneeberge* einen bedeutenden Vorzug vor dem *Roggeveld* und überdies ist das Wetter im Winter hier heiter und klar, da hingegen es dort besonders die bösen Nebel sind, die den Viehheerden nachtheilig werden. Die Gründe dieses Unterschiedes lassen sich aus dem, was über die Gestalt beider Gebirge gesagt ist, leicht erklären. Das Schneegebirge gleicht einem Kegel, das *Roggeveldsgebirge* einer schrägen Fläche.

Drei ansehnliche Flüsse nehmen aus den *Schneebergen* ihren Ursprung und werden von dem schmelzenden Schnee und dem eingezognen Regenwasser das ganze Jahr hindurch fließend erhalten. Nach Süden fließt der *Sonntagsfluſs* hinab, gegen Osten mehrere kleine Ströme, die sich nachher in dem *groſsen Fischfluſs* vereinigen, und am Fuſse der Nordseite entspringt der *Sekkuhfluſs*. Dieser ergieſst sich in den *Oranjefluſs*, durchläuft mit ihm noch eine Strecke von mehr als hundert Meilen und fällt an der Westküste ins Meer; die beiden ersten laufen gerade gegen die Südküste hin, und nicht weit von ihrer Mündung haben wir sie im vorigen Abschnitte kennen gelernt.

Die obere Schicht der *Schneeberge* besteht

aus grobkörnigem Sandstein mit hin und wieder eingemengtem Quarz. Weiter abwärts trifft man Thonschiefer von mancherlei Dichtigkeit und Farbe; Granit kommt nirgends zu Tage. Der Boden besteht durchgehends aus ziemlich fetten Thon, der so wie der Sandstein an vielen Stellen von Eisentheilen durchdrungen ist. Fast überall ist der Boden mit losem Gerölle ganz überdeckt, das ihn selbst mitten im Sommer ziemlich kühl erhält und dem Fortkommen der Futterkräuter besonders zuträglich ist.

Die Vorzüge und Nachtheile dieses Landstrichs ergeben sich aus dem bisher Gesagten fast von selbst. Es fehlt verhältnissmäſsig nicht an Quellen, daher sind die *Schneeberge* ziemlich gut bevölkert. Die Viehzucht wird mit besonderm Erfolge getrieben, daher sind die mehrsten Bewohner wohlhabend. Es giebt nicht viel Land, das völlig unbrauchbar wäre, wie in den Flächen von *Camdeboo* und *Bruintjeshoogte*, daher beschränkt sich Jeder leicht auf das angewiesene Gebiet und es wird (abermals verhältnissmäſsig) weniger mit den Nachbaren gerechtet und gezwistet.

Dagegen ist es ein Übelstand, daſs die mehrsten Quellen, wiewohl sie das ganze Jahr hindurch flieſsen, nicht sehr reich mit Wasser versehen sind und man also die Felder zum Ackerbau nicht hinlänglich bewässern kann. Wo dies aber möglich ist, da wächst viel und gutes Korn, besonders Weizen. Die Obstcultur ist höchst unbedeutend, theils aus Wassermangel, theils wegen der Beschaffenheit des Bodens. Überhaupt wachsen keine Bäume auf

den *Schneebergen* und Herrn Barrows Bemerkung, daſs es hier mitunter Leute gebe, die in ihrem ganzen Leben, nie einen Wald oder ein Gebüsch gesehen, ist völlig richtig. Nur da, wo die Flüsse anfangen in die Ebenen zu treten, sind sie mit Mimosen und andern kleinen Bäumen umschattet. In den höhern Gegenden ergieſsen sie sich offen über die breiten Thonschieferbetten; die Lagen dieses Gesteins bilden Cascadenartige Stufen, von denen die Flüsse in der Regenzeit sich malerisch ergieſsen und im Sommer sieht man aus den Fugen eben dieser Stufen die mehrsten Quellen hervorbrechen.

Der Mangel an Holz ist hier so groſs, daſs selbst das Brennmaterial fehlt und getrockneter Ochsenmist dazu gebraucht werden muſs. Der heftige Wind, der hier im Winter weht, hindert besonders die Anpflanzungen von Nutzholz und Obstbäumen, und selbst die Eiche will hier nicht arten. Ein noch furchtbareres Übel sind die groſsen Züge von Heuschrecken, die diese Gegenden gelegentlich heimsuchen und dann in ungeheuren Strecken nicht nur die Saatfelder ſondern auch die Viehweiden dermaaſsen verheeren, daſs man, soweit das Auge reicht, kein Blättchen, ja selbst keinen grünen Stengel mehr zu ſehen bekommt. Wild ist im Überfluſs vorhanden, aber eben daher giebt es eine Menge Löwen und Parder, die unter den Heerden nicht selten bedeutenden Schaden anrichten. Der gefährlichste Feind von allen sind abermals die Buchsmänner, und man kann das was jährlich durch ihre Räubereien verloren geht, we-

nigstens auf fünf vom Hundert anschlagen. Besonders sind die Bewohner der *Agter - Sneeuwbergen* denselben ausgesetzt und mancher Pächter wird durch einen einzigen Einfall der Wilden zuweilen um mehrere Jahre in seinem Wohlstande zurückgesetzt.

Die Schafzucht ist der einträglichste Erwerbzweig der hiesigen Colonisten. Hier und im *Roggeveld* fallen die schwersten Schafe und ihr Fleisch wird für das wohlschmeckendste in der ganzen Colonie geachtet. Einzelne Pächter besitzen Heerden von sechs bis siebentausend Stück, und wenige halten deren unter dreitausend. Man kann sich nach dem oben gegebenen Anschlag eine Vorstellung von dem Gewinne machen, den solche Heerden abwerfen. Neuerlich sind auch hier, durch die Commission zur Verbesserung des Landbaus und der Viehzucht, spanische Böcke eingeführt und schon fällt auf einzelnen Pächtereien brauchbare Wolle. Sobald das Vorurtheil gegen diese Race durch die unausbleiblich glücklichen Erfahrungen wird hinweggenommen sein, kann man sich aus dem, was die *Schneeberge* allein an treflicher Wolle liefern werden, ansehnlichen Gewinn für die ganze Colonie versprechen.

Nicht minder einträglich ist die Rindviehzucht. Die Kühe geben hier mehr und fettere Milch als anderswo, und die hiesige Butter wird daher in der Capstadt vorzüglich gern gekauft und in ansehnlichen Quantitäten dorthin zu Markte gebracht. Herr Barrow berechnet den Ertrag an Butter, den eine Heerde von 50 Kühen wöchentlich liefert, auf 100

Pfund. Man versicherte mich aber, daſs ein solcher Gewinn nur unter den günstigsten Umständen und in der besten Jahrszeit zu erreichen sei.

Die Pferde sind hier der herrschenden Seuche mehr als anderwärts ausgesetzt, und es werden ihrer daher noch von andern Gegenden hieher eingeführt.

Die Bewohner der Schneeberge sind ein derber fröhlicher Menschenschlag. Das kältere gesunde Clima, gröſsere Wohlhabenheit, die häufigen Reisen nach der Capstadt und öftere Anstrengungen auf der Jagd, haben auf sie, wie auf die Bewohner des *Hantamsdistricts* entschiedenen Einfluſs. Doch muſs man sich nicht vorstellen, daſs sie sich so auffallend von allen übrigen Colonisten unterscheiden sollten, wie Herr Barrow meint. Sie theilen alle die Tugenden und Fehler ihrer Landsleute, nur sind sie im Durchschnitt etwas weniger indolent und rühriger. Aber auch unter ihnen giebt es Einzelne, die sich grobe Miſshandelungen gegen ihre Untergebenen und gegen die Buschmänner zu Schulden kommen laſsen, und an den Unruhen zu *Graff-Reynett* nahmen Viele von ihnen recht thätigen Antheil. Die augenblickliche Stimmung des Reisenden selbst hat (das weiſs ich aus eigener Erfahrung) groſsen Einfluſs auf sein Urtheil über die Menschen, mit denen er zusammentrifft. Man lernt in diesem Lande die Leute selten anders als mitten in ihrem häuslichen Leben kennen, man tritt sogleich mit ihnen in das Verhältniſs des Gastes zum Wirth; die mehr oder weniger freundliche Aufnahme erregt unmerklich ein

Vorurtheil; nicht viel an Besuche, zumal von Leuten von Ansehn gewohnt, ist der Colonist leicht befangen, sucht seine Verlegenheit unter allerhand übelgewählten Änderungen seines gewohnten Betragens zu verbergen oder nimmt, um sich vor dem Fremden ein Ansehn zu geben, einmal ganz seine Herrenmiene gegen Sclaven und Hottentotten an und giebt sich so dem Reisenden viel schlechter als er ist. Dagegen kann es der Zufull wollen, daſs sich Reisender und Wirth in einer günstigen Laune begegnen, jener tritt mit Zutrauen ein, dieser empfängt mit Freundlichkeit, gleich ist ein heitres Gespräch angeknüpft, man öffnet sich einander und die ganze Bewirthung, so wie die Befriedigung des Gastes geht in dem Tone des Empfanges fort. Der Fremde zieht weiter und beurtheilt nun vielleicht den ganzen Landstrich nach den wenigen Familien, die er in heitrer oder mürrischer Stimmung kennen lernte. Zudem war Herr Barrow auf seiner Reise durch die Schneeberge und weiter, gerade von den achtungswerthesten Colonisten dieser Gegend, von dem ehrlichen Gerots, dem braven van der Walt, Louis van Wyk, Cobus von Heerden u. a. umgeben und konnte daher, wenn er von diesen auf die übrigen schloſs, nicht anders als eine sehr günstige Meinung von den Bergbewohnern bekommen. Solcher respectabeln Leute giebt es aber in jedem Theile der Colonie und Herr Barrow würde unter günstigern Umständen deren überall haben finden können.

Damit meine Leser auch die Schattenseite ken-

nen lernen und einsehen, wie leicht einzelne Erfahrungen zu einseitigem Urtheil verleiten können, theile ich ihnen eine Stelle aus dem Journal eines meiner Freunde mit, der ganz anders über die Bewohner der Schneeberge zu denken versucht ward. Dieser, ein Officier von Rang, durchreiste zur Winterszeit diese Gegend in Geschäften der Regierung, und kam am Abend eines kalten, regnichten Juliustages, auf einer Pächterei an, wo er seine Ankunft vorher hatte melden lassen und einige kleine Einrichtungen zu seinem Empfange bereit zu finden hoffte. Aber zu grofser Verwunderung fand er den Wirth nicht zu Hause, er war selbigen Tages nach seinem *Legplaats* abgereist, recht als ob er dem Besuche ausweichen wollte. Es währte lange, ehe jemand aus dem Hause zum Vorschein kam; endlich erschien ein Sclave, von dem aber nichts zu erfahren war, denn der Unglücklicke war taubstumm. Man stieg endlich vom Pferde und trat vor Kälte halb erstarrt in das Haus. Ein alter deutscher Invalide, der dem Pächter als Knecht, das heifst, als Sclavenaufseher diente, kroch aus einer Ecke hervor, gelähmt von der Gicht und wehklagend vor Schmerzen. Man bat um Hülfe zum Absatteln der Pferde, und Hereinholen des Gepäckes, und ein alter Sclave mit greisen Haaren begab sich hinaus. Der Invalide rief warnend nach, man möge sich vor ihm hüten, denn er sei ein arger Schelm und stehle alles was er kriegen könne. Aufser diesem und dem Taubstummen war noch ein dritter Sclave da, der ebenfalls nicht hören konnte und nur ein Auge hatte, nebst einem vier-

ten der vor wenig Wochen erst vom Schiffe gekommen, an der Capstadt gekauft war und eben so wenig ein Wort Holländisch, als irgend etwas von Aufwartung verstand. Ein kleines geraubtes Buschmansmädchen hatte sich, eingewickelt in ein Schaffell, neben dem Heerd auf die Erde gehuckt. Mit Mühe brachte man einige Holzsplittern zusammen um ein Feuer anzumachen und sich etwas zu erwärmen, aber das Holz war nafs vom Regen und qualmte entsetzlich. Obgleich man sich in dem Hause eines der wohlhabendsten Leute befand, waren keine Lichter zu bekommen, und man mufste sich begnügen bei dem trüben Schein des rauchenden Feuers zu sehen. Die Zimmer des Wirths waren verschlossen, und die ganze Gesellschaft, bestehend aus einigen Officieren, einer kleinen Dragoner-Escorte und mehrern Hottentotten mufste sich entschliessen, die Nacht ohne Lager, gemeinschaftlich neben dem Feuer zuzubringen. Zum Unglück ging es den guten Reisenden, wie es auch uns bei nassem Wetter und bösen, glatten Wegen so oft gegangen ist, ihre Packwagen blieben aus, und sie mufsten es sich in dem schmutzigen räucherigen und dumpfen Vorhause ohne alle Bequemlichkeit und Erquickung für die eine Nacht so gefallen lassen. — Indessen stöhnte der fortdaurend jammernde Invalide eine Einladung hervor, man möge sich doch von den Schafen bedienen, die abgestreift neben dem Heerd hingen, sie wären eigends für die Reisenden geschlachtet. In Ermangelung aller andern Speise sah man sich genöthigt, der Einladung zu folgen; einer der europäischen Bedienten

schnitt einige Stücken herunter und suchte sie so gut zu rösten, wie es ohne alles Küchengeräth eben gehen wollte. Es ging aber sehr schlecht und das Fleisch war in solchem Grade unschmackhaft, daſs fast nichts gegessen wurde. Um die lange Nacht einigermaaſsen zu kürzen, trat man in ein Gespräch mit der kleinen Buschmännin, als der einzigen, die noch Rede stehen konnte. Das Kind war ganz dreist, und antwortete naiv in gebrochenem mit Hottentottisch und Malayisch gemischtem Holländisch. Sie fühlte sich sehr unglücklich und erzählte, sie sei einmal davon gelaufen und wieder zu ihren Ältern gegangen, der Baas sei aber nachgekommen und habe sie wieder geholt. Man erinnerte sie, daſs sie es bei den Christen doch besser habe, als in ihrem Kraal. Das leugnete sie aber rund heraus und sagte, sie habe es sehr schlecht und bekomme viel Schläge. Man brachte das Gespräch auf die magern Schafe, von welchen man eben gegessen hatte und die fast noch ganz dahingen, und das Kind erzählte in seiner Unschuld, zwei davon wären an Krankheit gestorben und das dritte habe eben sterben wollen, als es geschlachtet wäre. Die Entdeckung war sehr unangenehm und erfüllte um so mehr mit Unwillen, da man eben auf dieser Reise aus den aufgenommenen Listen ersah, daſs dieser Pächter eine Heerde von 7400 Schafen besitze. Mein alter kranker Landsmann entschuldigte sich damit, sein Herr sei über die Maaſsen sparsam, daraus müsse man sich auch den übeln Zustand der Sclaven erklären, denn der Baas bringe aus der Capstadt immer nur solche Sclaven

mit, die am wenigsten Geld kosteten. Was aber den Einäugigen betreffe, mit dem schiefen Munde, so wären diese Fehler nur zufällig; indem ihm der Baas einmal aus Versehen zu fest ins Gesichte geschlagen! — Man kann sich vorstellen, daſs dieser unselige Aufenthalt verlassen ward, sobald die Wagen nur ankamen.

Ich brauche nicht zu erinnern, wie sehr der Reisende fehlen würde, der, wenn ihm zufällig mehr Beispiele der Art auf den Schneebergen vorkämen, das Lob, welches Hr. B. ihren Bewohnern ertheilt, für völlig ungegründet halten wollte, und doch ist eben dieser Schriftsteller nicht selten, gerade in diesen Fehler verfallen. Ich habe oben geäuſsert, daſs er *ihn vermieden* haben würde, wenn er unter günstigern Umständen gereist wäre und in der That war seine Reise von ungünstigen begleitet. Kaum einige Monate hatte er sich am Cap aufgehalten, als er die Reise antrat, unbekannt mit dem ganzen innern Leben der Colonisten, voreingenommen gegen ihre Grundsätze in jeder Hinsicht und der holländischen Sprache nur in sehr unvollkommenem Grade mächtig. Indessen er in jedem Colonisten nur einen Aufrührer und Ruhestöhrer erblickte, der nach der Strenge des Gesetzes zu richten und näherer Bekanntschaft kaum werth sei, betrachteten jene ihn nur als strafenden Richter, als den Abgesandten einer Regierung, die sie nicht liebten und schwer beleidigt hatten. Dazu kam die Begleitung des Herrn Meinier, der, wie wir oben gesehen haben, eben nicht Ursache noch Lust hatte, vortheilhaft von den Bauern zu denken und dessen Ge-

genwart auch in ihnen jedes aufkeimende Zutrauen erdrückte. So mufste sich ihm, da er mit fremden Augen sah, mit fremden Ohren hörte, leicht alles in gehässigem Lichte darstellen, und der Furchtsame und Unterwürfige so gut, wie der Dreiste und Trotzige verächtlich errcheinen. Ich setze dies absichtlich hier auseinander, weil von allem was uns dieser verdienstvolle Schriftsteller über die Capcolonie berichtet hat, nichts eifriger aufgefafst und in treuerem Gedächtnifs bewahrt ist, als seine Erzählungen von den Grausamkeiten, der Unwissenheit, Faulheit und Verkehrtheit der africanischen Pächter. Indessen seine schätzbaren Bemerkungen über die Natur des Landes, die politische Wichtigkeit der Colonie, über die Kaffern und manche andre nicht minder wissenswerthe Gegenstände fast schon wieder vergessen sind, weifs ein Jeder dafs ein africanischer Colonist seinen Sclaven und Hottentotten so lange zu prügeln pflegt, als seine Pfeife brennt, und dafs er unter seinem Zugochsen Feuer anmacht, wenn das arme Thier nicht mehr fortwill, beides Angaben, deren allgemeine Unwahrheit ich zwar nicht zu beweisen im Stande bin, von denen mir aber doch auch nie etwas vorgekommen ist. Nirgends hat man ihm diese Grausamkeiten lieber nacherzählt, als gerade in Deutschland und Journale und Almanache *) haben sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, solche der Menschheit zur höchsten Schande gereichende Handlungen zur

*) Unter andern: Göttingischer Taschencalender von Carl Reinhard 1803.

zur gröstmöglichen Kunde zu bringen. Ich will den Ursachen dieser Wahl nicht nachspüren, noch untersuchen, ob reines Mitleiden mit den, als Schlachtopfern dargestellten Unglücklichen, allein das Interesse für diese Erzählungen rege gemacht, ich werde zufrieden sein, wenn es mir gelingt, das Publicum billiger über den in der That nicht beneidenswerthen Zustand des africanischen Colonisten denken zu lehren.

Man glaube aber auch nicht, daſs es so leicht ist, diese Menschen genau kennen zu lernen, wenigstens wird dies auf einer einzigen Reise, besonders in Regierungsangelegenheiten oder im Gefolge einer Magistratsperson, nicht gelingen. Ich habe Manches in dem sittlichen Leben dieser Menschen erst dann einsehen und richtig beurtheilen gelernt, nachdem ich mehrere Jahre unter ihnen gereist, bei einigen Monate lang einsam gelebt und in vertrauterem Umgange mit ihnen zugebracht hatte. Vieles, was ich auf dieser ersten Reise bemerkt und niedergeschrieben hatte, hat sich mir zwei Jahre nachher ganz anders dargestellt. Um dies noch begreiflicher zu machen, darf ich nur daran erinnern, daſs selbst in unserm Vaterlande Ein Stand den andern selten genau kennt, und daſs es eine Kunst genannt wird, mit Bauern umzugehn. Wie viel mehr wird das nicht der Fall sein, wenn ein Europäer von einiger Bildung unter die rohen Africaner geräth, zumal wenn Vorurtheile von beiden Seiten und Unkunde der Sprache die Bekanntschaft überdies noch erschweren. — Man verzeihe die Abweichung, sie muſste einmal irgendwo Platz finden.

Der erste Ort in dem District der *Vorder-Schneeberge*, den wir besuchten, hieſs *Matjesfontein.* Auſser einem kleinen Garten, der unmittelbar neben der Quelle angelegt war, sah man rings um den ganzen Horizont auch nicht eine Spur von einem Strauch oder einem Baum. Zwei Familien, die diesen Platz bewohnten, zeichneten sich durch Gastfreiheit, Dienstfertigkeit und sanfte Sitten aus. — Hier traf Herr Stockenstroem, der neue Landdrost von *Graaff-Reynett*, bei uns ein und begleitete uns Nachmittags nach dem Platze: *Houd-Constant*, den ein gewisser Jacobus Olivier bewohnte. Der Weg dahin war schon einigermaaſsen gebirgiger und unter andern sahn wir eine enge sehr tiefe Schlucht, die einen sehr angenehmen überraschenden Anblick gewährte. Die Straſse von einem Bergrücken auf den andern führt gerade an dem Rande des Abgrundes hin, von welchem sich in der nassen Jahrszeit ein Wasserfall hinabstürzt. Jetzt sah man eine dunkle Tiefe von mehr als 100 Fuſs unter sich, die nassen Felswände mit frischem Grün bekleidet, und weiterhin einen kleinen Bach, der sich um die Ecke des Berges in ein unzugängliches Thal verlor.

Unsre Wagen hatten diesen Morgen erst spät *Graaff-Reynett* verlassen können, indem zwei Spanne von den zum Vorspann bestimmten Ochsen die Nacht vorher von den Buschmännern hinweggetrieben waren und man nicht sogleich andre anschaffen konnte. Die Wagen kamen daher, nachdem einige noch überdies durch die Ungeschick-

lichkeit der Treiber oft umgeworfen waren, erst spät um Mitternacht auf diesem Platze an. Hier wohnten abermals mehrere Familien bei einander, von denen die mehrsten wegen der Buschmänner für eine Zeitlang hiehergezogen waren. Da nun die Gebäude ohnehin nicht geräumig waren, so mufste der gröfste Theil der Gesellschaft, ungeachtet einer sehr empfindlichen Kälte, die Nacht im Freien zubringen. Mit anbrechendem Tage wurden einige Zelte aufgeschlagen und in einem derselben nahm der General-Commissär den Act der Beeidigung und förmlichen Anstellung des neuen Landdrosten von *Graaff-Reynett* vor, der darauf sogleich nach seinem neuen Posten zurückkehrte. Wir selbst setzten um 9 Uhr Morgens unsre Reise gegen den Gipfel des *Schneegebirges* unter sehr trauriger Stimmung der ganzen Gesellschaft weiter fort. Die Tochter unsers Chefs nemlich war mehrere Tage vor unsrer Abreise aus *Graaff-Reynett* von einem heftigen Fieber befallen, das nunmehr einen sehr bösartigen Character anzunehmen drohte. Es war nicht möglich gewesen, die Abreise aufzuschieben und sie selbst hatte nicht darein willigen wollen, getrennt von ihrem Vater, unter der Pflege ihrer Begleiterinnen und des Arztes, an dem unwirthbaren Orte zu bleiben. Man hatte ihr daher auf einem Wagen ein möglichst bequemes Lager bereitet und brachte sie so von einem Orte zum andern. Indessen war sie von der ersten Tagereise dermaafsen angegriffen, dafs sich in dieser letzten Nacht alle Zufälle bedeutend verschlimmerten und ihren Zustand äufserst

bedenklich machten. Die Kunst konnte sich nur in geringem Grade hülfreich zeigen, indem die erforderlichen diätetischen Mittel theils ganz fehlten, theils aber nicht in der nöthigen Reinheit zu Gebote standen. So war es z. B. kein geringes Uebel, daſs in dieser ganzen Gegend kein vollkommen reines Wasser zu haben war, das von Natron und andern fremden Beimischungen frei gewesen wäre. Bei den Berathschlagungen, ob es besser sei, hier zu bleiben oder weiter zu reisen, fühlte sich dennoch die Kranke stark genug, und bestand darauf, weitergebracht zu werden. Der Schmerz und die Sorgen des Vaters theilten sich indessen der ganzen Gesellschaft mit und die folgenden Tage wurden durch die immer wachsende Besorgniſs um das Leben der Kranken und durch die, ohnehin zum Trübsinn stimmende Einförmigkeit der Gegend, zu den unangenehmsten der ganzen Reise.

Kurz vor unsrer Abreise von *Houd-Constant* traf ein Bote aus der Capstadt ein, der unter mehrern Depechen für den General-Commissär auch für mich einige Briefe von meinen dortigen Freunden nebst einem Schreiben des Herrn Péron, mitbrachte, der eben jetzt auf der Rückkehr von seiner Südsee-Reise am Cap gelandet war. Der Zuruf eines fremden Gelehrten, mit dem nur die Liebe zu einer und derselben Wissenschaft mich befreundete, war mir in so weiter Ferne von allem litterarischen Verkehr doppelt erfreulich und eine Einlage von dem Herrn General Decaen, Gouverneur von *Isle de France*, in welcher der-

selbe mir die persönliche Bekanntschaft des verdienstvollen Naturforschers besonders wünschenswerth darstellte, liefs es mich bedauren, dafs ich gerade in dieser Zeit von der Capstadt abwesend sein mufste.

Wir erreichten um Mittag den Platz des eben vor acht Tagen zum Heemraad ernannten *Cobus van Heerden*, wo wir nach Maasgabe der Unfruchtbarkeit dieses Landstrichs mit einem sehr reichlichen Mittagsmahl bewirthet wurden. Aufser mancherlei Arten von Wildfleisch setzte man uns hier auch als eine Seltenheit frisches Obst vor, das auf dem Platze selbst gewonnen war. In der Nacht vor unsrer Ankunft hatten die Hunde des Wirths eine grofse gefleckte Hyäne, die der Hunger zu nahe an die Schafhürde gelockt haben mochte, dicht neben dem Hause todt gebissen. Die Leiche des Thieres und zweier Hunde, die ebenfalls ihr Leben hatten einbüfsen müssen, lagen noch auf dem Kampfplatz. Die übrigen Rüden hatten sich an die schattige Seite des Hauses zusammengedrängt und leckten ihre Wunden. Man wird nicht leicht kühnere und muthigere Hunde finden, als die der africanischen Colonisten und diese Eigenschaft verdanken sie allein den häufigen gefahrvollen Kämpfen, in welchen sie sich oft mit Hyänen und Leoparden zu messen Gelegenheit haben. Auf den Wohnplätzen der Schafzuchttreibenden Colonisten trifft man nicht selten zehn bis funfzehn grofse Hunde an, die gewöhnlich so bös sind, dafs man sich weder bei Tage noch bei Nacht dem Hause zu Fufs nähern darf.

Sie werden mit dem Abfall der geschlachteten Schafe genährt, sind aber gewöhnlich so mager und räudig, dafs es ein Jammer anzusehen ist. Die gewöhnlichste Race ist eine grofse Art von Windhunden, der sehr ähnlich, welche man dänische Hunde nennt. Man hält sie unter allen für die brauchbarsten und drei von ihnen sind im Stande den gröfsten Parder todtzubeissen. Sie werden frühe darauf abgerichtet und sind besonders deshalb sehr nützlich, weil sie eine Menge Pulver und Blei ersparen, welches beides, besonders zu gewissen Zeiten der gehemmten Zufuhr aus Europa, unter den Colonisten eine sehr sparsam vorräthige Waare ist. Auf manchen Pächtereien sieht man drei bis vier Hunde allein auf die Jagd gehen, um ihrem Herrn einen Braten zu fangen. In etwas wildreichen Gegenden fehlt es selten, dafs sie nicht einen *Buschbock*, ein *Hartebeest* oder einen *Springbock* erlegen sollten. In diesem Falle kommt einer von ihnen allein nach Haus und ruht nicht eher, als bis jemand mit ihm geht, um die Beute nach Hause zu holen. Die übrigen bleiben so lange ruhig bei dem Wilde, um es gegen Raubthiere zu bewachen. Ich bin Augenzeuge eines solchen Falles gewesen auf dem Platz des Herrn Meiburgh an *eerste Rivier*, wo eben in meiner Gegenwart ein Hund zu seinem Herrn heranlief und ihm durch allerhand Bewegungen verrieth, dafs er etwas gefangen habe. Man sah sich nach den übrigen Hunden um und fand dafs noch zwei fehlten. Dies war Beweis genug, dafs sie aus freiem Antrieb auf die Jagd

gegangen waren, und als wir dem Hunde folgten, fanden wir wirklich drei Viertelstunden von dem Hause die beiden andern neben einer Antilope liegen. Sie hatten dem Thiere die Gurgel abgebissen und begnügten sich das herausfließsende Blut zu lecken; man weidete es aus und gab ihnen, wie sie es gewohnt sind, das sämtliche Eingeweide gleich auf der Stelle zur Belohnung. —

Welch ein nützlicher Gesellschafter der Hund unter allen Himmelsstrichen dem Menschen sein mag, keinem kommen seine Dienste besser zu Statten, als dem einsamen africanischen Colonisten und nirgend scheinen alle seine Eigenschaften, selbst die des etwas verwilderten Zustandes, so ganz an ihrer Stelle zu sein, als eben hier. Denn er muſs nicht nur Diebe und Räuber abhalten, sondern auch den Kampf mit den, an Kraft überlegenem reissenden Thieren nicht scheuen und durch Gewandheit und Schlauheit ersetzen, was ihm an Kraft abgeht. Die Dressur kommt noch zu Hülfe und lehrt ihn, beim ersten Angriff den Instinct verleugnen und den Feind nicht an der Gurgel, sondern am Ohr packen, damit seine Mitkämpfer das Thier desto sicherer an der tödtlichsten Stelle zu fassen im Stande seien.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daſs ohne Hunde und zwar ohne solche Hunde diese Gegenden ganz unbewohnbar sein würden. Durch sie wird der Bosjesman wie der Parder und Jakal abgewehrt, und selbst den Löwen schreckt das muthige Bellen der treuen Schaar zurück, der an Wachsamkeit und Genügsamkeit keine andre

Dienerschaft gleich gefunden werden möchte. Man kann es daher den Colonisten, die überhaupt sehr an alten Gewohnheiten kleben, eben nicht verargen, daſs sie keine andre Hunderace eingeführt wissen wollen, als die oben genannte, die durch Vermischung mit dem Schäferhunde freilich hin und wieder auf mancherlei Weise ausartet. Schöne Hunde sieht man in der ganzen Colonie nicht, und der Pudel und Hühnerhund kommen nur höchst einzeln einmal in der Capstadt bei europäischen Herrn vor. Die Engländer haben den Newfoundland-Dog und andre starke Hunderacen eingeführt, es scheint aber, als ob sie sich mit dem Clima nicht vertragen können, denn man hat die allgemeine Bemerkung gemacht, daſs die Hunde von dieser Race, ehe sie zwei Jahr alt werden, eine auszehrende Seuche bekommen, von welcher nur sehr wenige genesen. Herr Duckitt, ein sehr geschickter englischer Oeconom, hat seit mehrern Jahren Versuche darüber angestellt, die alle unglücklich ausgefallen sind. Dagegen ist es sehr merkwürdig, daſs man in der ganzen Colonie kein Beispiel von Hundswuth kennt, ein neuer Beweis, daſs diese Krankheit ihren Grund nicht sowohl in der erhöhten Temperatur der Luft allein, als vielmehr in andern climatischen Beschaffenheiten der Atmosphäre haben muſs. Vielleicht trägt die chemische Beschaffenheit des Wassers, das fast durchgehends natronhaltig ist, einiges dazu bei.

Die gefleckte Hyäne (*Hyäna Crocuta*) wird hier schlechtweg *der Wolf* genannt, wie man

denn überhaupt für die mehrsten Benennungen der eigenthümlichen africanischen Gegenstände, nur die am nächsten liegenden europäischen Ausdrücke genommen hat. Dieses Thier ist bei weitem das häufigste unter allen Raubthieren und findet sich selbst noch in den Schluchten des *Tafelberges*, so, daſs die Pächtereien ganz in der Nähe der Capstadt nicht selten davon beunruhigt werden, ja im Jahr 1804 ereignete sich einmal der Fall, daſs sich eine Hyäne bei Nacht in die Stadt selbst, bis vor das Hospital, wagte. Sie hält sich im Winter auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten sumpfigen Stellen groſser Ebenen auf, wo sie in dem hohen Schilf den Hasen, Viverren und Jerboas auflauert, die an solchen Stellen allenfalls noch Wasser, Kühlung oder Nahrung suchen. Die Güterbesitzer in der Nähe der Capstadt stellen fast jährlich in der capischen Fläche Wolfs-Jagden an, denen ich wohl zuweilen beigewohnt habe. Es giebt dort mehrere solcher, mit Schilfrohr bewachsener Niederungen, eine jede derselben wird umzingelt und an mehrern Stellen unter dem Winde in Brand gesteckt. Sobald die Hitze das Thier zwingt, seinen Hinterhalt zu verlassen, fallen es die ringsum aufgestellten Hunde an, und der Anblick dieses Kampfes ist der Hauptzweck der ganzen Unternehmung. Nebenher hat es einigen Nutzen, daſs eine solche *Valley* abgebrannt wird, denn sie trägt das nächste Jahr besseres Rohr und zugleich ist es doch allemal ein kleines Verdienst, ein Raubthier aus der Welt zu schaffen. Inzwischen bringen die Hyänen

in der Nähe der Stadt wohl weniger Schaden, als Nutzen; sie verzehren manches Aas und vermindern die Zahl der diebischen Paviane und der listigen Genettkatzen. Man hört es sehr selten, daſs die Hyäne in diesen dichter bewohnten Gegenden ein Schaf gestohlen, denn sie ist scheu von Natur und flieht vor dem Menschen. Man weiſs kein Beispiel, daſs sie einen Menschen angefallen, und wie oft ich selbst auch, besonders zwischen *Constantia* und den *Wynbergen* bei Nacht solchen gefleckten Hyänen begegnet bin, habe ich sie doch nie anders, als auf der Flucht gesehen. Wahr ist es, was Manche für eine Fabel halten, daſs dieses Thier bei Nacht gröſser nnd heller von Farbe erscheine, als es ist, ja es kommt einem vor, als wäre es ganz weiſs. Ich wage es nicht, den Grund dieser Erscheinung zu bestimmen, versichere aber, daſs ich selbst durch den Augenschein davon bin überzeugt worden. Die eigentliche Farbe des Thiers ist ein schmutziges Weiſs mit unregelmäſsigen schwarzen Flecken. Es erreicht eine Höhe von drittehalb, eine Länge von vier Fuſs; sein Haar ist struppig und fettig, auf dem Rücken etwas dicker und länger, als übrigens. Der Kopf ist weniger spitz, als bei der gestreiften Hyäne, aber es trägt ihn, eben wie jene, niedrig mit gebogenem Nacken und sein Blick ist boshaft und scheu. Man hat auch hier die Sage von diesem Thier, es sei ein Zwitter, wie man dasselbe schon von Alters her von der nordafricanischen Hyäne behauptet hat *). Diese Meinung beruht aber

*) So findet sich in den apokryphischen Büchern des

allein auf dem Umstande, daſs die Geschlechter, zumal in jüngern Jahren, äuſserlich nicht wohl zu unterscheiden sind. Herr Friedr. Kirsten hatte einmal die Güte, mir zwei ausgewachsene Foetus zu senden, die in dem Leibe einer, auf seinem Gute an den *Wynbergen* gefangenen und getödteten Hyäne gefunden waren. Sie waren äuſserlich durchaus in nichts unterschieden, obgleich man auch nicht im Stande war, zu bestimmen, zu welchem Geschlecht sie gehörten; die Section aber lehrte deutlich, daſs das eine ein Männchen, das andre ein Weibchen sei. Sie waren beide dunkelgrau von Farbe, hatten vollkommen die Gestalt junger Hunde und ich bemerkte, daſs sie ebenfalls *blind* gebohren werden.

Fast auf jeder Pächterei findet man, in einiger Entfernung von dem Wohnhause, ein sogenanntes *Wolvehuis*, das heiſst eine Hyänenfalle, ein von Steinen roh aufgeführtes Gebäude von sechs bis acht Fuſs im Quadrat mit einer schweren Fallthür versehen, die von innen ganz nach Art einer Mausefalle mit der Lockspeise in Verbindung steht und zuschlägt, sobald das Raubthier das hingelegte Aas von der Stelle bewegt. Ähnliche Fallen werden auch den Pardern gestellt,

neuen Testaments (Wandsbeck 1710) zwei Briefe des heiligen Barnabas an eine gewisse Gemeinde, in deren letztem es (Cap. 8 v. 15 u. 16) heiſst:

Du sollt auch nicht, spricht er (Moses) die Hyänam essen, das ist, du sollt kein Hurer oder Ehebrecher sein, noch solchen gleich werden. Warum? Weil dieses Thier ein Jahr ums andre die Natur verändert und bald ein Männlein, bald ein Weiblein wird.

doch unterscheiden sich diese dann dadurch, daſs sie von oben durch aufgelegtes Gebälk geschlossen sind, dahingegen die Wolfsfallen ganz offen sind, weil dieses Thier nicht springt noch klettert. In der Gegend von *Paarl* ereignete sich während meines Aufenthalts das Unglück, daſs einem Colonisten Namens Lattaignant, eben als er die Falle gestellt hatte und auf allen Vieren wieder herauskroch, die Thür wieder zufiel und ihm beide Beine zerschlug. In andern Gegenden stellt man den Raubthieren auch wohl Selbstschüsse, die besonders geschickt angelegt sind. Man gräbt nemlich eine ziemlich tiefe Rinne, in welcher das Gewehr liegt und der Strick bis zu der Lockspeise fortläuft. Diese selbst liegt am Ende der Rinne, da, wo sie in einen breitern Graben ausläuft, so daſs das Thier nicht anders dazu gelangen kann, als gerade an der Stelle wohin die Kugel treffen muſs. Nur dem listigen und gewandten Jakal gelingt es zuweilen, das beigelegte Fleisch von der Seite herauszuholen und dem Schuſs auszuweichen. — In der Gegend von *Olifantsrivier* (an der Westküste) pflegt man die Hyänen mit vergiftetem Fleisch zu tödten, denn dort allein wächst ein Baum, dessen Nuſs-ähnliche Frucht, unreif abgepflückt und mit dem Fleische gekocht, es zu einer unfehlbar tödlichen Nahrung für die Hyänen macht. Man findet aber diese unter dem Namen *Wolvegift* bekannte Frucht nirgend anders, als dort; ich habe sie nie zu sehen bekommen und weiſs nur, daſs das Laub dieses Baums den Lorbeerblättern sehr ähnlich sein soll.

Da Zeit und Umstände es nicht erlaubten, eine genaue Untersuchung der todten Hyäne vorzunehmen, so begnügte ich mich, den Kopf abzuschneiden, um den Schädel für meine Sammlungen zu bewahren.

Am Abend dieser Tagereise erreichten wir eine der höchsten Gegenden der *Schneeberge*, den Platz *Rhenosterfontein*, (die Rhinocerosquelle), einem gewissen Barend Bürgers zugehörig, der ebenfalls, aber schon seit längerer Zeit Heemraad von *Graaff-Reynett* war, und mit besonderm Recht eine solche Würde verdiente. Denn er gehört nach einstimmigem Urtheil zu den bravsten und verständigsten Einwohnern der Colonie, sowie auch seine Pächterei nur wenige ihres Gleichen hat. Die oben gerühmte Fruchtbarkeit dieser Gegend wird hier durch eine der ergiebigsten Quellen zu einem besondern Grade erhöht. Mit vieler Sorgfalt wird alles Wasser, das sie liefert, sparsam in weiten Behältern gesammelt und von hieraus durch Canäle, von denen einer mehr als eine Stunde lang ist, auf die fruchtbarsten Stellen hingeleitet. Ausgedehnte Obstgärten lieferten Pfirsichen, Apricosen, Granatäpfel, Bananen, Mandeln, Feigen, Weintrauben und Sinaäpfel in Überfluſs und von den schönsten Sorten. In den Niederungen sah man noch die Stoppeln von weit ausgedehnten Kornfeldern und Abends kehrten zahllose Heerden von Schafen, Ziegen, Hornvieh und Pferden aus dem Felde zurück. Von seinem Reichthum hatte Bürgers einen Theil dazu verwendet, ein Wohnhaus zu bauen, wie man es

überhaupt wenig in der Colonie, am wenigsten aber in den so ganz von Holz entblöſsten *Schneebergen* antrifft, wo die Häuser fast alle das Ansehn und die Bauart von den Hütten im *Roggeveld* haben. Daneben standen eine Menge kleinerer reinlicher Gebäude zu Wohnungen für Sclaven und Hottentotten, zu Scheunen, Magazinen, Werkstätten u. s. w. Selbst in der Nähe der Capstadt findet man nicht viel Pächtereien, die dies freundliche, wohlhabende Ansehn haben. Das anständige, sanftmüthige Betragen der Bewohner dieses Orts, ihre Familieneintracht und das fröhliche Aussehn der Sclaven bewies auch sogleich, welche vortheilhaft rückwirkende Kraft die etwas verfeinerten Lebensgenüsse auf die sittliche Bildung des Menschen haben. Das Leben dieser Leute war einmal wieder ganz dem patriarchalischen zu vergleichen und mit wahrhaftem Bedauren verlieſsen wir sie am folgenden Tage, um den angenehmen Aufenthalt wieder mit dem gewohnten Einerlei eines africanischen Tagemarsches zu vertauschen. Wir passirten einigemal einen kleinen Fluſs, den *Büffelsrivier*, dessen Ufern wir abwärts folgten, und sahen halb vor uns zu unsrer Rechten den Gipfel des *Compaſsberges*, den der Gouverneur Plettenberg in Gesellschaft des Obersten Gordon auf seiner Reise im Jahr 1778 selbst bestieg. Er erhielt damals seinen Namen daher, weil man hier die ganze Gegend übersehen und zum Behuf der Karte orientiren konnte. — Indem wir auf allmählig sich neigendem Terrain weiter gen W.N.W. an dem trocknen Bette des

Flusses hinzogen, gelangten wir zu den Ruinen einer vormals ansehnlichen Pächterei, die dem Bruder des Heemraad Bürgers gehört hatte, nun aber durch völliges Versiegen der Quellen unbrauchbar geworden war. Das gehört auch noch zu den Übeln dieses Landes und vereitelt manche kluge Unternehmung, daſs eine Quelle, die seit Menschengedenken gelaufen hat, zuweilen plötzlich versiegt. Von dem Augenblick an sind alle daneben errichtete Gebäude, alle Garten-Anlagen, alle Anpflanzungen von Bäumen verloren und das Ganze, das dem Besitzer vielleicht viele Tausend Gulden im Ankauf gekostet hat, ist nun unter allen nennbaren Werth herabgesunken. Glücklich genug, wenn ihn die Last der, auf dem Grundstück haftenden Schulden nicht ganz zu Boden drückt, muſs er mit seinem ganzen Viehstand und aller beweglichen Habe einen andern Wohnort aufsuchen und seinen Haushalt von Neuem beginnen.

Wir wurden gegen Mittag freundlich empfangen auf der *Rietvalley*, bei dem Sohn des Heemraad Bürgers. Der junge Mann war noch nicht lange verheirathet und fing, unterstützt von seinem wohlhabenden Vater eben an, den Zustand seiner von dem vorigen Besitzer etwas vernachläſsigten Pächterei zu verbessern. Hier gab unsre Kranke, die in den letzten beiden Tagen sich in einem sehr bedenklichen Zustande befunden hatte, zuerst wieder Hoffnung zur Genesung. Die an dem letzten Aufenthaltsorte genossenen Erquickungen, einige kühne Gaben kräftiger Arzneimittel

und vielleicht selbst die mäſsige Bewegung auf einem möglichst bequemen Lager, bei guten Wegen und angenehmer Luft schienen wohlthätig auf sie gewirkt zu haben. Sie genoſs hier zum erstenmal ein Paar Stunden ruhigen Schlafs und von dieser Zeit an minderten sich allmählig das Fieber und die krampfhaften Zufälle.

Nachdem wir den noch übrigen Theil der heutigen Tagereise auf fortdaurend abhängigem Wege zurückgelegt hatten, kamen wir Abends an den letzten Platz im Bezirk der *Schneeberge*, den ein Schwiegersohn des Heemraad Bürgers bewohnte. Bis hieher hatte uns der Alte begleitet und als man ihm beim Abschiede bemerkte, daſs es ihm doch eine groſse Freude sein müsse, seine Kinder alle so in der Nähe zu haben, antwortete er, daſs ihm der Ankauf aller dieser benachbarten Plätze zwar theuer genug zu stehen komme, dagegen habe er aber auch das, in seinem zunehmenden Alter unschätzbare Vergnügen, alle Sonnabend Abend seine sämtlichen Kinder und Enkel bei sich zu sehn, um des andern Morgens gemeinschaftlich mit ihnen seinen feierlichen Haus-Gottesdienst zu halten. Der ganze Sonntag werde nachher unter frohen Gesprächen und Spatziergängen zugebracht und am Montag Morgen kehre ein jeder nach seinem Hause und zu seiner Arbeit zurück.

Unser dermalige Aufenthaltsort hieſs *Brakfontein* und in der That hatte das Wasser einen so überaus widerlichen Geschmack, daſs es fast nicht trinkbar war. Die mehrsten von unsrer

Ge-

Gesellschaft waren indessen nach und nach an die harte Entbehrung des reinen Trinkwassers gewöhnt, und seitdem uns auf unsrer Reise nach *Herrmannus-Kraal* der Durst einmal soweit getrieben hatte, aus einer stehenden Lache zu trinken, die so schlammig war, daſs das wenige Wasser durch ein platt aufgelegtes Tuch aufgesogen werden muſste, seitdem kannten wir keinen Ekel mehr, wenn es darauf ankam, den Durst zu löschen.

Wir gelangten nunmehr in die sogenannte *Köüb* *) oder *Nieuweveld* (das neue Feld, weil es mit am spätesten von den Colonisten bevölkert ward). Diese Gegend ist ziemlich eben, macht einen Theil der groſsen *Karroo* aus und ist, einzelne wenige Stellen ausgenommen, in dem gröſsten Theil des Jahrs durchaus dürr und unbewohnbar. Wir hatten daher hier die unangenehme Aussicht, in den nächsten sieben Tagereisen nur zwei Häuser anzutreffen, von denen wir das eine in wenigen Stunden, das andre in zwei Tagen erreichen konnten. Auf den Höhen der *Schneeberge* hatten wir die Wärme allezeit gemäſsigt gefunden, hier quälte uns wieder eine unerträgliche Hitze, die, wie in den Ebenen von *Camdeboo*, fast sichtbar glühend aus dem nackten und harten Thonboden aufstieg.

Desto erfreulicher überraschte uns der Anblick jener Pächterei, der letzten, die wir in dieser

*) t'²Köüb (in dem Dialect der Coranen t'³Kchaaub) heiſst ein Feld, ein Landstrich überhaupt. Karroo ist ursprünglich adjectiv, und bedeutet hart.

Gegend sehen sollten. Sie hieſs *de Towerfontein* (die Zauberquelle *) und war von gar guten freundlichen Leuten, der Familie eines gewissen Jonathan Jacob van Aschwege bewohnt. Hier sah man wieder recht auffallend, zu welchem Paradies dieses Land umgeschaffen sein würde, wenn es überall hinreichend mit Wasser versehen wäre. Mitten in dieser Wüste war eine einzige ziemlich ergiebige Quelle, die an diesem Ort flieſst, allein hinreichend, einen ziemlich ausgedehnten Landstrich zu dem fruchtbarsten zu machen, den man sich vorstellen kann. Alle Arten von Obst, Gemüse und Gartenfrüchten gedeihen hier wunderbar und mittelmäſsige Sorten davon, veredelten sich binnen wenigen Jahren. Der Wein, den der Besitzer gewann, war ohne allen Vergleich besser, als der, welchen wir in *Graaff-Reynett* gefunden hatten und gröſsere Mandelbäume als hier giebt es nirgends in der ganzen Colonie. Überhaupt ist es ausgemacht, daſs gutbewässerter *Karroogrund* der fruchtbarste von allen ist. Um so mehr ist es zu beklagen, daſs die einsame und entfernte Lage dieser Zauberquelle vor der Hand noch nicht verstattet, vollen Gebrauch von ihren Segnungen zu machen. Denn es ist auch nicht die entfernteste

*) Eben so giebt es in mehrern Gegenden Berge, die den Namen Towerberg, Zauberberg tragen. Herr Barrow verwechselt dies Tower mit dem englischen Tower (Thurm) und bringt (I. S. 332.) eben nicht ganz passend ein Paar Verse von Shakespeare bei, in welchen ein Berg mit einem Thurm verglichen wird: „Above the rest in shape and gesture proudly eminent, stood like a tower. —"

Hoffnung auf Absatz der Producte, noch die Möglichkeit vorhanden, bei so weitem und mühsamen Transport der gewonnenen Früchte, baaren Gewinn zu haben. Daher beschränken sich die Einkünfte dieser Pächterei fast allein auf den Gewinn, den die Schaf- und Rindviehzucht bringt und nur ein Geringes wird nebenher aus dem Verkauf der Rosinen und andrer getrockneter Früchte erübrigt. —

Die einsame Lage dieses Platzes hat aber auch noch den grofsen Nachtheil, dafs hier die Räubereien der Buschmänner und der wilden Thiere viel schwerer abzuwehren sind, da beide sich in diesem unbewohnten Landstrich viel häufiger aufhalten und nicht so leicht Hülfe von den zu entfernten Nachbaren herbeizuschaffen ist. Die umliegende Gegend war häufig der Schauplatz von Kämpfen mit diesen Wilden gewesen und Van Aschwege erzählte mir beiläufig, dafs noch wenige Stunden von hier im freien Felde die Gerippe einiger Buschmänner lägen, die der vorige Besitzer des Platzes dort vor einigen Jahren erschossen habe, weil sie ihm seine Ochsen gestohlen. Schon lange begierig, einen Schädel von einem dieser merkwürdigen Wilden zu besitzen, bat ich unsern Wirth zu erlauben, dafs einer seiner Hottentotten oder Sclaven gegen ein gutes Trinkgeld mir einen Schädel hole. Er gestand das willig zu, aber weder durch Bitten noch Drohungen war einer von allen seinen Leuten zu bewegen, das Botenlohn zu verdienen. Sie erklärten, sie würden lieber ein schweres Paket von

Graaff-Reynett holen, als einen Todtenkopf nur eine Viertelstunde weit tragen, und so allgemein ist dies Vorurtheil, daſs der Hausherr selbst, so gefällig er übrigens war, mir die Bitte abschlug, gelegentlich einen der Schädel nach der Capstadt mitzubringen. Alles was ich erlangen konnte, war, daſs einer der Sclaven mitritt, mir den Ort zu zeigen, für welche Gefälligkeit er aber nachher kein Geld nehmen wollte, sondern sich irgend ein altes Kleidungsstück ausbat. Auf der angewiesenen Stelle fand ich von etwa vier Menschen die Gebeine, die aber von den Löwen dermaaſsen auseinandergezerrt und zernagt waren, daſs nur mit Mühe die halb kenntlichen Fragmente von zwei Schädeln zusammengefunden wurden, die mir aber in Ermangelung besserer Exemplare fürerst ein ganzer Schatz dünkten. Mein Wegweiser blieb dabei ruhig von ferne stehen und lieſs sich nicht dazu verleiten, mir unterwegs auch nur einen Augenblick die Last abzunehmen.

Es war bereits Nacht, als ich wieder bei der Gesellschaft eintraf, die sich inzwischen im offenen Felde in der Nähe des *Büffelriviers* gelagert hatte. In dem Flusse war an einer kleinen Stelle noch ein Vorrath ziemlich trinkbaren Wassers und rund umher wuchsen üppiger mehrere Arten von *Rhus*, die hier alle unter dem gemeinsamen Namen *Karreeboom* begriffen werden. Daher trug denn auch dieser Ort den Namen *Karreebosch*. Die Menge von Wild- besonders von Löwenspuren die sich um das Wasser her fanden, bewiesen, daſs es wohl eben weiter kein Wasser in dieser

Gegend geben mag, und daſs Alles was hier herum lebt, seinen Durst hier löschen muſs. Wir machten inzwischen für diese eine Nacht den alten Besitzern ihr Recht streitig und muſsten dafür von allen Seiten ein unwilliges Gebrülle vernehmen, das uns bis Mitternacht nicht schlafen lieſs und unser Vieh besonders beunruhigte. Spät Abends erhielten wir noch einen Boten von dem freundlichen Aschwege, der eine Menge junger Gemüse und Früchte, besonders zur Erquickung für die Kranke, überbrachte. Es war eben der Hottentotte, der sich Nachmittags am heftigsten gegen die Expedition nach den Bosjesmannsschädeln gesträubt hatte. Ich fragte ihn, ob er sich denn nicht auch fürchte, im Dunkeln durch alle die Löwen hindurchzugehn; darauf antwortete er, auf sein Gewehr zeigend, einen Löwen wisse er sich vom Leibe zu halten, aber gegen einen Todtenkopf sei nichts anzufangen. Ich wage es nicht, zu entscheiden, ob diese abergläubische Furcht den Eingebornen eigen gewesen oder ihnen erst durch die eingewanderten Weiſsen eingeimpft worden. Indessen, dünkt mich, liegen die ersten Regungen dazu in der Seele jedes auch des rohesten Menschen und es gehört gewiſs ein nicht geringer Grad allgemeiner Bildung dazu, daſs ein ganzes Volk sich von den unwillkührlichen Vorurtheilen über die geheimen Kräfte der Überreste menschlicher Körper losreiſse.

Wir legten am folgenden Tage eine groſse Strecke durch eine, überall gleich dürre Wüste zurück und ruhten Mittags eine Zeitlang an einem

Ausspannplatze, der *de Waayfontein* genannt wird. Hier hatte einer unsrer Begleiter einmal die Skelette von einem Parder und einem Gemsbock neben einander gefunden und führte dies an als eine Bestätigung der Meinung, daſs diese Art von Antilopen im Stande sei, mit ihren langen und spitzen Hörnern ein, von hinten aufspringendes Raubthier tödlich zu verwunden. Überhaupt ist der Gemsbock *) von allen Antilopen die muthigste und wehrt sich gegen die sie verfolgenden Hunde mit auffallender Kühnheit. Bei der Beschaffenheit ihrer Hörner ist es gar wohl denkbar, daſs eine kräftige Zurückbiegung des Nackens, zu welcher die Angst das Thier von selbst treibt, dem auf seinem Rücken sich anklammernden Parder gefährlich und tödlich werden könne.

Die Beschwerden dieser heiſsen und mühsamen Tagereise wurden gar sehr gemildert durch den Anblick des vielen groſsen und kleinen Wildes, das wir in diesen dürren Ebenen antrafen. Wir sahen mehrere Truppen Quaggas, Hartebeesten, Gemsböcke, Elenn-Antilopen und Strauſse, von Zeit zu Zeit abwechselnd mit einzelnen Steinböcken, Hasen und Rebhühnern. Gegen Abend begegneten wir noch einem Jakal, einer wilden Katze und drei Ebern. Einer unsrer Begleiter, der auf einen Trupp Elenn-Antilopen Jagd gemacht hatte, kam nach einiger Zeit zu dem Zuge zurück und meldete, daſs er eins von ihnen erlegt habe.

*) Antilope Oryx Pall. Die ausführliche Beschreibung dieses Thiers an einer andern Stelle.

Um es zu sehen, mufsten wir einen Umweg von einer starken Stunde machen, wurden aber für unsre Mühe noch dadurch belohnt, dafs wir mitten im Felde ein Straufs-Nest fanden, in welchem neunzehn Eier lagen. Das geschossene Elenn war ein grofses Männchen, dessen Gewicht ungefähr 800 Pfund betragen mochte. Diese Antilope ist unter allen die gröfste und macht den Übergang von dieser Gattung zum Rindvieh. Sie erreicht eine Länge von 7 bis 8 Fufs *) und eine Höhe von vier und etwas darüber. Das Haar ist hellgrau von Farbe und meistens sehr dünne anliegend, so dafs die Haut, die etwas schwärzlich ist, durchscheint. Die ganze Form des Leibes und Kopfes ist die des Rindes, nur ist es überhaupt schlanker und unterscheidet sich am auffallendsten durch die gewundenen gerade aufstehenden Hörner, die mit der Stirn und Nase in einer Fläche liegen, und bei alten Thieren mit den Spitzen ein wenig nach vorn gebogen sind. Unter allen Antilopen ist diese die einzige, die einen wahren Ochsenschwanz hat. Sie hält sich an den Grenzen der Colonie noch in ziemlich grofsen Heerden von 20 bis 30 Stücken auf, am häufigsten aber sieht man ihrer acht bis zehn beisammen, von denen eins, höchstens zwei männlichen Geschlechts sind. Ihre Nahrung sind dieselben Kräuter, die in den bewohnteren Gegenden das trefliche Futter für die Schafe und Rinder abgeben und deren aromatische

*) Herr Barrow mafs $10\frac{1}{2}$ Fufs Länge; wahrscheinlich den Schwanz mit eingerechnet.

Eigenschaft allem Vieh so besonders wohlthätig zu sein scheint. Beim Ausweiden des Thieres füllte der Geruch der in dem Magen und den Eingeweiden enthaltenen Kräuter die Luft rings umher, obgleich eben diese Kräuter, wenn man sie trocken abpflückt, wenig duften und man erst durch den Geschmack von ihrer Kraft überzeugt wird. Das Elenn läuft sehr schnell und ein Pferd würde es nicht einholen, wenn es eben so anhaltend als geschwinde laufen könnte. Es ermüdet aber gar bald und die Bauern behaupten man könne dies Thier leichter als irgend ein andres durch anhaltendes Verfolgen zu Tode jagen. Als eine besondre Merkwürdigkeit führen sie an, daſs man in solchen zu Tode gejagten das Fett des Herzbeutels, welches bei diesen Thieren in einer Menge von 6 bis 8 Pfund vorhanden ist, in völlig flüssigem Zustande antreffe und in dem Schmelzen dieses Fettes glauben sie die Ursache des Todes zu finden. Der Geschmack des Elennfleisches hat am mehrsten Ähnlichkeit mit dem des Rindfleisches, doch hat es noch einen Nebengeschmack, der vorzüglich auffallend und unangenehm wird, wenn man genöthigt ist, sich mehrere Tage hinter einander von frischem Elennfleisch zu nähren. Geräuchert aber verliert es diesen Geschmack ganz und besonders sind die oben beschriebenen *Biltongen*, die man roh genieſst, eine wahre Leckerei. — Die weite Entfernung von dem Ort, der zu unserm Nachtlager bestimmt war, verstattete nicht, vollen Gebrauch von unsrer Beute zu machen. Wir lieſsen inzwischen einen unsrer Hot-

tentotten dabei, der die besten Stücke herausschneiden sollte und schickten ihm, nachdem wir in unserm Lager am *Zoutrivier* angekommen waren, noch ein Paar andre nach, um das Fleisch und den Schädel tragen zu helfen. Er begegnete ihnen aber schon unterwegs mit einem kleinen Theil des Fleisches, denn die Löwen hatten bei einbrechender Dämmerung das Recht des Stärkern geltend gemacht und ihn von seinem Posten verjagt.

Unter den gefundnen Strauſs-Eiern waren nur wenige, die noch zum Essen getaugt hätten, denn die mehrsten waren schon bebrütet und enthielten halb ausgewachsene Küchlein. Unsre Hottentotten verschmäheten indessen auch diese nicht und brieten sie sich in den Schalen mit Hammelfett. Ich habe in der Folge diese, nach unsern Begriffen ekelhafte Kost wohl selbst versucht und in der That sehr schmackhaft gefunden.

Die Lebensart des Strauſses ist so merkwürdig und von den früheren Reisenden so wenig vollständig beschrieben, daſs ich mich nicht enthalten kann, schon hier dasjenige was ich auf meinen nachherigen Reisen darüber erfahren habe, beizubringen.

Ich habe oben (S. 120) einer groſsen Strauſsenheerde erwähnt, die wir in der Nähe des *Komberges* antrafen. In jener Gegend zwingt nemlich die Dürre und Hitze zuweilen diese Riesenvögel, die Ebenen zu verlassen und dann trifft eine groſse Anzahl auf den Höhen zusammen, die gemeinschaftlich fortzieht und sich durch neuhinzukom-

mende stets vermehrt. Gewöhnlich aber und besonders in der Brütezeit, leben nie mehr als vier bis fünf beisammen, nemlich ein Hahn und die übrigen Hennen. Alle die Hennen legen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, das aus nichts weiter besteht, als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Thonboden, die so groſs ist, daſs sie sie beim Brüten eben bedecken können. Rund umher scharren sie mit den Füſsen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äuſsersten Kreise anlehnen. Jedes Ei in dem Nest steht auf der Spitze, damit ihrer die gröstmögliche Zahl Platz finde. Sobald zehn bis zwölf Eier in dem Neste sind, fangen sie an zu brüten und zwar abwechselnd, indem am Tage sich die Hennen einander ablösen; bei Nacht aber brütet das Männchen allein, um die Angriffe der Jakals und wilden Katzen abwehren zu können, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig solche kleinere Raubthiere erschlagen neben den Nestern gefunden, ein Beweis, daſs die Strauſse sich nicht nur mit ihnen in einen Kampf einlassen, sondern sie auch zu besiegen wissen. Ein Schlag von ihren plumpen Füſsen ist hinreichend, ein solches Thier zu Boden zu strecken.

Indessen legen die Hennen während des Brütens immer fort und nicht nur bis das Nest voll ist, welcher Fall eintritt, sobald dreissig Eier darin sind, sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt, die Raubsucht der oben genannten Feinde zu befrie-

digen, denen sie lieber diese frischen Eier, als die schon bebrüteten Preis geben will. Indessen haben sie noch eine wichtigere Bestimmung, die nemlich, den jungen Straufsen, die gleich wenn sie ausgekrochen sind, schon die Gröfse eines gewöhnlichen Huhns hahen und deren zarte Magen doch nicht gleich das harte Futter der Alten vertragen, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen eins dieser Eier nach dem andern und bringen sie durch dieses nahrhafte Futter in kurzem soweit, dafs sie selbst im Stande sind, sich im Felde ihre Nahrung zu suchen. Die Vermehrung der Straufse würde ganz beispiellos sein, wenn sie nicht eine so grofse Menge von Feinden hätten, die besonders von den Jungen so viele vertilgen.

Der Straufs ist ein sehr kluges Thier, dem im offenem Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er sehr weit hinsieht und gleich die Flucht ergreift, sobald er Gefahr vermuthet; daher schliefsen sich auch die Quaggas fast instinctmäfsig an die Straufsheerden an und laufen mit ihnen davon, ohne zu wissen, dafs sie verfolgt werden *).

Besonders sorgfältig suchen die Straufse den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, dahingegen nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer

*) Schon Xenophon erzählt, dafs das Heer des Cyrus Straufse und wilde Esel in den Ebenen Syriens beisammen angetroffen habe. M. s. De Cyri expeditione Lib. I. Pag. 46. Edit. Thom. Hutchinson.

gerade Bahnen getreten sind, die in den unbewohntesten Gegenden oft auf die Vermuthung führen, es seien Fufssteige von Menschen. Ferner lösen sich die Weibchen im Brüten entweder nicht unmittelbar ab, und entfernen sich erst beide aus der Gegend des Nestes, damit man nicht gewahr werde, wo sie sich legen, oder sie wechseln so schnell, dafs der etwanige Späher nie beide zugleich zu sehen bekommt. Am Tage verlassen sie das Nest auch wohl ganz und überlassen der Sonne das Geschäft des Brütens. Sobald sie bemerken, dafs ihr Nest entdeckt ist und dafs ein Mensch oder ein Raubthier dabei gewesen, die Lage der Eier verändert oder wohl gar davon mitgenommen, zerstören sie es augenblicklich selbst, zertreten alle Eier und legen an einem andern Orte ihr Nest an. Wenn daher die Colonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder ein Paar der umherliegenden noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen, scharren mit einem Strauch sorgfältig die Spur ihrer Fufstritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorrathskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage soviel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf.

Ein Straufs-Ei wiegt gewöhnlich nahe an drei Pfund und wird im Durchschnitt 24 Hühner-Eiern gleich geschätzt. Der Dotter ist sehr schmackhaft, doch mufs man gestehen, dafs er den feinen Geschmack des Hühner-Eies nicht hat. Er ist dabei so nahrhaft und sättigend dafs man nicht viel auf

einmal davon genieſsen kann. Es gehören schon vier sehr hungrige Personen dazu, um ein ganzes Strauſs-Ei zu verzehren, und dann müssen es noch ächte Africaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Strauſs-Eier halten sich lange frisch und werden oft nach der Capstadt gebracht, wo man einen halben Thaler für das Stück zu bezahlen pflegt.

In den Wintermonaten Julius, August, September findet man die Strauſs-Nester am häufigsten und dann taugen die Federn, die beim Brüten viel auf der Erde abgestoſsen und beschädigt werden, am wenigsten. Indessen habe ich zu allen Jahrszeiten Nester und bebrütete Eier gefunden, wie denn überhaupt bei dem wenig bemerkbaren Wechsel der Jahrszeiten in diesem Lande die Lebensart aller Thiere viel weniger Regelmäſsigkeit hat, als in Europa. Ein Strauſs-Ei wird 36 bis 40 Tage bebrütet, ehe das Junge auskommt.

Es ist bekannt, daſs nur das Männchen die schönen weissen Federn liefert, die nun schon seit so langer Zeit als Kopfputz unsrer Damen beliebt sind. Man bezahlt für die besten an die Jäger selbst 3 bis 4 Schilling (8 bis 12 Gute Groschen) bekommt sie aber im Tauschhandel gegen europäische Waaren und Kleidungsstücke viel wohlfeiler. An den Grenzen hin findet man fast bei jedem Colonisten einen Vorrath davon und wenn sie ihren Gastfreunden Geschenke machen wollen, so sind es fast allemal Strauſsfedern. Nur findet man wenige darunter, die ganz so beschaffen sind, wie sie die Modehändler in Europa zu wünschen

pflegen. Die Weibchen sind ganz schwarz oder in jüngern Jahren dunkelgrau und haben im Schweif keine weiſse Federn. Wenn man indessen nicht auf die Farbe sieht, so sind ihre Schwanzfedern eben so groſs und schön wie die der Männchen.

Es ist vollkommen wahr, daſs sich in den Eiern zuweilen Steine finden, die Herr Barrow sehr gut beschreibt. Sie kommen aber nicht häufig vor und in den vielen Eiern, die in meiner Gegenwart geöffnet sind, haben sich nie solche finden wollen *).

Die Hitze des letzten Tages war abermals so groſs, wie wir sie nur auf dem vergeblichen Zuge zum König der Kaffern und in den traurigen Ebenen von *Camdeboo* empfunden hatten. Ohne die gröſste Gefahr für die noch immer sehr schwache Kranke war es daher nicht zu wagen, die Reise bei Tage fortzusetzen, und es ward beschlossen, die noch übrigen zwölf Stunden bis zum *Löwenfluſse* in der folgenden Nacht zurückzulegen. Nachdem also der Tag unter mancherlei Beschäftigungen der Jagd, des Insectenfanges und des Nachtragens der Tagebücher hingegangen, wurden gegen Abend die Zelte abgebrochen und die Lastwagen damit vorausgesandt. Als unsre Pferde, die inzwischen wie gewöhnlich auf den nahe gelegenen Höhen geweidet hatten, zusammengetrieben

*) Einige ausführlichere Bemerkungen über den Strauſs habe ich mitgetheilt im Braunschweigischen Magazin, Octob. 1809, und in H. G. Flörke's Repertorium des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der gesamten Naturkunde, No. XXXII. S. 385. 1811.

werden sollten, fehlten drei von ihnen und waren, ungeachtet alles Nachsuchens, nicht wiederzufinden, so daſs die Vermuthung entstand, sie seien von den Buschmännern, von denen wir in dieser ganzen Gegend frische Spuren antrafen, hinweggeführt. Inzwischen reiste der gröſste Theil der Gesellschaft ab und ich blieb mit einigen Gefährten zurück, um zu erwarten, ob die aufs Neue ausgesandte Mannschaft nicht endlich noch die Pferde gefunden haben würde. Darüber kam die Dämmerung heran und unsre Leute kehrten endlich noch zur rechten Zeit von ihrem vergeblichen Suchen zurück, denn länger war unsers Bleibens hier nicht, indem eben als wir uns zur Abreise anschickten sich plötzlich auf 30 Schritt von uns ein Löwe zeigte. Seit 24 Stunden hatten wir diesen Ort, den einzigen an welchem Wasser zu finden war, in Besitz gehabt und eben so lange die rechtmäſsigen Bewohner der Gegend gehindert, ihren Durst zu löschen. Dem Löwen schien inzwischen unsre Anzahl noch Ehrfurcht zu gebieten, er stand still, gähnte und legte sich nieder. Unsre africanischen Begleiter setzten sich in Bereitschaft ihn zu empfangen und behaupteten, er müsse nur erst näher herankommen, ehe sie mit völliger Sicherheit auf ihn schieſsen dürften. Aber bald stand er wieder auf, ging unter dumpfem Brüllen einige Schritte zurück, legte sich wieder, sah uns einige Augenblicke an und stand dann auf, um in der gröſsten Schnelligkeit zu entfliehen.

Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit folgende interessante Bemerkungen, die mir in der Folge von

vielen erfahrnen Löwenjägern, und zwar rechtlichen glaubhaften Leuten bestätigt sind. Der Löwe, wie alle Katzen-Arten, erhascht seine Beute im Sprunge und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10 bis 12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schiefsen, als bis er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, dafs man ihn gewifs gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, dafs man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel, Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren, wer ruhig stehn bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man mufs es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt, er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flöfst dem Löwen, vorausgesetzt, dafs er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nie versucht hat, Ehrfurcht und Mifstrauen in seine eigne Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist,

weist, daſs er selbst sich nicht minder gefürchtet hat als der Mensch, denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehn einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer gröſsern Zwischenräumen und nimmt endlich, wenn er ganz auſser dem Wirkungskreise des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht.

So einstimmig mir nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Theilen der Colonie versichert worden ist, so glaube ich doch, daſs der Versuch eben nicht oft mag angestellt worden sein. Sie enthält übrigens keinen innern Widerspruch und man wird nicht leicht etwas anders dagegen einwenden können, als daſs so unerschrockene Menschen wohl nicht zu finden sein möchten. Dagegen muſs man aber in Anschlag bringen, daſs diese Leute, die den Muth gehabt haben sollen, einem Löwen zu stehen, an den Anblick dieses Thieres gewöhnt waren, seine Gewohnheiten genau kannten und gegen Gefahren der Art durch ein langes Jägerleben abgehärtet waren. Auch möchte es nicht wohl mit einem andern Thiere zu versuchen sein, als mit dem Löwen, der klug genug ist, eine Gefahr vorher abzuwägen und dabei Ruhe und inneres Kraftgefühl genug hat, den Angriff abzuwarten. Ein Panther ist dazu zu bösartig, sein Zorn entbrennt, sowie er sich die Möglichkeit des Angriffes denkt, und blindwüthend stürzt er auf den Feind, gleichviel, ob er ihn besiegen oder ihm unterliegen werde. — Wenn man nicht Alles für unwahr halten will,

was seit so langer Zeit von dem Edelmuthe und dem Verstande des Löwen erzählt ist, so dünkt mich darf man das eben Erzählte, das in der That viel glaublicher ist, als hundert ähnliche Geschichten, wohl kaum bezweifeln. Ich habe es aber um so lieber aufbewahren wollen, da es mir den Löwen als Thier besser zu characterisiren scheint, als die Geschichte von dem Löwen des Androcles und so manche andre von ähnlicher Art *).

Vormals als es der Löwen noch mehr gab und die Colonisten noch nicht so ganz darauf ausgelernt waren, stellte man groſse gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn in die Ebene zu locken und schloſs einen groſsen Kreis um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschossen, und indessen er sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der Rechten und Linken soviel Kugeln, daſs er fiel. Jetzt aber geht man selten anders als selbander auf die Lö-

*) Ich kann es mir nicht versagen, hier an eine Fabel zu erinnern, die man bei Leo Africanus lieset und die in dem eben Erzählten vielleicht ihre Erklärung findet. Denn eine Erklärung verdienen und bedürfen ja wohl alle Fabeln, da ihnen doch meistens irgend etwas Wahres zum Grunde liegt. Hier Leo's Worte, wie sie sich beim Ramusio (fol. 92.) finden: *Ho inteso da molti huomini e donne che, quando avvienne, che una femina s'abbatta sola in luogo rimoto in uno di questi leoni, mostrandogli ella la sua natura, il leone subito grida forte e abbassando gli occhi se ne va via. Ciascuno creda quello, che gli pare!* — Wenn hieran überhaupt etwas ist, so wäre wohl nach dem Obigen das Stillestehn des Frauenzimmers allein als die Ursache anzusehn, warum der Löwe entflieht. —

wenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schusses gewifs sind und sich darauf verlassen können, dafs ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings und man erlebt häufige Unglücksfälle der Art. Hier nur ein Paar Beispiele statt vieler. Der Veld-Commandant Tjaard van der Walt (derselbe der im Kaffernkriege sein Leben verlor) und sein noch jetzt lebender Bruder Johannes, verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen am östlichen Abhange der *Schneeberge* die Spur eines grofsen Löwen, der unter ihren Heerden vielen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch, der Löwe stürzte nach der Seite des letzgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschossen. Unglücklicher Weise hatte aber der Schufs nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Secunden erhohlte sich das Ungethüm und stürzte nun wüthend vor Schmerz mit solchem Grimme auf den Jäger, dafs er kaum Zeit hatte sich aufs Pferd zu werfen und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenigen Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun

niedergedrückt von der Last nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn im Querder der Unterkleider packend. Indessen er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergerissen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich herangallopiren und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuschiefsen, möge es treffen, wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schiefst den Löwen durch den Kopf, und wunderbar glücklich schlägt die Kugel in den Sattel, ohne weder Rofs noch Reuter zu verletzen.

Nicht so glücklich war ein andrer, Namens Rensburg, ein Bewohner der *zwarte Ruggens*, der mit einem Vetter eben dieses Namens auf die Löwenjagd ging. Das Abentheuer nahm ganz denselben Gang, aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reuter los und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Unglücklichen beizustehn, entfloh, um ein Paar Hottentotten zu Hülfe zu rufen, die nicht weit von da an einem andern Ausgange des Gebüsches aufgestellt waren. Indessen hatte Rensburg das letzte Rettungsmittel versucht, und während das Thier mit wüthenden Bissen seinen linken Arm zerfleischt und zersplittert, mit dem Rechten ein Messer aus der Tasche gezogen und damit der grimmigen Katze die Brust an mehrern Stellen durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite aus einander ge-

rissen, auf ihm den todten Löwen, das Messer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der muthige Kämpfer, erschöpft von dem Blutverlust, seinen Geist auf. Dem zaghaften Begleiter verbittern seitdem die Vorwürfe seines eignen Gewissens und der wohl eben nicht sehr zart denkenden Angehörigen des Verunglückten das Leben.

Die Landleute unterscheiden drei Arten von Löwen, nemlich: 1) einen kleinen, dunkelbraunen mit schwacher Mähne, den muthigsten, stärksten und bösesten von allen; 2) einen großen falben mit starker Mähne, und 3) einen diesem sehr ähnlichen von hellgelber Farbe, der feig und wenig zu fürchten ist. Wie weit diese Unterschiede ihren Grund im Alter, der Lebensart oder der Jahrszeit haben, wage ich nicht zu entscheiden. Die beiden letztern Arten unterscheiden sich wohl offenbar nur im Alter, von der erstern habe ich nicht anders als hier und an der kafferschen Grenze reden gehört. —

Außer dem oben erwähnten Löwen, zeigte sich gleich nachher noch ein wilder Eber *(Sus aethiopicus)* nicht weit von uns, der ebenfalls Wasser zu suchen schien, und aus einiger Entfernung klang uns das Gebrüll der Löwen wie eine Anmahnung herüber, ihnen Platz zu machen. Wir reisten also ohne unsre Pferde ab, in der traurigen Überzeugung, daß sie entweder den Buschmännern oder den Löwen zur sichern Beute werden würden, zumal da sie nach hiesiger Sitte geniehalftert, das heißt mit dem Kopf und Knie

zusammengebunden waren, also nicht so schnell entlaufen konnten. Drei Tage nach uns lagerte sich hier ein, nach der Capstadt reisender Landmann, den wir in seiner Wohnung auf den *Schneebergen* besucht hatten. Dieser hatte hier bei Nacht ein Feuer angemacht und erschrak nicht wenig, als er drei Pferde ankommen hörte. Es waren unsre armen Verirrten, die klug genug gewesen waren, dem Schein des Feuers zu folgen, um wieder zu Menschen zu gelangen. Der Colonist erkannte sie für die unsrigen, machte die Riemen von den Beinen los und brachte sie, hinten an seinen Wagen gebunden, zu unsrer nicht geringen Freude wieder zu uns. Obgleich die armen Thiere mehrere Tage ohne Wasser zugebracht hatten, erholten sie sich doch bald wieder und hielten sich gut bis ans Ende der Reise.

Die vorausgegangene Gesellschaft erwartete uns um Mitternacht in einem Gehölze von hochstämmigen Mimosen, bei einem groſsen Feuer, das uns schon aus weiter Ferne als ein Zeichen ihrer Anwesenheit entgegenleuchtete. Bei dem Anzünden dieses Feuers hatte sich ein kleines Unglück ereignet, indem ein Pulverhorn, aus welchem man etwas Pulver auf den brennenden Zunder schütten wollte, um eine Flamme hervorzubringen, Feuer faſste, sprang und einige der Umstehenden leicht verwundete. Nach einer kurzen Rast setzten wir unsre Reise fort und kamen mit Anbruch des Tages auf dem Platze des Veld-Commandanten Abraham de Klerk an, der hier an den Quellen des *Chamka* oder *Löwenflusses* so einsam

lebt, daſs er den vorhin erwähnten Aschwege, der 12 Meilen von hier wohnt, seinen nächsten Nachbaren nennen muſs. Die Nachtheile einer so abgesonderten Lage können nur durch die ausgezeichnete Ergiebigkeit dieses Platzes aufgewogen werden, der eine Heerde von 8000 Schafen ernährt und in eben dem Grade auch zur Pferde- und Rindviehzucht geschickt ist. Der Hauptvorzug dieser Pächterei besteht darin, daſs der Besitzer das ganze Land auf viele Meilen in die Runde mitbenutzen kann und also ein Gebiet beherrscht, das manchem Fürstenthume an Ausdehnung gleich kommt. Haben die Schafe in einer Gegend das Feld abgeweidet, so treibt er die Heerden meilenweit von da in eine andre, wo Überfluſs ist, und diese stete Veränderung der Weide, dieses Umherziehen ist gerade eins der wirksamsten Mittel zu dem Gedeihen der Schafe. Stellt sich auf seinem Platze die Pferdeseuche ein, so ist das sicherste Rettungsmittel die Flucht, und gewöhnlich ist die Veränderung des Aufenthalts, wäre es auch nur um wenige Meilen, zureichend, alle gesund gebliebenen vor der Ansteckung zu bewahren. Bei solchen Hülfsmitteln werden groſse Verluste leicht verschmerzt und ersetzt. Ich sprach den Commandanten de Klerk ein Jahr nachher in der Capstadt und er erzählte mir mit ziemlicher Ruhe, daſs ihm bei einem heftigen Wolkenbruche an einem Tage 3000 Schafe ertrunken wären, er habe aber die Hoffnung, in weniger als zwei Jahren den ganzen Verlust ohne sonderliche Entbehrungen wieder ersetzt zu sehn. Dieser de

Klerk war ein Mann von vieler persönlicher Bravour, er war erst 46 Jahr alt und hatte in seinem Leben schon ein und dreissig Löwen und neun Parder erlegt, eine Menge von Hyänen und essbarem Wild brachte er gar nicht in Anschlag. Die Colonisten hielten ihn als Anführer in besondrer Achtung, und in dem letzten Kaffernkriege hatte er sich wegen seiner Milde sowohl, als wegen seines Muths das Lob der englischen Regierung erworben. Nichts desto weniger war dieser Mann nicht Herr in seinem Hause, denn hier schaltete seine alte 75jährige Mutter mit unerbittlicher Strenge. In allem, was das Hauswesen betraf, hatte er nur eine rathgebende Stimme und musste es sich oft gefallen lassen, dass sie Anordnungen, die er ohne ihre Genehmigung getroffen, selbst wenn sie die zweckmässigsten waren, aus Eigensinn rückgängig machte. Sie sagte selbst zu uns: „Mein Sohn ist Commandant im Felde, aber hier bin ich Gebieterin und will es bleiben, so lange ich lebe.“ Die Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Ältern und ihre Unterwürfigkeit bis in die spätesten Jahre ist abermals ein achtungswerther Zug in dem Character des africanischen Colonisten, der sich wieder aus der patriarchalischen Verfassung leicht erklären lässt. Wie oft man auch feindlich gesinnte Brüder antrifft, so kann man doch sich darauf verlassen, dass beide in der Achtung gegen den Vater mit einander übereinkommen. Selten aber sieht man diesen sein Ansehn gebrauchen und den Friedensstifter abgeben; gewöhnlich bekümmert er sich gar nicht um ihren Streit, um es mit keinem zu verderben.

Schon lange hatte de Klerk gewünscht, sich statt des alten baufälligen Hauses ein neues zu bauen, die Mutter bestand aber darauf, sie wolle in dem Hause sterben, das ihr seliger Eheherr mit eignen Händen gebaut. Er war auch verheirathet gewesen, hatte aber seine Frau bald verloren und allein seiner Mutter zu gefallen einer zweiten Ehe entsagt. Die Alte war die rüstigste Frau, die mir unter den Colonistenweibern über 50 Jahren vorgekommen ist. Erst vor wenigen Tagen war sie von der Capstadt zurückgekommen, wo sie ohne Begleitung ihres Sohnes alle ihre Geschäfte noch selbst besorgt hatte. Mit ungemeiner Thätigkeit stand sie nicht nur der Haushaltung, sondern der ganzen Wirthschaft vor, ging oft ins Feld, um nach den Heerden zu sehen (bis in ihr siebenzigstes Jahr hatte sie noch kleine Reisen zu Pferde gemacht) und verrichtete bei dem Vieh eigenhändig alle die Geschäfte, die man bei uns Thierärzten anzuvertrauen pflegt. Ich sprach mit ihr von der Frau des Veld-Commandanten Gerots, die einmal, als die Buschmänner in Abwesenheit ihres Mannes eine grofse Anzahl Schafe gestohlen hatten, den Räubern zu Pferde nachsetzte, sich mit ihnen unter dem Beistande eines einzigen Hottentotten eine Zeitlang herumschofs und sie in die Flucht jagte *). Sie meinte, sie wäre noch jetzt im Stande, dasselbe zu thun, wenn es die Noth erfordern sollte, und habe in ihrem Leben manch gefährliches Abentheuer ähnlicher Art bestanden.

*) Barrow erzählt diesen nemlichen Fall I. S. 309.

So träge und fühllos die africanischen Weiber zu sein scheinen, wenn man sie hinter ihrem Theetisch sieht, so entschlossen sind sie zur Zeit der Gefahr, und Beispiele von weiblichem Heldenmuth sind, besonders seit dem letzten Kaffernkriege, nicht schwer aufzufinden.

Die Ländereien sind auf diesem Platz nach Verhältnifs sehr gut benutzt. Aufser dem nöthigen Brodkorn hatte de Klerk eine reiche Erndte von Gerste gethan, die er zum Futter für seine Pferde gebrauchte. Eben jetzt herrschte hier die Pferdeseuche und alle seine Pferde waren abwesend. Er versicherte aber, dafs wir für die unsrigen nichts zu besorgen hätten, indem die Ursache der Krankheit keine plötzlich wirkende sei, sondern in dem fortgesetzten Gebrauch derselben Weide und desselben Wassers bestände. Daher erlebe man es selten, dafs Pferde auf Reisen davon befallen würden und aus eben diesem Grunde sei die Veränderung des Aufenthalts ein so sicheres Mittel, der weitern Ausbreitung des Übels zuvorzukommen. Neben dem Hause war ein grofser Garten, in welchem Früchte aller Art gebaut wurden. Besonders war in diesem Augenblick ein unglaublicher Überflufs an Pfirschen und Weintrauben, beide von den schönsten Sorten. Die Sclaven unsers Wirths waren eben damit beschäftigt, diese Früchte an der Sonne zu dörren, welches auf grofsen Schilfmatten geschieht, die in einer Höhe von 3 bis 4 Fufs von der Erde auf einem Gestell ausgebreitet werden. Die Rosinen waren besonders vortrefflich und unser Wirth ver-

sicherte, daſs er ungeachtet des weiten Transports sie mit Vortheil in der Capstadt absetze. Desto mehr wunderte es uns, den Wein der aus eben dieser Traube hier gepreſst wird, so höchstmittelmäſsig zu finden, welches wohl seinen Grund in einer fehlerhaften Behandlung beim Keltern haben mag.

Der Fluſs, an welchem diese einsame Pächterei liegt, heiſst der *Chamka* oder *groſse Löwenfluſs*, zum Unterschied von einem andern desselben Namens, der etwas westlicher flieſst und der *kleine Löwenfluſs* genannt wird. Beide durchlaufen die *Karroo* nach ihrer ganzen Breite, vereinigen sich noch innerhalb derselben und flieſsen in den *Olifantsrivier*, der nachher sich in den *Gauritsrivier* ergieſst und, wie wir oben gesehn haben sich mit ihm in die See stürzt. Beide Arme des *Chamka* sind nicht nur die gröſste Zeit des Jahrs hindurch trocken, sondern es vergehn selbst zuweilen mehrere Jahre, daſs sie nicht flieſsen. Denn wenn auch zuweilen in dem *Nieuwevelds-Gebirge*, aus welchem beide entspringen, Regen fallen, so gelangt das Wasser doch selten weiter, als bis auf die Hälfte des Bettes und wird eher von der *Karroo* eingesogen und verdampft.

Das *Nieuwevelds-Gebirge* selbst ist eins der ansehnlichsten des südlichen Africa. Es läuft parallel mit den oft genannten *Zwartbergen* und begrenzt die *Karroo* in ihrer ganzen Länge nach Norden. Man kann das *Roggeveldsgebirge* und den *Komberg* als dessen äuſserstes westliches Ende und die *Schneeberge* als seine östliche Be-

grenzung ansehen. Indessen hängt es mit den *Schneebergen* nicht unmittelbar, sondern nur durch eine Reihe von Berghöhen zusammen, die in Vergleich mit den benachbarten Colossen nur als Hügel erscheinen. Gerade im Norden von den *Schneebergen* schickt das *Nieuwevelds-Gebirge* einen ansehnlichen Zweig gegen den Aequator hin, an dessen östlicher Seite der *Seekuhfluſs* hinläuft, der sich etwa unter 29° 30′ S. B. in den *Oranjefluſs* ergieſst. Dieser Umstand veranlaſst Herrn Barrow zu der Annahme, das *Nieuwvelds-Gebirge* sei der höchste Bergrücken im südlichen Africa. Ehe diese Meinung aber nicht durch Messungen erwiesen ist, zweifle ich noch, ob die höchste Spitze dieses Gebirges über die äuſsersten Zinnen des *schwarzen Gebirges* wohl wirklich sich erheben mag. Der Augenschein, der freilich hier um so trügerischer ist, da die Fläche der *Karroo*, die zum Maaſsstab dienen muſs, sich gegen Süden neigt, scheint das Gegentheil zu beweisen. Ein Mehreres über diesen Gegenstand muſs ich auf die Zeit verschieben, wo von den *Karreebergen* als dem dritten groſsen Parallel-Gebirge die Rede sein wird. Der Theil des *Nieuwevelds-Gebirges*, an welchem wir uns jetzt befanden, heiſst der *grüne Berg*, die Ebene, in welcher de Klerk's Pächterei liegt, *de Hooyvlakte*, die *Heufläche.*

Ein neuer Bote aus der Capstadt, brachte Depeschen mit, die eine schleunige und ausführliche Beantwortung von Seiten unsers Chefs erforderten. Dies veranlaſste eine dreitägige Rast

an diesem Orte, die zur Ausrüstung auf die bevorstehende lange Reise durch die *Karroo* besonders gut zu Statten kam. Ich benutze diesen Einschnitt, um abermals ein Bruchstück aus dem Tagebuche des General Janssens hier einzuschalten, das in Hinsicht auf den Zustand der Buschmänner eben so interessant sein wird, wie es das oben mitgetheilte in Betreff der kafferschen Angelegenheiten war.

Auf unsrer Reise von den *Schneebergen* hieher haben wir einen merkwürdigen Landstrich zu unsrer Rechten liegen lassen, der unter allen, welchen Weiſse bewohnen, noch am unverändertsten in seinem ursprünglichen Zustande geblieben ist und zahllose Heerden wilder Thiere so wie die ärmlichen Horden der Urbewohner des Landes neben den Neueingewanderten ernährt, ich meine die Gegend um den *Seekuhfluſs.* Erst etwa seit dem Jahre 1790 haben sich Colonisten an seinen Ufern angesiedelt und der Gouverneur Plettenberg hatte noch 1778 den gröſsten Theil dieses Bezirks aus den Grenzen der Colonie ausgeschlossen. Kein Theil der Colonie stöſst näher mit dem *Oranjerivier* zusammen, in keinem kommen daher auch die Buschmänner, deren eigentliche Heimath die Ufer dieses Flusses sind, mehr in ihrer eigenthümlichen Gestalt vor, als in diesem. Deshalb dehnte Herr Barrow, um den Zustand dieser wunderbaren Nation kennen zu lernen und die menschenfreund-

lichen Absichten der englischen Regierung auch auf sie sich erstrecken zu lassen, seine Reise bis in diese Gegend aus. General Janssens, nicht minder begierig, dem Elend dieser Menschen wo möglich abzuhelfen, machte dieselbe Reise und die Aufzeichnungen seines Adjudanten über das, was sie dort erlebten und bemerkten, sind als Nachtrag zu Barrow's Berichten einer öffentlichen Bekanntmachung gewifs vollkommen würdig. —

Wenn man von *Graaff-Reynett* aus, diese Gegenden bereisen will, so übersteigt man die *Schneeberge* an ihrer östlichen Seite und läfst den *Compafsberg* links. Diesen Weg nahm auch der Gouverneur mit seinem Gefolge. Obgleich es eben Winterszeit war, in welcher die Wohnungen auf den *Schneebergen* verlassen zu stehn pflegen, so hatten die Colonisten doch die Aufmerksamkeit, sich in den Häusern einzufinden, welche die Reisenden berühren mufsten und die mehrsten schlossen sich, nachdem sie ihren Regenten freundlich und nach bestem Vermögen bewirthet, an den Zug an, um die Reise mitzumachen. Eine solche Begleitung kann sehr zahlreich werden, ohne die Sorgen für die Beköstigung und das Unterkommen des Personals sonderlich zu vermehren. Diese Africaner sind allezeit reisefertig und unterwegs gar leicht befriedigt. Es bedarf zu einer solchen Unternehmung weiter keiner Zurüstung, als dafs das Pulverhorn und die Kugeltasche um den Leib geschnallt werde; ist dann das Gewehr in Ordnung und ein

kleiner Sack mit etwas Brod und geräuchertem Fleisch an den Sattel gebunden, so schwingt sich der Reisende aufs Pferd und ein Hottentott, gewöhnlich ein Knabe von 10 bis 14 Jahren, der dazu bestimmt ist, die Pferde zu warten und seinem Herrn zuweilen das Gewehr zu tragen, reitet hinter drein, gewöhnlich noch ein drittes Pferd lose an der Hand führend, damit man den andern die Mühe erleichtern könne. Eigne Reisekleider oder Gepäcke mit frischer Wäsche und einem andern Anzug kennt und braucht man nicht und wenn der kleine Vorrath von Lebensmitteln, die sogenannte *Padkost*, verzehrt ist, so mufs die Jagd neuen verschaffen. In offenem Felde wird übernachtet, der Sattel dient zum Kopfkissen; abwechselnd bewachen der Herr und der Hottentott einander und die Pferde gegen die Löwen. Auf diese Weise werden unglaubliche Strecken in kurzer Zeit von ihnen zurückgelegt und wenn sie einen Freund besuchen, der so weit von ihnen wohnt, als *Frankfurt* von *Leipzig* ist, so heifst das in ihrer rohen Sprache noch *kuieren*, spatzieren reiten.

Mit einer solchen, zum Theil unaufgefordert sich anschliefsenden Begleitung befand sich General Janssens am 12ten Jul. 1803 auf dem höchsten östlichen Rücken der *Schneeberge*. Es war bitter kalt, ein scharfer Nordwestwind trieb Regen und einen feinen fast hagelartigen Schnee durch die Luft, und die Gipfel der Berge deckten sich weifs. Die Nacht ward stockfinster, spät fing es an stark zu blitzen und man hörte

einen sehr heftigen Donnerschlag, eine Erscheinung, die nach einstimmiger Aussage aller Colonisten auf diesem Gebirge in dieser Jahrszeit ohne Beispiel ist. Am folgenden Tage zog man die *Schneeberge* hinab, liefs die *Rhinocerosberge* und den *Tafelberg* *) zur Seite liegen und übernachtete in einem leerstehenden Häuschen, dessen Besitzer mit seinem Vieh vor der Kälte in eine niedrigere Gegend geflüchtet war. In der nächsten Tagereise passirte man die *Roodebergen* (Rothen Berge), die noch mit zu demselben grofsen Gebirgsknoten gehören, wie die *Schneeberge* und *Rhinocerosberge*, und deren Gipfel sich zu einer ansehnlichen Höhe erheben. Von der Südseite dieser Rothenberge fliefst das Wasser durch den *Brakke-Rivier* und *grofsen Fischflufs* in den indischen Ocean, die Quellen der Nordseite aber ergiefsen sich in den *Seekuhflufs* und strömen dem atlantischen Meere zu. Eine Pächterei des Commandanten Johannes van der Walt, neben einem Berge, welcher der *Wolfskopf* genannt wird, war heute das Nachtquartier der Reisenden. Die Nacht war kalt und das Wasser war am andern Morgen drei Linien dick gefroren. Die Löwen näherten sich in der Dunkelheit dem Lager bis auf 16 Schritte, ohne jedoch Schaden zu thun und auf der weitern Reise sah man an diesem Tage eine Menge Gnu's, Har-

*) Es giebt der Berge unter diesem Namen viele in der Colonie, weil überhaupt diese Form sehr häufig vorkommt.

Hartebeesten und Elenn-Antilopen. Nachdem die Gesellschaft in einer Pächterei an der *Carolus-poort* übernachtet, traf man in den niedrigern Ebenen, welche man nunmehr erreichte, eine unglaubliche Menge Elenne an. Die Jäger zerstreuten sich nach allen Seiten und da keiner ohne Beute zurückkehren wollte, wurden unnöthigerweise siebenzehn dieser Thiere erlegt und dadurch ein Vorrath von vielen tausend Pfund Fleisch zusammengebracht, der nicht fortgeschafft werden konnte.

Von hieraus ging der Weg immer abhängiger gegen das Thal des *Seekuhflusses* hin; man sah zur Linken die Berge, in welchen der Gouverneur Plettenberg seinen Grenzstein errichtete und zur Rechten ragten aus weiter Ferne die hohen Gipfel der *Zuurebergen* und vieler andrer noch unbenannter Gebirge herüber. Um Mittag kam man unweit des *Towerberges* *) zu einer Quelle die *Van der Waltsfontein* heiſst, weil der verstorbene Veld-Commandant dieses Namens sie zuerst entdeckte. Die Colonisten versicherten den Gouverneur, daſs zwischen ihnen und den Buschmännern dieser Gegend, ein ziemlich gutes Vernehmen obwalte, überhaupt wären die, welche sich in diesen wildreichen Gegenden und in der Nähe groſser Flüsse aufhielten, aus welchen sie sich mit den Fischfang nähren könnten, weit friedfertiger als die, welche

*) Zauberberg nicht Thurmberg. Er hatte jenen Namen lange vorher, ehe Barrow hier reiste.

in den unfruchtbaren dürren Gegenden von *Camdeboo*, *Bruintjeshoogte* und dem *Roggeveld* mit den Christen zusammengrenzten. Zum Beweise dieser Aussage ritt einer der Colonisten etwas voraus und zündete auf mehrern Hügeln Feuer an, um den Wilden ein Zeichen von der Anwesenheit eines Christen-Commandos zu geben. Es dauerte nicht lange, so stellten sich vier Männer, mit Köcher und Bogen bewaffnet, in dem Lager ein. Sie waren sogleich sehr dreist und zutraulich, besonders als man ihnen eine gute Portion Elennfleisch gab, das sie sich auf der Stelle etwas überbrieten und halb roh verschlangen. Da man selbigen Tags noch weiter reisen wollte, so erlaubte die Zeit nicht, sich viel mit ihnen zu beschäftigen und sie wurden mit einigen Geschenken entlassen. Die Gesellschaft gelangte Abends an eine sogenannte Pforte zwischen zwei hohen Bergen, und fand darin eine schöne, groſse, mit vielem Schilf bewachsene Quelle, an welcher das Lager aufgeschlagen wurde; von hier bis zum *groſsen Fluſs* waren nur noch zwei Stunden. Nicht weit von dieser Quelle ward ein Gnu geschossen, ziemlich genau untersucht und abgezeichnet. Da dieses Thier wegen seiner wunderbaren Gestalt die Aufmerksamkeit aller Reisenden in besonderem Grade auf sich gezogen hat und fast von allen genau beschrieben worden ist, so darf ich die Leser hier auf meine Vorgänger verweisen. Es ist dasselbe Thier, dessen Zwittergestalt die Naturhistoriker eine Zeitlang in Verlegenheit setzte. Es

hat die Mähne und den Schwanz des Pferdes, gleicht an Gestalt des Kopfes dem Rind und an Hörnern, Schenkeln und der Zartheit des ganzen Baues dem Antilopengeschlecht, zu welchem es denn auch, wegen dieser einmal als unterscheidend angenommenen Merkmale zu rechnen ist. Ich bemerke nur noch, daſs sein hiesiger Name: *het wilde Beest* sehr fälschlich durch: *das wilde Thier* übersetzt ist, indem man hier das Rindvieh vorzugsweise *beesten* nennt und der Name also nichts anders bedeutet, als: *wildes Rind.* Auf dem Schiffe *le Geographe* ward unter andern africanischen Thieren, die General Janssens der Kaiserin Josephine zum Geschenk sandte, auch ein Gnu nach Frankreich gebracht, das noch jetzt im *Jardin des plantes* zu sehen ist. Es ist also nunmehr nach allen Rücksichten hinlänglich bekannt und hat den Reiz des Wunderbaren verloren, den es vor einigen Jahrzehenden für die Leser africanischer Reisebeschreibungen noch hatte.

Man erreichte früh am andern Tage den *groſsen Fluſs*, oder *Oranjerivier*, wie ihn Oberst Gordon zu Ehren des *Oranischen* Hauses nannte, einen stattlichen Strom, der in einem Lande, wo der Anblick wasserhaltiger Flüsse etwas so seltenes ist, dem Reisenden mit Recht eine erfreuliche merkwürdige Erscheinung dünkt. Aus vielen und hohen Gebirgen, die das noch unbekannte Land der *Mathimba, Maduana* und *Immbo* westlich begrenzen, nimmt dieser Fluſs seinen Ursprung; die häufigen Gewitterregen, die

dort den ganzen Sommer hindurch fallen, lassen es ihm nie an Wasser fehlen, er schwillt in dieser Jahrszeit oft zu einer unglaublichen Höhe. Aber im Winter ist er am niedrigsten und an einzelnen Stellen zu durchwaten. Seine Ufer sind hoch und steil, und tief eingefurcht ist das Bette. Nach seiner ganzen Länge erstrecken sich nördlich und südlich von ihm ansehnliche Gebirge, die ihn in seinem Laufe nach der Westküste begleiten und hin und wieder mit ihren Abhängen so nahe zusammen treten, daſs der Fluſs sich mit Gewalt durch die Engen drängt und bei groſsen Überschwemmungen, wenn er Bäume und Steine mit sich fortreiſst, sich selber in diesen Schluchten einen Damm aufthürmt und oberhalb derselben zu einer Höhe anwächst, die jedem unerklärlich sein muſs, der diese Ursache nicht kennt. — Aber je mehr er sich der Küste nähert, desto flacher werden seine Ufer, desto niedriger die Gebirge um ihn her. Endlich erreicht er die sandigen Ebenen, die die ganze Westküste des südlichen Africa zu einem unwirthbaren Landstriche machen und ewig ein unbesiegbares Hinderniſs alles Handelsverkehrs bleiben werden. Auch ihn hemmen sie in seinem Lauf und nachdem er eine Strecke von mehr als 150 geogr. Meilen durchschlängelt, nachdem er, verstärkt durch die stets laufenden Flüsse aus dem Lande der *Coranen* und *Beetjuanen*, mit der Macht seines Stromes sich den Weg durch enge Felsenthäler gebahnt, erliegt seine Kraft dem schwachen Widerstande des ausweichenden Sandes.

Seine stolzen Fluthen verrinnen, zerstreut über die ausgedehnte Fläche, und werden allmählich eingesogen und verdampft, ehe sie an die Küste gelangen. Diese Erscheinung erklärt sich mit aus dem Gegensatze des Climas an den beiden africanischen Küsten, indem der Fluſs gerade dann am mehrsten Wasser hinabführt, wenn die fast senkrechte Sonne die sandige Strecke ausgedörrt und durchglüht hat, und indem wiederum in der kalten Jahrszeit, wo häufige Regen an der Westküste herrschen, dem groſsen Flusse die Kraft fehlt, sich durch den Sand hin einen Weg zu bahnen. So geschieht es, daſs er ganz einer Mündung entbehrt, und wenn es ihm auch je gelungen sein mag, bis zum Meere durchzudringen, so ward seine Spur bald wieder vom Flugsande verweht und verschüttet.

Es war am 18ten Jul. als unsre Reisenden diesen Fluſs wenige Stunden oberhalb seiner Vereinigung mit dem *Seekuhflusse* erreichten. Wie gewöhnlich in dieser Jahrszeit, so auch jetzt, hatte das Wasser einen niedrigen Stand, dessen ungeachtet betrug seine Breite einen starken Büchsenschuſs und an keiner Stelle dieser ganzen Gegend ist der Fluſs jemals zu durchwaten. Die hoch gegen das Ufer hinaufgetriebenen Stämme losgerissener Bäume gaben indessen die Merkmale von der Höhe vormaliger Überschwemmungen ab und eine regsame Einbildungskraft mochte sich aus einer Vergleichung dieser Höhe mit der auch jetzt noch ganz bedeutenden Kraft und Schnelligkeit des Stromes eine Vorstellung von

dem furchtbaren Ansehn entwerfen, das dieser Fluſs in solchen Augenblicken haben muſs.

Eine Menge von Seekühen oder vielmehr Fluſspferden halten sich, fast niemals von den Jägern beunruhigt, in diesem Flusse auf. Man entdeckte alsbald die Spuren ihrer schwerfälligen Tritte an dem ganzen Ufer hinunter und stellte, als man vollends mehrere von ihnen mit dem Kopfe aus dem Wasser hervorkommen sah, um Luft zu schöpfen, eine allgemeine Jagd auf sie an. Die Jäger haben eine zwiefache Art ihnen nachzustellen, indem sie ihnen entweder auflauern, wenn sie Nachts ans Ufer kommen um zu weiden, oder indem sie mit der ihnen eignen Geschicklichkeit gerade in dem Augenblick, wo das Thier mit der Nase über das Wasser kommt, um Athem zu schöpfen, darauf schieſsen. Obgleich diese Wunde an sich noch nicht tödlich ist, so zwingt doch der Blutverlust und die Angst das angeschossene Fluſspferd, sich öfter und höher über das Wasser zu erheben und dadurch dem Jäger neue Gelegenheit zu wiederholten Schüssen zu bieten, deren Zahl es denn endlich erliegt. Selten hat man aber viel Glück auf einer africanischen Jagd, wenn der Jäger zu viele sind. Jeder will es da dem andern zuvor thun und die Vorschnelligkeit Einzelner vereitelt den Ruhigern das ganze Unternehmen. So ging es auch hier. Es waren der Fluſspferde in Menge, man sah sie oft schnaubend über dem Wasser hervorkommen, aber gleich die ersten Schüsse fehlten und verscheuchten sie an das jenseitige

Ufer in eine solche Entfernung, daſs fortan kein sicherer Schuſs mehr auf sie gerichtet werden konnte. Nachdem man sich also noch eine Weile vergeblich gemühet hatte, muſste man endlich mit leeren Pulverhörnern und ohne Seekuh in das Lager zurückkehren.

Hier waren inzwischen eine Menge Buschmänner angekommen, mit welchen der General sich eben unterhielt und ihnen Lebensmittel und allerhand kleine Geschenke austheilen lieſs. Sie waren alle auffallend klein von Gestalt und wie ausgedörrt vom Hunger; es ward einer von ihnen gemessen, der noch lange nicht der kleinste und ein Mann zwischen 40 und 50 Jahren sein mochte, und seine Länge betrug nur 4 Fuſs und 3 Zoll. Die Frauen waren alle noch kleiner und gar häſslich von Gestalt. Ihre Gesichtsfarbe war lichter als die der Hottentotten, ja einige unter ihnen waren weniger gelb, als die Spanier auf *Teneriffa*, nur erkennt man selten die Hautfarbe genau, wegen des Schmutzes mit welchem sie überzogen ist *). Die Physionomie der Buschmänner hat die characteristischen Züge der Hottentottenrace, aber ihr Auge ist unendlich viel lebhafter und wilder, ihre Mienen sind ausdrucksvoller und gescheuter und alle ihre Gebehrden leidenschaftlicher. Dieser Unterschied hat

*) Die mehrsten der hier folgenden Bemerkungen über die Buschmänner sind nicht aus dem Tagebuche des General Janssens, sondern Resultate meiner eignen Erfahrung und nur hier eingeschaltet, weil sie mir zum Verstehn des Folgenden nothwendig schienen.

ohne Zweifel seinen Grund in den häufigern Anstrengungen des Geistes und Körpers, zu denen sie ihre unglückliche Lebensart veranlaſst. Denn sie haben kein Eigenthum, das sie auf eine bequeme Weise ernährte, wie die übrigen Wilden des südlichen Africa, die von der Milch ihrer Heerden und dem Fleisch des Rindviehes leben, sondern die allgemeine Nichtachtung des Eigenthums und die Scheu vor den Sorgen des Besitzes zwingt sie, durch Nachdenken und List sich den Unterhalt jeden Augenblick neu zu besorgen. Daher sind sie auf die Erfindung vergifteter Pfeile gekommen, mit welchen sie das Wild des Feldes, dem sie an Kraft und Schnelligkeit nicht gewachsen sind, aus dem sicheren Hinterhalte treffen. Sie verfolgen sodann nur die Spur und so schnell ist die Wirkung des Giftes, daſs sie in einer Viertelstunde das angeschossene Thier wo nicht todt, doch betäubt und entkräftet daliegen finden. Es vollends tödten, die von dem Gift zerstörte Stelle ausschneiden und die Beute verzehren, sind Handlungen die unmittelbar auf einander folgen und nicht eher verlassen sie den Ort, als bis auch der letzte Knochen abgenagt ist. Selbst gröſsere Thiere, deren Fell ihre giftigen Pfeile nicht zu durchdringen vermögen, fallen ihren listigen Nachstellungen zur Beute. An dem *groſsen Flusse* hinauf- und hinabwärts ist das ganze Ufer voll von Gruben, welche die Buschmänner gegraben haben, um der Seekuh auf ihren nächtlichen Wanderungen eine Falle zu bereiten. Diese Gruben sind groſs und tief nach

dem Verhältniſs des Thiers, in der Mitte des Bodens steht ein spitzer, durch Brennen gehärteter Pfahl und oben werden sie künstlich mit Zweigen, Gras und Laub verdeckt. Das hineingestürzte Thier stirbt eines qualvollen Todes, denn der tief eingedrungene Pfahl verstattet ihm nicht, sich in dem engen Raum zu bewegen, aus dem es sich sonst durch Anwendung seiner ungeheuren Kraft vielleicht herausarbeiten würde und die Buschmänner selbst sind mit ihren unvollkommenen Waffen nicht im Stande, dieser Qual ein früheres Ende zu machen. Auf eben die Art fällt in andern Gegenden selbst der kluge Elephant in die Hände des Bosjesmans. Nicht minder listig verfahren sie beim Fischfang, um dessen willen besonders ihnen die Nähe groſser Flüsse erwünscht ist. Sie flechten aus Zweigen eine Art von spitzigen Körben, die ganz die Form und Einrichtung unsrer Reusen oder Aalkörbe haben, oder wenn sie eine Anschwellung des Stromes glauben erwarten zu können, umziehen sie bei niedrigem Stande des Wassers groſse Flächen des Strandes mit einem Walle von Steinen, in welchem Behälter, wenn das Glück ihnen günstig ist, demnächst beim Fallen des Flusses die Fische zurückgehalten werden.

In andern Gegenden erspähen sie von den Höhen herab die Nester der listigen Strauſse und finden in den geraubten Eiern ein kräftiges Nahrungsmittel. Schlangen fangen sie häufig wegen des Giftes, womit sie ihre Pfeile überziehen. Aber nachdem sie den Kopf abgeschnitten oder

abgebissen und die Giftsäcke herausgenommen, dient ihnen das Thier selbst noch zur Nahrung und wohl wissen sie es, daſs auch die giftigste Schlange unschädlich zu genieſsen ist, und daſs ihr Gift nur dann tödtet, wenn es unmittelbar dem Blute beigemischt wird. Die Züge der wandernden Heuschrecke versorgen den Buschmann zuweilen auf lange Zeit mit einer erwünschten Speise. Wie leicht es auch wird, mit den Händen soviele zu fangen, als zur Sättigung hinreichen, so ist er dennoch darauf bedacht, den Vorrath zu vermehren, und legt zu dem Ende lange und tiefe Graben an, aus denen die hineingefallenen Heuschrecken sich nicht so leicht wieder erheben und davonfliegen können. Besonders lieben diese Wilden die groſsen weiſsen Ameisen oder Termiten und deren Eier zur Nahrung. In dem Lande, das sie bewohnen, ist zwar diejenige Art, welche die oben beschriebenen groſsen Haufen baut, selten, allein es giebt dort eine andre, um weniges kleinere, welche unter der Erde baut und groſse Flächen mit ihren Gängen untergräbt. Diese Gänge sind alle parallel mit der Oberfläche des Bodens gezogen und durchkreuzen sich tausendfach. In dem Mittelpunct einer solchen Fläche graben die Buschmänner ein Loch, das um ein beträchtliches tiefer geht, als die Fläche des Netzes der Gänge, und sind nun gewiſs, nach einigen Stunden auf dem Boden des Loches eine groſse Menge dieser Thiere zu finden, die von allen Seiten aus den abgeschnittenen Gängen hineinfallen. Zu gewissen Jahrszei-

ten oder bei bevorstehender Veränderung des Wetters sind diese Thierchen besonders geschäftig; man sieht sie in groſser Menge auf die Oberfläche kommen, und an den Eingängen ihrer Schachte Stängel und Splittern und Blättchen wie zu einem Dache aufhäufen. Dies ist der günstige Zeitpunct, den die Buschmänner zu ihrem Fange benutzen.

Wie karg auch die Natur in diesem dürren Lande mit der Ausspendung ihrer Gaben gewesen ist, so hat doch das Bedürfniſs den Buschmann die Benutzung manches Gewächses kennen gelehrt, womit er gelegentlich seinen Hunger zu stillen im Stande ist. Mehrere Arten von Liliengewächsen haben eine mehlige nahrhafte Zwiebel, die in der Asche gebraten, der Castanie an Wohlgeschmack nahe kommt. Wenn die Blüthe abfällt, ist die Zwiebel am eſsbarsten, aber es giebt auch schädliche, Brechen erregende Arten, die ein Ungeübter leicht mit den eſsbaren verwechselt. Manche Arten von *Mesembryanthemum* tragen eine angenehm säuerliche saftige Frucht, von den Colonisten *Hottentottenfeige* genannt, und jenseits des *groſsen Flusses* nähren sich die Buschmänner von der knolligen Wurzel ihres *t'²Kambroo*, einer noch unbestimmten, den Botanikern bis hieher fremd gebliebenen Pflanze.

Demnach ist kein Landstrich so unfruchtbar, daſs er nicht soviel hervorbringen sollte, als nöthig ist, das elende Leben dieser Wilden zu fristen. In einigen Gegenden, wie eben an den Ufern des *groſsen Flusses,* befriedigen sie leicht

und reichlich das tägliche Bedürfnifs, aber in andern, die arm sind an Wild und wo sie auf den Genufs von Ameisen, Heuschrecken und Zwiebeln eingeschränkt bleiben, müssen sie sich oft jämmerlich behelfen und dörren endlich durch lange Entbehrung kräftigerer Nahrung zu den magersten, elendesten Gestalten zusammen, die man sich nur denken mag. Der Eintritt einer günstigern Jahrszeit oder die Fortwanderung in eine fruchtbarere Gegend hilft endlich diesem Elende ab und ist im Stande, sie in kurzer Zeit zu ganz andern Wesen umzugestalten. Leider wählen sie statt des letzteren Mittels oft ein anderes, das ihre ganze Nation in Hafs und Verachtung gebracht hat, den Raub. Völlig unbekannt, wie dieses Volk ist, mit den Rechten des Eigenthums, wie mit allen übrigen Bedingungen des geselligen Vertrags, von keinem Gute Besitzer, als von dem Bogen und dem Köcher mit Pfeilen, nur dem thierischen Bedürfnisse der Sättigung nachgehend, als auf dessen bequemste und schnellste Befriedigung alle Kräfte des Geistes einzig und ausschliefslich gerichtet sind, kann man es den Buschmännern wohl so sehr nicht zum Vorwurf machen, dafs sie nehmen, wo nur etwas zu bekommen ist. Dadurch wird aber die Lage ihrer Nachbaren um nichts gebessert, und wenn sie auch das Unrecht ihres Angriffs nicht kennen, so bleibt dennoch die Gegenwehr und die Vertheidigung des Eigenthums gegen ihre gewaltthätigen Eingriffe nicht minder rechtmäfsig. Eben hierin liegt das Haupthindernifs

ihrer Civilisation und gewiſs giebt es kein Volk, das schwerer zu bekehren und zu bilden wäre, als dieses. —

Ohne mich hier in eine vielleicht ermüdende Abschweifung zu verlieren, ist es mir nicht möglich den Gegenstand zu erschöpfen. Ich begnüge mich daher, hier noch einige Züge aus dem Leben und dem Character der Buschmänner anzuführen, die, zusammengehalten mit dem, was bereits darüber gesagt worden ist und noch erzählt werden wird, uns vielleicht in der Folge in den Stand setzen, genügende und sichere Resultate zu ziehen. Der Buschmann hat keine bleibende Stätte, sein ganzes Leben irrt er von einem Orte zum andern und selten geschieht es, daſs er sein Nachtlager zweimal hinter einander an demselben Orte nähme. Davon findet jedoch eine Ausnahme statt, wenn er sich recht satt gegessen, das heiſst mehrere Tage hinter einander soviel zu essen gehabt hat, als er bei seiner unglaublichen Gefräſsigkeit nur bezwingen konnte. Nach einer solchen Schwelgerei folgt ein Schlaf oder wenigstens eine Ruhe, die zuweilen Wochenlang dauert, und die ihm zuletzt so lieb wird, daſs er sich lieber den Bauch mit einem Schmachtriemen einschnürt, als auf die Jagd oder den Insectenfang geht. Er liebt die Höhlen des Berges und die Felsritzen zu seinem nächtlichen Aufenthalte, aber in den Ebenen gräbt er sich kleine flache Gruben in die Erde oder setzt sich mitten in einen Strauch, so daſs die von der Mitte aus niedergedrückten Zweige

rund umher zum Schirm gegen den Wind dienen und ihre Bewohner sowohl vor den Feinden, als vor dem Wilde verbergen. Solch ein Strauch, der einigemal zum Bosjesmans-Aufenthalt gedient hat und dessen Äste mit den Spitzen nun wieder aufwärts wachsen, bekommt ganz das Ansehn eines Vogelnestes; so gestaltet findet man jenseits des *grofsen Flusses* besonders die weichlaubigen Sträuche der unterschiedenen Arten von *Tarchonanthus*, und wenn sie kürzlich bewohnt waren, sieht man noch Heu und Laub und Wolle auf dem Boden des Nestes. Diese Sitte hat dem Volke den Namen gegeben, denn ein Strauch heifst im africanischen Holländisch *Boschje (Bosje)* und mit *Bosjesman* hat man den Wilden bezeichnen wollen, der aus seinem Hinterhalte im Strauch auf das Wild und auf seine Feinde schiefst. Die Ableitung ist also dieselbe, wie die von unserm: *Strauchdieb*. Wenn man in diesem baumlosen Lande reiset, kann man sich nicht erwehren, über manchen Übersetzer zu lächeln, der das holländische *Bosch* (Gebüsch, Wald) mit diesem *Bosje* verwechselt und an die surinamischen Buschneger denkend, diese Wilden: *Buschhottentotten*, oder wie einige Franzosen: *Hommes des forêts*, nennt. Nur um nicht pedantisch zu scheinen, behalte ich die Benennung *Buschmann* im Deutschen bei, obgleich sie eigentlich das: *Bosjesman* nur unvollkommen wiedergiebt. — Die oben erwähnten Gruben sind kaum einige Zoll tief, von länglich runder Gestalt und wenn sie für eine ganze Fa-

milie dienen sollen, in ihrem gröſsten Durchmessen etwa 5 bis 6 Fuſs weit. Es ist unglaublich, wie sich diese Menschen zusammenkugeln können, denn in einem solchen Loche liegen ein Paar Erwachsene und oft mehrere Kinder. Ein jeder deckt sich mit einem einzigen Schaaffell vollkommen zu, ja es bleibt davon noch soviel übrig, daſs die Zipfel desselben von allen Seiten unter den Leib gezogen werden können und die Luft also gänzlich abgehalten wird. In kalten Nächten häufen sie einige Zweige an der Windseite des Loches, aber gegen den Regen kennen sie keinen andern Schutz, als ihr Schaaffell, oder sie suchen ein Obdach unter und zwischen den Felsen. In der heiſsen Jahrszeit lagern sie sich an den Fluſsbetten unter den Schatten der Mimosen und ziehen die Zweige derselben auf die Erde herab, um ihnen zum Schutz gegen Sonne und Wind zu dienen. So fand sie Patterson, der selbst eine Abbildung dieser Wohnungen liefert; aber es fehlt ihr an Wahrheit und man entdeckt gar leicht, daſs der Zeichner sie aus seiner Phantasie entwarf *). Hausgeräth haben

*) Ich kann es mir nicht versagen, hier mit Hindeutung auf meine einmal (S. 400 des ersten Theils) geäuſserte Meinung über die Abstammung der hottentottischen Völker, eine Stelle aus Heerens Versuch über die Politik, den Handel und den Verkehr der vornehmsten Völker der alten Welt mitzutheilen. Es werden dort (S. 241 des ersten Theils) die Angaben des englischen Reisenden Bruce mit den Nachrichten, die uns die Alten über die äthiopischen Völker hinterlassen haben, verglichen und die Übereinstimmungen jenes Schriftstellers mit dem, was Agatharchides erzählt, scharfsinnig

sie gar nicht, wenn man nicht etwa die Schalen kleiner Landschildkröten oder die Scherben von Straufseneier- und Kürbis-Schalen also nennen will. Messer haben einige, die in der Nähe civilisirterer Kafferstämme z. B. der *Beetjuanen* wohnen, aber ein Bedürfnifs sind sie ihnen nicht, denn sie verzehren das Fleisch meistens roh und käuen es wenig. Wenn sie es braten, lassen sie es kaum durch und durch heifs werden und beifsen mit den Zähnen hinein, sowie es aus der Asche gezogen wird. Die Schneidezähne alter Buschmänner sind daher häufig bis auf die Hälfte abgenutzt und passen auf einander mit platten Flächen. — Sie trinken aus den Flüssen nud Bächen, wie die Thiere und legen sich platt auf den Bauch, selbst dann wenn das Ufer sehr abhängig ist und sie sich mühsam mit den Armen stützen müssen, um nicht hinabzugleiten. Dagegen haben die Kaffern und manche wilde Hottentottenstämme die Gewohnheit, sich neben dem

erwiesen. „Die Hylophagen (heifst es) wohnen noch jetzt unter den Zweigen ihrer Bäume, die sie in die Erde biegen, um sich Zelte zu machen. Die Dobenahs, der mächtigste Stamm unter den Shangallas, lebt noch von Elephanten und Rhinocerossen; die Baasa in den Ebenen von Siré von dem Fleisch der Löwen, der wilden Schweine und selbst der Schlangen. Weiter westwärts von ihnen wohnt noch jetzt der Stamm, der sich im Sommer von Heuschrecken nährt, die sie erst kochen und dann in Körben getrocknet aufbewahren. In den übrigen Jahrszeiten essen sie Crocodile, Flufspferde und Fische. Und die östlichsten von allen sind die Struthiophagen oder Straufsenesser.“ — Wie vieles von diesem pafst nicht auch auf die Buschmänner! —

dem Bache niederzuhucken und mit den Vorderfingern der beiden Hände das Wasser in den Mund zu werfen. Ich erinnere mich nicht, je einen Wilden des südlichen Africa aus der hohlen Hand trinken gesehen zu haben.

So wie nun der Buschmann heimathlos und ohne Eigenthum lebt, so fehlt ihm auch das letzte Mittel sittlicher Ausbildung: der gesellige Verein. Gewöhnlich besteht eine Horde nur aus den Gliedern einer einzigen Familie und Keiner hat vor dem Andern ein höheres Ansehn oder richterliche Gewalt. Jeden Zwist entscheidet die körperliche Kraft und der Stärkste, der Gewandteste bleibt im Besitz. Selbst das Familienband ist durch kein Gesetz geheiligt, die Frau nicht unauflöslich an den Mann gebunden, sondern wenn ers ihr verstattet, mag sie gehen, wohin sie will und einem Andern folgen. Ja der Stärkere nimmt wohl gar dem Schwächern sein Weib und zwingt sie, fortan ihn zu begleiten. Ich mufs inzwischen hinzufügen, dafs solche Beispiele sich nicht gar häufig ereignen. Die fast instinctmäfsige Liebe der Ältern zu ihren gemeinschaftlichen Kindern knüpft sie meistens für das ganze Leben an einander und die Gewohnheit macht sie zu unzertrennlichen Gefährten. Aber der Ehebruch wird nicht für ein Verbrechen geachtet, noch von dem Beleidigten geahndet. Ich habe schon an einem andern Orte (in meinen Bemerkungen über die Sprache dieser Wilden) als etwas merkwürdiges angeführt, dafs sie die Begriffe: *Mädchen, Jungfrau, Weib* — darin nicht unterschei-

den, sondern für alle nur ein Wort haben. Ich überlasse es jedem Leser, sich aus diesem einen Umstande, von ihrer Art zu lieben, zu freien und von ihrem ganzen sittlichen Gefühl eine Vorstellung zu machen. — Eben so wenig ist der Sohn an den Vater, der Bruder an den Bruder gebunden. Ein jeder verläſst nach Belieben seine Horde und schlieſst sich gelegentlich einer andern an.

Unter den einzelnen Horden ist wenig Verkehr, selten vereinigen sie sich und nicht anders, als zur Ausführung eines gröſsern Unternehmens, wozu die vereinte Kraft Vieler erforderlich scheint. Übrigens weichen sie einander aus, denn je kleiner die Zahl, desto leichter ist die Ernährung, und so gering ist ihr Verkehr unter einander, daſs die Benennungen der vorkömmlichsten Gegenstände oft eben so vielfach sind, wie die Zahl der unterschiedenen Horden. Ihre Sprache ist widerlich klingend wegen des häufigen Schnalzens und der vorherrschenden krächzenden Kehllaute und höchst arm, sowohl an Worten als an Lauten; sie verständigen sich unter einander mehr durch Gebehrden als durch Reden. Keiner hat einen eignen Namen, bei welchem er gerufen werden könnte, noch unterscheiden sie sich selbst als ein Volk durch einen gemeinsamen Namen *)

*) Also redet Plinius von einigen Völkern des nördlichen Africa: "*Atlantes degeneres sunt humani ritus, si credimus. Nam neque nominum ullorum inter eos appellatio est — neque insomnia visunt, qualia reliqui mortales.*

Wenn eine Horde etwas erjagt oder geraubt hat, wird es den Übrigen möglichst verheimlicht, denn wer es erfährt, daſs etwas zu essen da ist, kommt heran und iſst mit, ohne zu fragen, ob es ihm gegönnt sei. So wie alles Gemeingut ist, so darf am wenigsten die Beute allein behalten oder ein Antheil davon dem versagt werden, der ihn begehrt. Daher die unglaubliche Gefräſsigkeit, mit der sie sogleich verschlingen, was sie erjagt haben, daher ihre Scheu vor dem Besitz lebendiger Thiere, daher endlich die Unwirksamkeit aller Versuche, die man gemacht hat, sie durch einen Tribut an Schafen und Rindern zu befriedigen und zu sanftern Sitten zu gewöhnen. Ich weiſs ferner keinen andern Grund aufzufinden, als eben diese Gier und Miſsgunst, diese Furcht mit Andern theilen zu müssen, um einen der gehässigsten und unglücklichsten Züge ihres Characters zu erklären, nemlich ihre Zerstörungssucht. Alles was sie nicht selbst auf der Stelle

Troglodytae specus excavant. Hae illis domus, victus serpentium carnes, stridorque non vox: adeo sermonis commercio carent. Garamantes matrimoniorum ex-sortes, passim cum feminis degunt. etc." Hist. Nat. Lib. V, Sect. VIII. Eben so paſst des Pomponius Beschreibung: „*Troglodytae, nullarum opum domini, strident magis quam loquuntur etc.*". Beide erzählen hier dem Herodot nach und wie fabelhaft diese Berichte von den africanischen Völkern überhaupt auch klingen, so waren sie doch wohl zunächst auf Erfahrungen gegründet. Sie beweisen wenigstens, daſs selbst die auffallendsten Sonderbarkeiten, die ich so eben von den Buschmännern erzählte, nicht so ganz neu und unerhört sind.

benutzen können, wird vernichtet, nur damit kein Andrer noch den Nutzen davon ziehe. Finden sie ein Nest mit Straufseneiern und verstatten es die Umstände nicht, an dem Orte zu bleiben, so schleppen sie so viele mit, wie sie können, aber die übrigen werden zerschlagen. Begegnen sie einer grofsen Heerde von Springböcken, so verwunden sie deren aus dem Hinterhalte so viele, als nur immer möglich, obgleich sie an einer Zahl von 6 bis 8 auf viele Tage genug hätten und die übrigen doch nur verfaulen. Ich habe schon vorhin erzählt, dafs sie eine geraubte Heerde, deren Besitz sie nicht länger behaupten können, lieber Stück vor Stück tödten, als sie dem Eigner wieder überlassen. — Ich möchte ungern dies unglückliche Volk in ein gehässigeres Licht setzen, als es verdient, ich will daher annehmen, dafs dieses letzte Verfahren wohl die Absicht haben könne, sich den Raub für die gelegenere Zeit zu sparen, wenn der ehemalige Besitzer wieder heimgekehrt sein wird, aber entschuldigen mufs es auf jeden Fall in etwas die Wuth und Rachsucht der Colonisten. Welcher unter den gebildetsten Europäern vergäfse nicht alle Mäfsigung, wenn er den ganzen Reichthum, die Frucht jahrelanger Anstrengungen, die ganze sorgfältig gepflegte Heerde, worunter vielleicht manches einzelne Thier ist, das ihm durch treue Dienste lieb geworden war, wenn er sie alle nutzlos geschlachtet und, indessen der boshafte Räuber davon flieht, ihr Leben in qualvollen Zuckungen endi-

gen sieht. — Wahr ist es, die Colonisten haben sich vielfache und grobe Mifshandlungen gegen die Buschmänner zu Schulden kommen lassen und ihr roher Sinn hat sie zu Rache-Übungen getrieben, die den Christen, den Spröfsling aus einem gebildeten Volke entehren. Ich wiederhole die Anklagen hier nicht, sie sind bekannt genug aus den Schriften meiner Vorgänger. Zu ihrer Entschuldigung ist nie ein Wort gesagt, man höre, was sich sagen läfst, ihre Sache, nicht zu rechtfertigen, aber zu mildern und aufzuklären. Die Buschmänner bewohnten nicht die Gegenden, in denen sie heutiges Tages mit den Colonisten im Kriege leben. Als das *Roggeveld*, die *Schneeberge, Agterbruintjeshoogte* u. s. w. von Weifsen in Besitz genommen wurden, fand man dort keine Buschmänner. Erst der Reichthum der Colonisten zog sie aus ihrem wahren Vaterlande, dem Landstrich des *grofsen Flusses* hieher. Die Colonisten waren nie der angreifende Theil, denn wahrlich diesen Wilden war nichts zu rauben und es ist nie daran gedacht, sie zu Sclaven zu machen. Selbst angenommen, sie seien aus ihrem ursprünglichen Vaterlande verdrängt, was aber nicht der Fall ist, indem überall, soweit jetzt Colonisten wohnen, vormals Hottentottenstämme hausten, so verlor ein Volk wie die Buschmänner, das überall zu Hause ist, das den Werth eines Grundgebiets so ganz nicht kennt, das einen fruchtbarern Landstrich von vielen tausend Quadratmeilen im Rücken hatte, wohl am wenigsten an dem Besitz eines dürren,

fast unbewohnbaren Landes, das auf keine Weise zu benutzen wäre, wenn die Vorsehung nicht das genügsame Schaf gleichsam so ganz eigens dafür geschaffen hätte. — Der sich selbst überlassene rohe Mensch im einsamen Naturzustande ist nicht böse aus sich selbst, er wird es noch weniger aus Grundsatz, aber er folgt blindlings seinen Trieben und Leidenschaften, welche ihn zu Handlungen verleiten, die uns, auf dem hohen Standpuncte unsrer Cultur, als Verbrechen erscheinen, aber nur dann ganz dafür gelten könnten, wenn die Thäter selbst ihre Sträflichkeit wirklich erkennten. So treibt der Hunger oder der Wunsch, sich mit etwas Besserem zu nähren, als mit Schlangen, Ameisen und Seekuhspeck den Buschmann zum Raube, ja selbst zum Morde, ohne daſs ihm sein Gewissen viel dabei sagt und ohne daſs man deshalb den Diebssinn und das Organ der Mordlust an seinem Schädel zu suchen brauchte. Eben so wenig erkennt der Colonist so groſs Übels darin, wenn er sein Eigenthum muthig gegen die Wilden vertheidigt, mit Gefahr seines eignen Lebens den Räubern die Beute wieder abjagt und im Widersetzungsfall einen von ihnen tödtet. Beider Handlungen sind nicht aus denselben Grundsätzen zu richten, nach welchen man in einem wohleingerichteten Staate den Raub oder die selbsträcherische Gewaltthat bestraft. Hier herrscht noch das rohe Naturgesetz und leider kann die Regierung nur dann, wenn der Colonist die Pflichten der Menschlichkeit aus den Augen verliert, oder wenn der Busch-

mann seinen Gefangnen mit ausgesuchten Martern zu Tode quält, die Bestrafung des Missethäters als ihre Angelegenheit betrachten, um dem Übermaafs des Greuels zu wehren. Die Gegenwehr kann sie nicht verbieten, so lange sie nicht den Wilden selbst von seinem Angriffe abzuhalten vermag. Um das Übel zu heben, mufs sie ganz andre Maafsregeln ergreifen, auf die Milderung der Sitten, auf die allmähliche Ausbildung der im Kampf begriffenen Parteien hinwirken, ehe sie die Vorschriften europäischer Criminalgesetze in Anwendung bringen darf. — Doch Thatsachen beweisen mehr als das weitläufigste Raisonnement. Die Leser mögen also, wenn sie die Erzählung meiner Reisen aus den Händen gelegt (nur nicht eher), selbst über den Zustand der Buschmänner und ihr Verhältnifs zu den Colonisten das Endurtheil fällen.

Die hier anwesenden Buschmänner waren wie alle übrige Wilde dieses Landes mit Thierfellen bekleidet. Einige der Colonisten machten den Gouverneur aufmerksam darauf, dafs die Mehrsten Antilopenfelle trugen und nur wenige Schaffelle umgehangen hatten. Sie sagten, man könne daraus sehen, dafs diese Horde ziemlich gute Gesinnungen habe, indem, wenn das Gegentheil der Fall wäre, Alle mit Schaffellen bekleidet sein würden, als welche sie nur durch Raub bekommen könnten und übrigens so sehr allen andern Bekleidungen vorzögen, dafs man aus ihrer Abwesenheit sicher auf friedliche Gesinnungen schliefsen könne. Zur Ehre der Colonisten mufs

hier hinzugefügt werden, daſs die Buschmänner nicht die mindeste Furcht oder Widerwillen gegen sie zeigten. Im Gegentheil bewiesen sie gegen einige darunter, die ihre Sprache redeten und die Dolmetscher abgaben, besonderes Zutrauen und da diese Leute erzählten, daſs sie nicht selten in diese Gegend kämen und öfter auf ihren Jagdstreifereien mit diesen Buchmännern zusammenträfen, so war ihre Zutraulichkeit dem Gouverneur, der sich erinnerte, wieviel Mühe es zu Barrow's Zeiten noch kostete, diese Wilden zum Stehen zu bringen, ein angenehmer Beweis von dem seitdem beobachteten rechtlichen und menschlichern Betragen der Colonisten. Diese hatten seit einiger Zeit selbst so viel Verkehr mit den Buschmännern gehabt, daſs sie den Ältesten und Vornehmsten derselben Namen gegeben hatten, bei welchen sie sie riefen und unterschieden; so nannten sie einen: Cupido, einen andern: Windvogel, einen dritten: Kakkerlak etc. Die Männer hatten auſser dem Fell weiter keine Bekleidung, als noch ein Jakalfell um die Mitte des Leibes, die Weiber trugen aber gröſsere gegerbte Stücken Leder als Schürzen, eine über der andern. Ihr ganzer Putz bestand in einigen Sehnen und gedrehten Därmen als Halsbändern und statt der Korallen hatten sie kleine Stückchen von Strauſseierschalen, alle zu gleicher Gröſse abgerundet, auf eine Schnur gezogen und den Kopf damit geschmückt. Alle, so Männer als Frauen, waren groſse Liebhaber von Tabak und wurden damit zu ihrer groſsen Freude reichlich versehen.

Man findet in dem Bette des groſsen Flusses mancherlei hübsche Steinchen als Geschiebe, besonders Agat, Jaspis und Chalcedon. Der Gouverneur hatte eben auf einem Spatziergange einen kleinen Vorrath davon eingesammelt, als man ihm die Nachricht brachte, daſs einer der Colonisten, der diesen Morgen für sich allein ausgegangen, etwa eine Stunde stromabwärts ein Fluſspferd geschossen habe und den General bitten lasse, es in Augenschein zu nehmen. Die ganze Gesellschaft begab sich sogleich dahin, als sie aber ankam, hatte der Strom das Thier mit sich fortgeführt, ohne daſs es möglich gewesen wäre, dieses zu verhindern. Die Riemen, an denen man es zu befestigen gesucht hatte, waren ungeachtet ihrer Dicke nicht im Stande gewesen, der Kraft des Stromes zu widerstehen und waren gerissen. Man schickte einige Buschmänner hinab, um zu sehen, wo es hingetrieben sein möchte, und diese brachten am andern Morgen, eben als man das Lager aufbrach, um die Rückreise anzutreten, die Nachricht, das todte Fluſspferd sei noch eine gute Strecke weiter hinab an einem Felsen des jenseitigen Ufers hängen geblieben, und es sei vielleicht möglich, es wieder flott zu machen und herüberzuschaffen. Als man an die Stelle gekommen war, wo das Thier lag, erregte die Breite und Schnelligkeit des Stroms sogleich einige Zweifel an dieser Möglichkeit. Indessen schien es immer eines Versuches werth und man machte den Vorschlag, sämtliche Riemen der Zugochsen an einander zu binden und die Busch-

männer, welche ausgezeichnet fertige Schwimmer sind, damit hinüber zu schicken. Diese waren auch sogleich dazu bereit und vier von ihnen traten augenblicklich die Reise an. Sie ergriffen ein jeder einen trocknen Baumstamm, auf welchen sie sich queerüber legten, zwei nahmen das Ende des Riemens, einer trug die Kleider seiner Kameraden und der vierte einen Feuerbrand, um drüben gleich sich erwärmen zu können, so daſs also ein jeder nur eine Hand zum Schwimmen frei behielt. Man muſste indessen die Schnelligkeit bewundern, mit welcher sie dessen ungeachtet fast allein mit Hülfe der Füſse aus der Stelle kamen, und die beiden letzten erreichten in der That sehr bald das jenseitige Ufer. Aber die andern beiden waren noch lange nicht in der Mitte des Stroms, als der Riem, den sie hinüberziehen sollten, schon von dem Strom eine starke Bucht bekam, die Schwimmer abwärts zog und sie nöthigte, von ihrem Vorhaben abzustehn und umzukehren. Wahrlich eine lebendige Seekuh hätte wohl selbst kaum Kraft genug gehabt, einen solchen Riem queer über diesen Strom zu ziehen. — Man dachte nun auf andre Mittel und brachte Vieles in Vorschlag, es ward aber keins von allen ausführbar gefunden. Die Hoffnung, das Fluſspferd noch wieder flott zu machen, trieb indessen einige junge Colonisten zu dem Versuch, hinüber zu schwimmen, sie muſsten aber wegen der Heftigkeit des Stroms wieder zurückkehren, ehe sie noch den vierten Theil der Breite zurückgelegt hatten. Indessen sah man jenseits die bei-

den Buschmänner sich dicht neben dem todten Thier lagern und ein grofses Feuer anmachen, bei welchem sie sich grofse Stücken Speck, die sie ihm vom Rücken herunterschnitten, brieten und gierig verzehrten. Dieser Anblick bewog noch fünf der Buschmänner zu einem neuen Versuch, der nun noch viel sinnreicher ausgeführt ward als der erste. Ein jeder von ihnen liefs sich nemlich ein leichtes etwas flaches Holz, wie deren unter den am Ufer hinaufgetriebenen Stämmen ohne Mühe zu finden waren, an die rechte Schulter und den Unterarm befestigen und steckte dieses, nachdem er sich zu Wasser begeben, mit der Spitze queer gegen den Strom, so dafs die Kraft des Wassers schräge darauf wirken mufste. Indem der Schwimmer nun mit dem linken Arm und den Füfsen gegen den Strom anstrebte, ward er nach eben den Gesetzen an das andere Ufer getrieben, nach welchen ein Schiff mit schräge gegen den Wind gespannten Segeln, nach der Schiffersprache *bei dem Wind* segelt. Sie kamen schneller als die ersten und fast ohne abzutreiben, das heifst gerade dem Punct, von welchem sie abgegangen waren, gegenüber, an dem jenseitigen Ufer an und machten sich nun, wiewohl vergebens, mit allen Kräften an die Arbeit, das Ungeheuer von dem Felsen herabzuschieben. Inzwischen hatte ein freigelassener Sclave, der sich im Gefolge des Gouverneurs befand, ein rüstiger junger Bursche und geschickter Schwimmer, die Kühnheit den Wilden aus eigenem Antrieb zu folgen und ge-

langte wirklich wiewohl etwas langsam, bis über die Mitte des Stromes. Hier aber verliefsen ihn seine Kräfte, er ward mit fortgerissen, sank, kam wieder zum Vorschein und strengte sich aufs äufserste an, das Ufer zu erreichen. Doch vergebens, er mufste sich dem Strom überlassen und schon zweifelte jeder an seiner Rettung als er weit abwärts, wo der Flufs glücklicherweise eine Biegung nach innen machte, halbtodt an das Ufer getrieben wurde. Die Buschmänner waren von ihrem Feuer aufgestanden, um ihm zu Hülfe zu eilen und kamen eben an der Stelle an, wo er erstarrt vor Kälte an das Ufer hinankroch. Es war ein rührendes Schauspiel, wie diese Wilden sich bemühten, den Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen. Sie warfen ihre Pelze ab, um ihn damit zu bedecken, trockneten und rieben ihn und trugen ihn als er sich darauf etwas erhohlte, an dem Strande hinauf nach ihrem Feuer. Dort machten sie ihm wieder von ihren Fellen ein Lager, legten viel Holz auf das Feuer um ihn recht zu durchwärmen und bestrichen seine zitternden Glieder mit dem warmen Speck des getödteten Thieres. Inzwischen kam der Abend heran und man mufste, um die gänzliche Rettung des Unglücklichen abzuwarten, sich schon entschliefsen, hier so gut es gehn wollte, die Nacht zuzubringen. Einer der Buschmänner an dieser Seite liefs sich noch bewegen, dem Freigelassenen seine Kleider hinüber zu bringen, damit er die Nacht durch die Kälte nicht gehindert werde, zu schlafen und neue Kräfte für die Rückreise zu sammeln.

In der Frühe des folgenden Morgens sah man schon die Buschmänner mit ihrem Schützling den Fluſs hinaufziehen, um eine bequemere Stelle zum Durchschwimmen zu suchen. Dort war nicht weit von dem rechten Ufer des Flusses eine kleine Insel, die das Unternehmen natürlich sehr erleichtern muſste. Als sie an die ausgewählte Stelle gekommen waren, bereiteten sie für ihren Gast ein Bündel Holz auf welches er sich legen muſste und so traten sie die Rückreise an. Der junge Mensch, durch die gestrige Gefahr furchtsam gemacht, schien nicht ohne groſse Schüchternheit ins Wasser zu gehen, indessen ging es bis zu der Insel besonders glücklich und schnell und mit Hülfe seiner neuen Freunde unternahm er nun auch den zweiten und mühsamsten Theil der Uberfahrt. Zwei Buschmänner hatten von beiden Seiten das Bündel Holz angefaſst, auf welchem der Freigelassene schwamm, der selbst noch aus allen Kräften strebte, sich vorwärts zu helfen. Als sie aber an eine Bank in der Mitte des Flusses gekommen waren, wo sie Grund hatten und nur bis an den halben Leib im Wasser standen, zwang sie die Ermüdung zu ruhen. Zugleich aber erstarrten sie vor Kälte dermaaſsen, daſs es unmöglich schien, daſs sie aus eignen Kräften noch sollten herüberkommen können. Vergebens rief man ihnen zu, nur muthig das Wagestück zu bestehen und nicht noch länger zu warten, aber der Freigelassene und ein alter Buschmann, sonst der geschickteste Schwimmer, schienen ganz die Besinnung verloren zu haben.

In dieser äuſsersten Gefahr, entschlossen sich endlich auf einiges Zureden zwei Buschmänner vom diesseitigen Ufer, ihre Rettung zu unternehmen. Sie machten sich schnell ein groſses Bündel Holz, legten sich beide auf dessen Enden und lieſsen in der Mitte einen lose zusammenlegten Strick ruhen, dessen Ende von den Unsrigen in einiger Höhe fest gehalten wurde, so daſs es nicht ins Wasser tauchte und sie am Schwimmen hinderte. Mit unglaublicher Behendigkeit steuerten sie gerade auf den rechten Fleck zu und kamen ungeachtet des heftigen Stroms richtig bei den Unglücklichen an. Diese aber hatten zu sehr die Fassung verloren, um sogleich den Strick zu ergreifen und im nächsten Augenblicke hatte der Strom ihre Retter schon wieder vorübergerissen. In dieser entscheidenden Secunde ergriff der dritte von denen, die auf der Bank standen, das einzige Rettungsmittel, das noch übrig blieb. Er stürzte den Freigelassenen und den Alten vor sich hin in die Tiefe und zwang sie dadurch mit ihm vereinigt, noch einmal alle ihre Kräfte anzustrengen. Die beiden andern strebten rüstig gegen den Strom und so gelang es ihm, den Strick zu ergreifen, an welchem alle fünf endlich glücklich an das Ufer gezogen wurden.

Der Gouverneur und die Personen in seinem Gefolge waren auf das Lebhafteste von diesem ganzen Vorgang ergriffen und mit Wohlwollen für die braven Buschmänner erfüllt. Es war dafür gesorgt, sie sogleich mit warmem Wein zu

erquicken und an einem grofsen Feuer zu erwärmen. Der Freigelassene und drei der Buschmänner bedurften in der That solcher Stärkungsmittel, denn sie waren vor Kälte und Ermattung durchaus besinnungslos und es dauerte wirklich einige Zeit, ehe sie wieder zu sich selbst gebracht wurden. Auch die Colonisten beeiferten sich um die Wette, den Buschmännern ihre wohlwollende Theilnahme zu bezeugen und sie versicherten wiederholt, dafs ihnen so etwas noch nie von diesen Wilden vorgekommen. Der Gouverneur benutzte diese Gelegenheit, ihnen recht ernstlich das Unrecht vorzuhalten, das man sich gegen diese armen Geschöpfe bisher habe zu Schulden kommen lassen und forderte sie alle auf, mit Ernst darauf hinzuwirken, dafs sie hinfort besser behandelt würden; eine Ermahnung, die in der Gegend von *Graaff-Reynett* unendlich nöthiger und gewifs weniger fruchtbar gewesen sein würde, denn die Anwesenden betheuerten einmüthig, dafs sie von dem lebhaften Verlangen beseelt würden, den Buschmännern ihr heutiges Betragen zu vergelten und in der That haben sie in der Folge bewiesen, dafs es ihnen mit diesem Versprechen ein Ernst gewesen ist.

Nachdem die Buschmänner sich von ihrer Anstrengung vollends erholt hatten, liefs ihnen der General einige bessere Geschenke an Kleidungsstücken und Tüchern, auch einen ziemlichen Vorrath an Tabak einhändigen. Während dieses geschah, kam eine der Frauen heran und deutete nach dem Flusse hin, über welchen eben

noch ein Buschmann mit den Kleidern des Freigelassenen herangeschwommen kam. Sie erklärte durch Vermittelung des Dolmetschers, es sei ihr Mann und er habe ebenfalls wohl einen Antheil an den Geschenken verdient. Dieser ward ihr denn auch sogleich für ihn zugestellt und während er mit dem Strom kämpfte, sah sie immer nach ihm hinüber und gab durch schnelles Anschlagen der Zunge an den Gaumen einen sonderbar trillernden Ton von sich. Man fragte was das bedeute und erfuhr, daſs solch ein Ton nach ihrer Meinung in Gefahr von groſsem Nutzen sei.

Noch an demselben Morgen trat man die Rückreise an. Vorher lieſs der General die Buschmänner alle zu sich kommen und ihnen durch den Dolmetscher versichern, daſs wenn sie sich ruhig und friedlich verhielten, von Seiten der Christen nichts gespart werden solle, ihnen ein angenehmeres Leben zu verschaffen und sie dann und wann mit ihren kleinen Bedürfnissen zu versorgen. Er selbst werde zuweilen von den Seinigen senden, um zu erfahren, ob es ihnen gut gehe und ob sie ihr Versprechen gehalten. Die Regierung werde nie aufhören, alle Buschmänner zu beschirmen und zu lieben, die sich des Raubes enthielten und es bewiesen, daſs es ihnen Ernst mit dem Frieden sei. Der Veld-Commandant van der Walt, dessen Besitzungen am nächsten an ihren jetzigen Aufenthalt stieſsen und zu dem sie ja schon ohnehin soviel Zutrauen hätten, sei von ihm beauftragt, für ihr Bestes zu sorgen und werde ihnen in allen

recht-

rechtlichen Unternehmungen förderlich sein. — Sie drückten darauf ihre Zufriedenheit durch allerhand Gebehrden und durch einen hohen singenden Ton, in welchem sie unverständliche Worte durch einander schrien, aus, und verdoppelten diese Zeichen, als der General den zunächst Stehenden zum Abschiede die Hand reichte. Viele von ihnen liefen noch lange neben den Wagen her und verloren sich erst am zweiten, dritten Tage allmählich von der Gesellschaft.

Ein Jahr nachher hatte General Janssens die Freude, einen auffallenden Beweis von der Zuneigung zu erhalten, die er sich unter diesen Wilden erworben hatte. Im Julius des dürren und unfruchtbaren Jahres 1804 kam nemlich der Veld-Commandant Joh. van der Walt nach der Capstadt und berichtete dem Gouverneur, wie er bisher nebst seinen Nachbaren die erhaltenen Vorschriften streng befolgt und die Buschmänner auf das liebreichste behandelt habe, welches denn auch die Folge gehabt, daſs man in seiner Gegend das ganze Jahr nicht von Räubereien gehört habe. Vielmehr seien die Buschmänner oft friedlich zu ihnen gekommen und haben sich etwas Tabak oder Lebensmittel ausgebeten. Man habe ihnen das denn entweder aus dem eignen Vorrathe gegeben, oder sei mit ihnen ins Feld gegangen, um ihnen ein Stück Wild zu schieſsen. Bei der Dürre dieses Jahres sei aber das Wild gröſstentheils weggezogen und gestorben und selbst von dem zahmen Vieh, vieles durch Hunger und Krankheiten aufgerieben, so daſs eine

Bayerische Staatsbibliothek München

allgemeine Noth eingetreten, welche besonders für die Buschmänner sehr drückend geworden. Es sei daher eines Tages ein Buschmann zu ihm gekommen, (eben der Alte, welcher sich bei der Rettung des Freigelassenen so thätig bewiesen) und habe ihm seinen Sohn, einen zehnjährigen Knaben gebracht, mit der Bitte, er möge diesen Knaben doch an den Grootbaas besorgen, der ihnen im vorigen Jahr so freundlich seinen Schutz zugesichert. Er habe für das Kind nichts zu essen und könne es auf seinen weiten Streifereien nicht mit umherschleppen, ohne zu befürchten, daſs es, wie die Mutter, von den Beschwerden und Anstrengungen sterben möchte. Er wisse gewiſs, der gute Herr werde es nicht umkommen lassen, sondern mit vielem Fleisch und schönen Kleidern versorgen. Der Commandant hatte dem Alten diese Bitte gewährt und den Knaben gleich mitgebracht, der nunmehr unter dem Namen Flamingo in dem Hause des Gouverneurs erzogen wurde und sich in der Folge so an die Familie anschloſs, daſs er sich bereitfinden lieſs, sie, nach der Übergabe der Colonie an die Engländer, nach Europa zu begleiten. Es ist derselbe, der nachher im Jahr 1807 mit dem General in Paris gewesen ist und dessen die Zeitschriften damals hin und wieder erwähnt haben. Ich werde in der Folge noch öfter Gelegenheit haben, seiner wieder zu erwähnen.

Man war kaum einige Stunden weiter gereist, als man seitwärts vom Wege abermals eine

Horde dieser Wilden entdeckte. Die ganze Gesellschaft ritt zu ihnen hin und fand zwei Männer und drei Frauen von unterschiedenem Alter, und mehrere Kinder. Sie schienen durchaus nicht erschrocken, obgleich der Besuch ihnen sehr unerwartet kam und grüſsten einige der Colonisten als gute Bekannte. Man gab ihnen einige Geschenke an Korallen, Knöpfen u. s. w. sie baten aber um Tabak und man sagte, ihnen, sie möchten nur in das Lager kommen, weil man jetzt nicht davon bei sich führe. Indessen gab einer der Dragoner her, was er eben an Tabak bei sich hatte und nun entstand ein lautes singendes Geschrei, während dessen sie einige alte Röhrenknochen von der Erde aufsuchten und sogleich stopften. Man erkundigte sich nach dem Sinn ihrer Worte und erfuhr, daſs es lauter Ausdrücke von Freude und die wiederholte Versicherung sei, nichts wäre so herrlich als Tabak. — Die Wohnung dieser Menschen bestand aus flachen Gruben von der obenbeschriebenen Art. Es waren ihrer zwei gröſsere und mehrere kleine für einzelne Personen oder die Kinder. Sie hatten auch eine Art von irdenem Topf, aber sehr plump und ungleich von Rundung, und zogen eine halbe Kürbisflasche sichtlich zum Gebrauche vor. Man verlieſs sie bald darauf und auch von ihnen folgte ein Theil den Reisenden in das Lager, das am Abend an *Zeekoerivierspoort* aufgeschlagen ward. Als man dort ankam, hatten einige der vorausgerittenen Jäger mehrere Stücken

grobes Wild geschossen, bloſs in der Absicht, die Buschmänner damit zu bewirthen.

Aus diesem Allen leuchtet hervor, daſs das Verhältniſs der Colonisten und Buschmänner in dieser Gegend seit den letzten Jahren um Vieles glücklicher ist als vormals. Wer sich aus Barrow's Reisebeschreibung erinnert, wie man damals diese Wilden umzingeln und plötzlich überfallen muſste, um sie nur zu sehen zu bekommen und wie dieser Schritt sie in Schrecken setzte und zu Widersetzlichkeiten verleitete, die einigen von ihnen das Leben kosteten, der wird aus dem eben Erzählten mit Freude gesehen haben, daſs man sich nun um Vieles näher gekommen ist und Hoffnung hat, wenigstens so lange den Frieden zu bewahren, als diese Horden dieselben bleiben und nicht durch Einwanderungen fremder Buschmänner verdrängt, oder aufs Neue zu Räubereien verführt werden. Leider aber ist das Betragen und die Sinnesart dieser Wilden nicht überall und zu allen Zeiten dieselbe, leider sind auch die Colonisten in keiner andern Gegend im Allgemeinen gutdenkend und wohlhabend genug, um sich mit den Buschmännern in dasselbe Verhältniſs setzen zu können, welches ein Zusammentreffen günstiger Umstände in diesem Augenblick hier herbeiführte, und leider werde ich in der Folge selten wieder Gelegenheit haben, so rühmliche und erfreuliche Schilderungen von dem Verhältniſs der Buschmänner und Colonisten mitzutheilen. Was ich darüber auf meinen spätern Reisen erfahren und erlebt

habe, wird höchstens das Mitleiden der Leser für beide Theile erregen, selten aber ihr Wohlgefallen davon zutragen im Stande sein.

Man hatte es hier so weit gebracht, daſs man nur ein groſses Feuer auf einem Berge anzuzünden brauchte, um die Buschmänner der ganzen Gegend zu versammeln, wenn man ihnen etwas zu sagen hatte oder kleine Geschenke unter sie austheilen wollte. Auch hatte man vor einigen Jahren dem Verständigsten des einen Kraals einem groſsen Stock mit einem metallene-Knopfe geschenkt, um ihn dadurch als Befehlshaber zu unterscheiden und hatte den übrigen anbefohlen, ihn als solchen zn achten. Dieser Mann starb bald nachher und hinterlieſs den Stock seinem Sohn. Unglücklicherweise starb auch dieser bald nach seinem Vater und dies erregte ein solches Schrecken unter den Übrigen, daſs sie alsbald den Stock zurückbrachten und sagten, er werde sie alle noch tödten, wenn sie ihn länger behielten. Überhaupt sind sie sehr abergläubig und es giebt auch unter ihnen, wie unter den Kaffern, Leute, die von den Übrigen für Zauberer gehalten werden und denen sie die Macht zuschreiben, Regen, Wind oder Donner hervorzubringen, wenn es verlangt wird. Wenn nun zum Unglück ein solcher Zauberer mehreremal hinter einander falsch prophezeiht, wird er ausgestoſsen oder wohl gar verbrannt oder auf andere Weise ums Leben gebracht. So erzählte hier noch ein Buschmann, daſs dieses kürzlich mit seiner Frau der Fall gewesen, die, obgleich

vormals eine groſse Zauberinn, zuletzt immer falsche Vorhersagungen und heillose Wunderwerke gethan hatte und deshalb von den Andern ums Leben gebracht worden war. Aus Furcht, die Frau möchte ihn noch nach ihrem Tode beunruhigen, hatte er selbst den Kopf des Leichnams mit schweren Steinen zerschmettert, ihn dann begraben und zu aller Sicherheit auf dem Grabe ein groſses Feuer angezündet. —

Die Reisenden verfolgten nunmehr den Lauf des *Seekuhflusses* aufwärts und erreichten in der nächsten Tagereise (am 22sten Jul.) den Grenz-Stein, welchen der Gouverneur Plettenberg auf seiner Reise im Jahr 1778 unweit dieses Flusses errichtete. Um das Fuſsgestell her fanden sich nnr hie und da noch Bruchstücke der Säule und auf einigen derselben die Spuren von dem eingehauenen Wappen der Ostindischen Compagnie. Hier begegnete der Gouverneur einem Eilboten aus der Capstadt, der ihm die Nachricht von dem Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England überbrachte und ihn veranlaſste, den übrigen Theil seiner Reise auf dem kürzesten Wege, in möglichster Schnelligkeit und ohne zahlreiche Begleitung zurückzulegen. Er verlieſs daher sein Gefolge und legte den ansehnlichen Raum von 170 Stunden in 10 Tagen zurück, so daſs er schon am 1sten August in der Capstadt anlangte. Seine Begleiter setzten unter der Leitung des Hauptmanns Paravicini, ihre Reise in kleinern Tagemärschen längs dem Ufer des *Seekuhflusses* fort und erreichten

am 26sten die nordwestliche Ecke des *Schneegebirges, Africa's Hoogte* genannt. Von dort nahmen sie ungefähr denselben Weg durch *Köüb* und *Nieuweveld*, auf welchem die Leser vorhin die Gesellschaft des General-Commissärs begleitet haben und langten am 30sten bei dem Veld-Commandanten de Klerk an. Wir lassen die Reisenden ihren Weg nach der Capstadt allein fortsetzen und kehren wieder zu unsrer Gesellschaft zurück, die eben an den Quellen des *Chamka* noch Rasttag hält.

Hier waren nunmehr alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen nnd hinlängliche Erkundigung eingezogen, wie die Reise durch die Wüste am bequemsten und sichersten möchte anzustellen sein. Demnach war beschlossen, hinfort nur in der letzten Hälfte des Tages zu reisen, um der unerträglichen Hitze auszuweichen, die in dieser flachen niedrigen Gegend um Mittag die Kräfte der Thiere und Menschen fast erschöpft. Wir traten daher am 21sten Febr. Nachmittags unsre Reise wieder an (unsre Wagen waren am Morgen vorausgesendet), folgten dem Laufe des *Chamka*, den wir häufig durchschnitten, ohne eine Spur von Wasser zu bemerken und fanden, nachdem wir Abends noch länger als eine Stunde bei heiterm angenehmen Wetter, in dem Lichte des Vollmonds fortgezogen waren, unser Lager an dem Flusse schon aufgeschlagen und das Abendessen bereitet. Dieselbe Ordnung ward

an den folgenden Tagen beobachtet, die einer wie der andre ohne merkliche Abwechselung der Gegenstände und ohne des Aufzeichnens werthe Ereignisse verflossen. Sabald am Morgen das Frühstück genommen war, wurden die Zelte abgebrochen, die Wagen gepackt und langsam vorausgeschickt. Das dichteste Mimosengebüsch ward ausgesucht, um unter seinem Schatten die heifseste Tageszeit zuzubringen und wenn die Sonne sich zu neigen begann, safsen wir auf, um mit einbrechender Nacht unser bereits fertiges Lager an dem nächsten Rastplatz zu erreichen. Ungeachtet dieser gut erdachten Anordnung war diese Reise durch die *Karroo* mit vielen Beschwerden verknüpft, wie ein jeder leicht ermessen wird, der sich meiner obigen Beschreibung dieser ausgedehnten Wüste erinnert. Damals aber, als wir sie zwischen dem *Roggeveld* und *Bokkeveld* durchzogen, war die heifse Jahrszeit noch nicht so weit vorgerückt, daher in den Flüssen noch mehr Vorrath an Wasser, zudem vollendeten wir unsern damaligen Weg durch sie hin in wenigen Tagen, waren mit manchen Bedürfnissen noch reichlich versehen, die jetzt fehlten und wir selbst und unsre Pferde waren noch nicht in dem Maafse erschöpft und des Reisens überdrüfsig, wie jetzt nach den Anstrengungen der letzten drei Wochen.

An Wasser fehlte es in solchem Grade, dafs wir fast jedesmal durch das Ausgraben von 4 bis 5 Fufs tiefen Gruben in dem Bette des Flusses uns dies unentbehrliche Bedürfnifs verschaffen

mufsten und dann war noch immer der Trank, welchen wir auf diese Weise bekamen, mit Salztheilen geschwängert oder durch andre fremde Beimischungen höchst widerlich gemacht. Aber ohne die Hülfe unsrer erfahrenen Wegweiser würden wir auch dieses elende Labsal nicht einmal gefunden haben, denn man darf sich nicht vorstellen, dafs es in den Betten der africanischen Flüsse nur des Nachgrabens bedürfe, um an jeder Stelle Wasser zu finden. Im Gegentheil sind solche Stellen sehr selten und werden nur da angetroffen, wo sich ansehnliche Vertiefungen der ursprünglichen Steinmasse mit Sand, Thon und Geschiebe gefüllt haben. Man erkennt solche Stellen an Queerbänken des festen Gesteins, die nicht weit von da Stromabwärts zum Vorschein kommen und dem unterirdischen Wasservorrath zum Damm dienen. Gewöhnlich hat auch der Flufs oberwärts eines solchen Wasserbehälters ein stärkeres Gefälle, woraus man also ebenfalls auf vorhandnes Wasser schliefsen darf. — Der Mangel und die schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers ward uns jetzt doppelt fühlbar, da die mitgenommenen Vorräthe an Wein und Lebensmitteln sich merklich verminderten und einige Artikel ganz auszugehn anfingen. Unsere Nahrung bestand daher mehrere Tage hintereinander aus nichts als Schaffleisch und Zwieback. Der Wein, den wir von *Graaff-Reynett* mitgenommen hatten, war bei der Hitze in Gährung übergegangen und sauer geworden und selbst von diesem war nur ein so geringer Vorrath vorhan-

den, dafs den Dragonern und Hottentotten nichts als eine kleine Ration schlechten africanischen Branntеweins zur Stärkung konnte gereicht werden. Wild bekamen wir auf dem ganzen Zuge durch die *Karroo* nicht zu sehen und wie gern wir ein unterwegs gekauftes junges Rind geschlachtet hätten, so erlaubte der Mangel an Salz dieses nicht.

Mit jeder Tagereise entfernten wir uns nun weiter von dem *Nieuwevelds-Gebirge* nnd immer deutlicher erhob sich vor uns die ungeheure Mauer der *Zwartebergen*, welche die ganze *Karroo* im Süden begrenzt und fast unübersteiglich von den fruchtbarern Küstenländern scheidet. Bei dem Rückblick auf die nördlichen Gebirge zeichnete sich besonders eine Gruppe aus, die eine auffallende Ähnlichkeit mit derjenigen hat, welche das *Tafelthal* und die Capstadt von der Südseite einschliefst. Ein hoher Berg mit einer ansehnlichen Platte steht in der Mitte, mehrere andre minder hohe von kegelförmiger Gestalt um ihn her. Jener führte den Namen *Tafelberg*, die beiden höchsten Spitzen zunächst sind *Teufelsberg* und *Löwenkopf* genannt, ganz wie jene ähnlichen am Cap.

Fünf Tage lang sollten wir dem Laufe des *Chamka* folgen, dann ihn verlassen, um uns westlich an dem Fufse der *Zwartebergen* hinzuziehn und endlich durch die Schlucht, welche der *Hexenflufs* eingefurcht hat, einen Hinabweg in die fruchtbarern Niederungen zu suchen. Zur Notiz für künftige Reisende setze ich die Namen

der Ausspannplätze hieher, an welchen wir in jenen ersten vier Tagen etwas Wasser fanden:

Am 21. Februar *de Holdrift* (die hohle Furth).
— 22. — — *de Koedoeskop* (der Kuduskopf).
— 23. — — *de Remhoogte* (die Hemmehöhe).
— 24. — — *de Blauwekrans* (der blaue Kranz).

Am späten Abend dieses vierten Tages, noch ehe wir den Rastplatz erreichten, kam uns ein Colonist zu Pferde entgegen, ein Bewohner des vor uns liegenden Gebirges, der von der Ankunft des General-Commissärs in diesen Gegenden gehört hatte und dringend einlud, einen Umweg von einer halben Tagereise zu machen und auf seinem Platze von den Beschwerden der Reise *einen* Tag zu ruhen und neue Kräfte für den ferneren Zug durch die einsame *Karroo* zu sammeln. Er hatte die Aufmerksamkeit gehabt, einige steinerne Kruken voll köstlichen rothen Weins mitzubringen, der auf seinem Lande gewachsen war und uns allen nach so langer Entbehrung und so vielen erschöpfenden Beschwerden eine wunderbare Erquickung dünkte. Er unterstützte seine Einladung nicht wenig durch das Anerbieten, mit diesem Weine sowohl, als mit manchen andern Erzeugnissen seines Bodens, unsern Vorrath wieder auszufüllen. Unter allen Bedürfnissen, die er uns zu liefern versprach, war keins wichtiger, als Fourage für unsre Pferde, deren eintretender Mangel uns schon in nicht geringe Besorgnisse wegen unsers weitern Fortkommens versetzt hatte. Andre Gründe zur Annahme seiner Einladung waren die noch immer

fortdaurende Schwäche unsrer kranken Begleiterin, die durch die fortgesetzten Anstrengungen und den Mangel gesunder und kräftiger Nahrungsmittel nicht wenig in ihrer Besserung zurückgesetzt war, und die feste Aussicht, dafs wir in den ersten acht Tagen nicht wieder in eine Gegend kommen würden, wo unserm Mangel möchte abzuhelfen sein. Der dienstfertige Mann, (sein Name war Samuel de Beer und er war Veld-Cornet seines Bezirks) ritt daher noch in derselben Nacht wieder nach Hause, um Alles zu unserm Empfange in Bereitschaft zu setzen, und sandte uns am andern Morgen sogar frische Reitpferde entgegen, um desto schneller die Tagereise vollenden zu können. Wir waren früh aufgebrochen und fanden auf der Hälfte des Weges zuerst wieder eine menschliche Wohnung, zwar nur eine Binsenhütte, aber drinnen einen stattlichen jungen Mann und eine reinlich gekleidete Hausfrau, umgeben von drei bis vier kleinen Kindern. Sie labten uns mit frischer Milch und bedauerten, dafs sie uns kein Brod vorsetzen könnten, indem sie ganz allein von Hammelfleisch lebten. Diese Leute gehörten zur ärmsten Classe der Colonisten und nannten sich selbst *Trekmenschen*, Zugmenschen, weil sie keinen festen Wohnplatz haben, sondern mit ihren Heerden von einem Ort zum andern ziehen. Es giebt solcher nomadischen Colonistenfamilien besonders in den entlegenern Gegenden mehrere und in der Regel gehören sie nicht zu dem achtungswertheren Theil der Nation, sondern machen

sich strafbar durch Grausamkeiten gegen die Wilden und durch Ungehorsam gegen die Regierung, deren Augen sie oft selbst ihre Existenz zu entziehen wissen. Da sie kein Land besitzen, also keinen Ackerbau treiben, sondern allein von dem Ertrage ihrer Heerden leben und auf keine Weise mit der bürgerlichen Gesellschaft zusammenhängen, so sind sie auf dem Wege, ganz zu dem Zustande des rohen Wilden hinabzusinken, und man muſs es billigen, daſs die Regierung soviel wie möglich diesem Miſsbrauch Einhalt zu thun sucht. Denn überdies entgeht ihr dadurch die Einnahme der Abgaben, welche von jedem Landbesitzer bezahlt werden müssen, und selbst die übrigen Colonisten werden dadurch beeinträchtigt, indem solche Zugmenschen nicht selten die zu Ausspannplätzen bestimmten Gegenden benutzen und für den Reisenden, der nachher mit seinem Viehe dahin kommt, nichts als ein kahles abgeweidetes Feld zurücklassen. Leider aber hat das Gouvernement nicht immer mit voller Strenge auf die Ausführung dieses Verbots halten können, indem nach dem letzten Kaffernkriege manche Familien, deren Häuser und Ländereien verbrannt und verwüstet worden waren, durch die Noth zu einem solchen umherirrenden Leben gezwungen wurden. Andre, die an, oder wohl gar auſser den Grenzen der Colonie umherschwärmen und dort durch eigenmächtige Eingriffe und Gewaltthaten den Christennamen in Verruf bringen, spotten der Gesetze und bleiben dem Arm der Gerechtigkeit unerreichbar.

Je mehr wir uns den *Zwartebergen* näherten, desto hüglichter ward die Gegend. Auf den kahlen Höhen wuchs hier besonders häufig das *Geranium spinosum*, aber in diesem Augenblick ohne Blätter und Blüthen, lauter dicke holzige Strünke von aschgrauer Farbe mit halbfingerlangen Stacheln übersäet. Weiterhin kamen wir über den *Zwarte-Rivier*, einen artigen kleinen Bach, der schönes klares Wasser enthielt und mit africanischen Weiden und Karree-Gebüsch hübsch überschattet war. Von dort erreichten wir in einer halben Stunde die *Kweek-Valley*, den Platz des Veld-Cornet S. de Beer, der uns mit einer neuen und unerwarteten Ehrenbezeugung empfing. Er hatte nemlich die ganze Mannschaft seines Bezirks, etwa zwanzig an der Zahl, aufgeboten und in zwei Reihen zu beiden Seiten des Weges aufgestellt. Ein jeder hatte sein Gewehr mitbringen müssen, und als der General-Commissär hindurchritt, commandirte der Veld-Cornet, der sich durch ein umgehängtes breites Wehrgehenk von bunt bemaltem Leder und blank gezognen Säbel als Officier bemerklich machte: Präsentirt das Gewehr. Indessen die guten Bauern, so gut es gehen wollte, das eilig gelernte Ehrenmanoeuvre machten, spielten zwei seiner Knaben, damit es auch an Musik nicht fehle, auf ein Paar übelstimmenden Flöten das, nunmehr auch in Africa seit einigen Jahren bekannte Volkslied: *Freut euch des Lebens*, und als der ganze Zug vorüber war, liefs der Veld-Cornet mit gar wichtiger Miene seine

Leute eine Frontstellung gegen das Haus annehmen und nach dem Commando ein dreimaliges Salve aus ihren Gewehren geben. Vor dem Hause wehte die dreifarbige batavische Flagge und um die Feierlichkeit auch ganz militärisch endigen zu lassen, mufsten die Leute so lange unter dem Gewehr stehen bleiben, bis der Veld-Cornet unsern Chef im Hause becomplimentirt und um seine Befehle befragt hatte. Dann commandirte er zum Abmarsch und kam nun erst, ohne Wehrgehenk und Säbel als Hauswirth wieder herein, um den General-Commissär auf seinem Platze willkommen zu heifsen. Seine Frau besetzte den Tisch mit herrlichen Trauben, Melonen, Angurien und andern saftigen Früchten und mit mehrern Sorten köstlichen Weins, die alle auf diesem Platze gewonnen waren. Das Mittagsmahl bestand aus vielen schmackhaft bereiteten Schüsseln jungen Gemüses, zahmem Geflügel und Kalbfleisch. Wer die Natur dieses Landes nicht kennte, würde es für ein Wunder halten, mitten in einer so unermefslichen dürren Wüste einen Ort anzutreffen, der an Erzeugnissen aller Art so reich ist. Aber das ganze Räthsel erklärt sich dem Kundigen durch eine einzige Quelle, die aus einer Schlucht des Gebirges hinter dem Hause hervorbricht und die Weinberge die Felder und Gärten bewässert. Soviel vermag bei dem milden Clima hier eine solche hinlänglich ergiebige nie versiegende Quelle, dafs auch dem undankbarsten Boden mit ihrer Hülfe alles abgewonnen werden kann, was

Italien, Deutschland und Frankreich zusammen zu ihren köstlichsten Erzeugnissen rechnen. Leider aber sind solche glückliche Fleckchen nur selten und gröſstentheils so entfernt von allem Handelsverkehr, daſs ihre Fruchtbarkeit nur dem täglichen Unterhalt einer kleinen Familie zu statten kommt. Bei zunehmender Bevölkerung und vermehrter Industrie werden künftige Generationen aus solchen Gegenden vielleicht die Hauptquellen des Nationalreichthums hervorgehen sehen, indessen zu unsrer Zeit die Betriebsamkeit ihrer Bewohner in der leichten Befriedigung der ersten Bedürfnisse untergeht und von den fürerst noch nicht zu hebenden Übeln des Sclavendienstes, der Schwierigkeit des Absatzes und der allgemeinen Indolenz unabwendbar gehemmt wird. — Die Producte die von hieraus nach der Capstadt gebracht werden, sind Butter, getrocknete Früchte und Wein. Letzterer ist von so besondrer Güte, daſs er die lange Fracht nach der Capstadt gut zu machen im Stande ist. De Beer verkauft dort das halbe Ohm (zwei Anker) zu 40 bis 50 Thalern und eine Probe davon, die ich nach Europa mitbrachte, ward von Kennern dem Constantiawein fast gleich geschätzt. Weiter in das Gebirge hinein giebt es noch Plätze von ähnlicher Ergiebigkeit, unter denen sich besonders der, der Wittwe Van der Burg und ein andrer, der einem Dänen Namens Nielsen gehört, auszeichnen. Dieser ein wohlunterrichteter Mann, hat seinen groſsen Überfluſs an Orangen nicht besser zu nutzen gewuſst, als

als indem er aus den Blüthen und den Schalen der Früchte das aetherische Oel zu gewinnen suchte, welches ihm so gut gelungen ist, daſs er aus dem Absatz dieses leicht zu verführenden Products bereits groſsen Gewinn zog. Neuerlich hatte er auch angefangen, zu ähnlichem Zweck Pfefferminze, Anis und Fenchel anzupflanzen und hatte an den Apothekern der Capstadt, die bisher diese aetherischen Oele aus Europa hatten müssen kommen lassen, begierige Käufer seiner Waare gefunden. Meines Wissens ist dieses der erste Versuch der Art, der in Africa gemacht ist. Die Zahl seiner Sina- und Mandarinenäpfel-Bäume betrug 244. Er hatte in diesem Jahr 83 Scheffel getrockneter Pfirschen und 400 Pfund Rosinen nach der Capstadt zu Markte gebracht und gewann dessen ungeachtet in ergiebigen Jahren noch 12 — 15 Legger guten Weins.

Da die Trauben, welche in dieser Gegend wachsen, nicht alle von der Güte sind, die sie auf der *Kweek-Valley* haben, so werden sie meistens nur zum Branntweinbrennen benutzt und die nördlichen Gegenden *Koüb, Nieuweveld* und *Roggeveld* von hieraus mit diesem Artikel versehen. Bei de Beer war man eben beschäftigt, aus den Trebern und den aussortirten schlechteren Trauben Branntewein zu brennen, der aber bei aller Stärke einen unangenehmen Nebengeschmack hatte, der allem von capischen Trauben destillirten Spiritus eigen ist und von Bestandtheilen herrühren soll, die bei einigermaaſsen häufigem Genuſs zugleich sehr nachthei-

lig auf die Gesundheit wirken. Meinem Freunde Polemann, dessen ich schon oben als eines geschickten Chemikers erwähnt habe, gelang es, den capischen Branntewein durch eine neue Destillation und Behandlung mit Kohlenstaub völlig von allem Nebengeschmack zu befreien und dem besten Conjac ähnlich zu machen.

Unser Wirth de Beer war ein Mann von einem sonderbar gemischten Character, welchen ich etwas genauer zu schildern mich nicht enthalten kann, da Leute von seinem Schlage in diesem Lande wirklich nicht selten vorkommen. Die Hauptzüge darin waren Eigendünkel, Bigotterie, Herrschsucht, Unverträglichkeit und ein gewisser politischer Fanatismus. Es fehlte ihm nicht an Verstand, davon zeugte die Anlage und Benutzung seiner Pächterei, aber er wufste sich auch nicht wenig darauf, dafs er klüger sei, als seine Nachbaren, und sah mit einer Art von Verachtung auf sie herab. Er war in dem Dorfe *Paarl* geboren und erzogen und hatte aus jener reicher bevölkerten Nähe der Capstadt eine feine Lebensart und höfliche Sitten mitgebracht, deren Mangel unter seinen Nachbaren er oft zu beklagen und bemerklich zu machen pflegte. Er hatte Bücher gelesen und sprach in gewählten Ausdrücken, die denn sonderbar mit dem platten africanisch-malayischen Dialect contrastirten, in welchem sie vorgetragen wurden. Er behauptete mit Vielen seiner Landsleute, Africa sei das fruchtbarste und gesegnetste Land der Erde, das alles würde hervorbringen können, wenn die Bauern

weniger dumm und träge wären. Gleich darauf führte er zum Beweise die Erfahrungen an, die er über die Fruchtbarkeit seines Platzes gemacht und lenkte so das Lob und die Bewunderung des Zuhörers auf seinen Fleiſs und seine Betriebsamkeit, durch welche er sich in der That auszeichnet. Obgleich er sich eben nicht in den glänzendsten Vermögens-Umständen befand, so suchte er doch die Idee zu erregen, daſs er ein reicher Mann sei. Eben so wünschte er für ein Genie zu gelten, das zu jedem Unternehmen Mittel und Wege zu finden und in jedem Verhältniſs das richtige Betragen zu beobachten wisse. Eben deshalb hatte er auch bei unserm Empfang die militärischen Feierlichkeiten veranstaltet, um zu zeigen, daſs er überall zu Hause sei und es verstehe, welche Ehrenbezeugungen groſsen Herren zukommen. Als den Verständigsten und Geschicktesten seines Bezirks hatte man ihn zum Veld-Cornet erwählt, aber seine Ehrsucht und seine Herrschbegierde hatten ihn bei seinen Nachbaren und Untergebnen in noch höherem Grade verhaſst gemacht, als dies ohnehin bei diesem Posten gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Fast Alle klagten über seinen Übermuth, wie sie denn überhaupt nichts härter zu empfinden pflegen, als wenn einer sich merken läſst, daſs er klüger sei, als die Übrigen. Manche waren soweit gegangen, ihm ganz den Gehorsam aufzukündigen und in der That muſsten wir uns einen ganzen Tag länger hier aufhalten, als bestimmt war, bloſs weil die Leute die Vorspannochsen

nicht stellen wollten, die er commandirt hatte. Sobald der General-Commissär es ihnen unmittelbar befehlen liefs, waren sie sogleich dazu bereit. Der Veld-Cornet hielt viel auf äufserliche Frömmigkeit und versammelte jeden Morgen früh alle seine Kinder, Sclaven und Hottentotten zu einer Morgenandacht, die in dem Singen eines Psalms und dem Vorlesen eines langen Gebets und eines Capitels aus der Bibel bestand. Er unterliefs diese Andachtsübungen auch während unsrer Anwesenheit nicht, da doch auf allen übrigen Pächtereien die Unruhe, welche unser zahlreiches Gefolge verursachte, als ein hinlänglicher Grund angesehen waren, die tägliche gottesdienstliche Zusammenkunft auszusetzen. Er hatte in frühern Zeiten viel Verkehr mit Predigern und Missionären gehabt und recitirte uns Verse in mystischen Ausdrücken, die er selbst gedichtet, und Anagramme auf die Namen besonders verehrter frommer Männer, die er sich selbst ausgedacht hatte. — An den neuerlichen Unruhen in *Graaff-Reynett* hatte er zwar nicht thätigen Antheil genommen, doch sehr lebhaftes Interesse bezeigt und war begeistert für Freiheit und natürliches Recht des Menschen. Er wufste manches von den politischen Ereignissen der letzten 15 Jahre in Europa und hatte damals eine so tiefe Verehrung gegen einige Helden der neufranzösischen Geschichte gefühlt, dafs er seine beiden jüngsten Söhne in der Taufe neben einem gewöhnlichen Namen noch mit einem solchen Heldennamen hatte belegen lassen. So

hieſs der eine Jan Bonaparte und der andre Klaas Moreau. Jener hatte das Unglück gehabt, als dreijähriger Knabe in den Graben zu fallen, in welchem das Wasser über den Hofraum vor dem Hause geleitet wird und war darin, weil sich eben Niemand zu seiner Rettung in der Nähe befand, elend ertrunken.

Am 29sten Februar verlieſsen wir die *Kweek-Valley* und ihre gastfreien Bewohner und setzten unsre Reise an den äuſsersten Abhängen des *Zwarteberges* in westlicher Richtung und durch eine Gegend fort, die an Einförmigkeit und Dürre alles zu übertreffen schien, was wir bis dahin noch gesehen hatten. Wir durchschnitten bald zum Letztenmale das trockne Bette des *Chamka*, der von hieran sich westlich unter den *Zwartebergen* hinzieht und erst weiterhin einen Durchweg findet, und erreichten nach einem mäſsigen Tagemarsch den ebenfalls trocknen *Kat-rivier* (Katzenfluſs), an dessen Ufern sich ein Colonist, Namens Otto, ein Paar elende Hütten aufgeschlagen hatte. Hier trafen wir den ersten Brunnen, der uns auf unsrer Reise zu Gesicht kam. Er war etwa 20 Fuſs tief unmittelbar neben dem Bette des Flusses ausgegraben, aber so sparsam mit Brakwasser versehen, daſs nachdem vier Eimer für unsre Pferde daraus geschöpft waren, man wieder eine Zeitlang warten muſste, bis sich aufs Neue ein kleiner Vorrath gesammelt haben würde. Da das Wasser hier hauptsächlich zum Bewässern der Ländereien und zum Getränk für das Vieh erforderlich ist, so bleibt das Gra-

ben von Brunnen immer nur ein sehr unvollkommenes Hülfsmittel, und dieser Umstand ist Schuld, daſs es sehr selten versucht wird. Auch diente dieser Brunnen nur dazu, um die Küche mit Wasser zu versehen, und das Vieh muſste aus kleinen im Fluſsbette hin und wieder stehen gebliebenen Lachen seinen Durst löschen.

Wie an den mehrsten Orten so auch hier erschienen klagbare Parteien vor dem General-Comissär. Ein Hottentott ward uns unter diesen merkwürdig, wegen der Einfalt seines Vortrages. Nachdem er lange in gebrochenem Holländisch geredet, ersah man etwa soviel, daſs er mit einem Colonisten den Vertrag gemacht, ihm auf eine gewisse Zeit gegen bestimmten Lohn als Viehhirte zu dienen, daſs aber beide übereingekommen, sich noch vor Ablauf dieser Zeit zu trennen. Nun war nur darüber Streit entstanden, wieviel von der bestimmten Zeit eigentlich noch übrig sei, und wieviel also der Herr von dem, für die ganze Zeit versprochenen Lohn abziehen dürfe. Um diesen Hauptpunct des Streits ins Licht zu setzen, brauchte der Hottentott folgende Erklärung: Mein Baas, sagte er, will haben ich soll noch so lang dienen, (hier streckte er den linken Arm und die Hand aus und legte die rechte Hand mit dem kleinen Finger auf die Mitte des Unterarms) ich aber sage, daſs ich nur noch so lang zu dienen brauche (hier rückte er die rechte Hand bis an das Gelenk der Linken vor.) Offenbar wollte er dadurch andeuten, daſs sich die so angegebenen Längen zu der

Länge des ganzen Arms eben so verhielten, wie der streitige Rest zu der ganzen Dienstzeit. Zugleich zeigte er ein kleines viereckiges Stäbchen vor, in welches er bei jedem Vollmond ein Kerbchen eingeschnitten hatte, und zwar ein doppeltes bei dem Vollmond, während dessen er in die Dienste des Colonisten getreten war. Da nun dieser selbst anwesend war, und unter den gegenwärtigen Hottentotten und Colonisten mehrere den Zeitpunct des Eintritts in den Dienst angeben konnten, so war die Sache bald ausgemacht und es fand sich, daſs, wie gewöhnlich beide, jener in der Forderung, dieser in der Weigerung zu weit gegangen waren, und daſs nach dem Maaſsstab des Hottentotten der rechte Fleck etwas über dem Knöchel des Unterarms falle. Andre Zeit-Abschnitte als Mondenmonate und Tage kennen überhaupt die Hottentotten nicht, am wenigsten die Eintheilung des Tages in Stunden. Wenn man das einmal vergiſst und z. B. einen Hottentotten im Felde fragt, wie weit man noch bis zu diesem oder jenem Ort habe, so bleibt er entweder die Antwort schuldig, oder zeigt westwärts von der Sonne auf einen bestimmten Fleck am Himmel und sagt: Da wird die Sonne stehn, wenn du hinkommst.

Am folgenden Tage nahmen wir unser Lager an dem Flusse *Dweika*, der hier die Grenze zwischen den Districten *Stellenbosch* und *Graaff-Reynett* abgiebt und sich nicht weit von hier mit dem *Chamka* vereinigt. Auf unserm heuti-

gen Wege waren wir nur durch einen Bergrücken von dem Orte dieser Vereinigung und des gemeinschaftlichen Durchbruchs durch die *Zwartebergen* geschieden gewesen. In Gesellschaft des Hauptmanns Alberti bestieg ich diese Anhöhe und schaute nach dem Thal hinein, durch welches diese Flüsse, wenn sie anschwellen, den Weg nach der Küste hin suchen und die verheerenden Fluthen des *Gauritsflusses* vermehren helfen. Wir erblickten hier abermals eine der kühnsten Felsenpartien, die es in der Welt geben mag, aber auch in solchem Grade wild und roh, daſs es schien, als habe die Natur hier nur die erste Anlage zu einer schönen Gegend gemacht, als sei sie mitten im Schaffen gestört worden und als werde sich das Alles nun erst noch mit Grün bekleiden, hier abrunden, dort ausfüllen müssen, um ein lebendiges, verständliches Ganzes zu bilden, so kahl, so starr und todt klaffte die tiefe Schlucht. Ich habe mich vielfältig erkundigt, aber Niemand gefunden, der mir einen Menschen hätte nennen können, welcher den Lauf dieser Thäler verfolgt und untersucht hätte, ob weiter in das Gebirge hinein angenehmere Partien, vielleicht Wasserfälle, Höhlen u. s. w. vorkommen. Es geht ein gerader Weg über das Gebirge nach *Zwellendam*, auf welchem der *Elephantenfluſs* und die *Platte Kloof* links bleiben, er ist aber beschwerlicher als irgend eine andre Gebirgspassage in der ganzen Colonie und kann kaum anders als zu Fuſs zurückgelegt werden. Die innern Thäler sind

reich an Wild. Hier hält sich noch das sonst selten gewordene Zebra, der Bontebok und Reebok in ansehnlicher Menge auf, ja selbst der übrigens fast ganz vertilgte Blaauwbok (*Antilope leucophaea*) soll hier noch einzeln vorkommen.

Der oben erwähnte Nielsen, ein Mann dessen Glaubwürdigkeit ich sonst nie zu bezweifeln veranlaſst worden bin, erzählte mir auch, daſs sich in manchen Gegenden des Gebirges die Löwen in solcher Menge aufhalten, daſs er einst auf einer Jagdreise deren zwei und zwanzig auf einem Fleck beisammen gesehen. Die mehrsten davon waren Junge und nur acht völlig ausgewachsen. Er hatte eben auf einem offenen Platz neben einem Gehölz ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf das Zelt seines Wagens und gab, ohne einen Schuſs zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren Preis, die sechs davon erwürgten und fortschleppten.

Auch die nächste Tagereise ward unter den gewohnten, von brennender Sonnenhitze, Wassermangel und ermüdender Einförmigkeit der Gegend herbeigeführten Beschwerden zurückgelegt. Wir fanden am Abend ein hübsches Local zu unserm Lager in dem Bette eines kleinen Flusses, der sich in den *Büffelsfluſs* und mit diesem in den *Dweika* ergieſst. Die Stelle, wo wir uns lagerten, hat fast jahraus jahrein etwas Wasser und heiſst die *Wolvefontein*. Die Mimosen umher hatten noch eine ziemliche Strecke an dem Fluſsbette hinab, frischeres Laub, als wir seit lange gesehen und ihr vortheilhafterer Stand

schien besonders auf das Wachsthum der Dornen zu wirken, von denen einige fünf bis sechstehalb Zoll Länge maafsen. An den Wurzeln der Bäume sprofste sogar etwas Gras und obgleich das stehende Wasser, das wir hin und wieder fanden, den gewohnten Natron-Geschmack hatte, so verschafften wir uns bald besseres durch das Graben kleiner Löcher von einem bis zwei Fuſs Tiefe, in denen sich schnell ein sehr trinkbares kühles Wasser sammelte. Um es in möglichst groſser Menge zu haben, grub sich ein Jeder neben seinem Zelt einen solchen kleinen Brunnen und dabei machten wir die auffallende Erfahrung, daſs das eine Loch das wohlschmeckendste Wasser lieferte, indessen aus einem andern, kaum zehn Schritte davon, gesättigtes Brackwasser geschöpft wurde. Es scheint daher fast, als ob das Natron zuweilen in schmalen Schichten unter der Erde liege. Auf ähnliche Weise kommen oft die frischesten Quellen aus einem Boden der mit Natron bedeckt ist und aus dem man beim Nachgraben völlig ungenieſsbares Wasser erhält, und es giebt Pächtereien, wo auf der einen Ecke eines Morgen Landes der herrlichste Wein wächst, indessen auf der entgegengesetzten die Reben wegen des sogenannten salpetrigen Grundes beständig kränkeln und nicht eine einzige brauchbare Traube liefern. Ein auffallendes Beispiel dieser Erscheinung findet sich auf dem, wegen seines köstlichen Weines so berühmten *Constantia*.

Am dritten März schlugen wir am Ende der Tagereise einen kleinen Abweg zur Seite ein, um

neben einer unbedeutenden Pächterei zu übernachten, die in einer Schlucht des Gebirges angelegt war. Wir fanden ein Paar elende Binsenhütten, aber freundliche Menschen darin, die uns ihren geringen Vorrath an Milch willig überliefsen. Der Schwiegervater des Besitzers hatte vormals in den *Zuurevelden* gewohnt, war aber von den Kaffern so gänzlich ausgeplündert, dafs ihn seine selbst sehr unbemittelten Kinder nähren und kleiden mufsten. Der Ort hiefs *Geelbeksfontein*; der enge Eingang in das Thal erschien uns, als wir es am folgenden Morgen beim Aufgang der Sonne verliefsen, im Vergleich mit der dürren Ebene, die wir jetzt durchzogen, eine sehr romantische Partie.

Nachdem wir das ebenfalls trockne Bette des *Büffelsflusses* durchschnitten, kamen wir gegen Mittag in eine Gegend, die *de Zoute Vlakte*, die salzige Fläche genannt wird, wegen des vielen aus dem Boden aufschlagenden Natrons. Ein gewisser Johannes Krieger hatte hier seine Wohnung und sein Bruder, der Veld-Commandant vom *Roggeveld*, war eben vor uns mit neuem Vorspann für unsre Wagen eingetroffen. Dieser Platz gehört ungeachtet einer Entfernung von drei Tagereisen zu dem Bezirk des *kalten Bokkeveldes*, denn näher giebt es von diesem einsamen Aufenthalt keine besser bewohnte Gegend. Im Winter bevölkert sie sich etwas mehr, wenn die Bewohner des *Bokkeveldes* ihre Legplaatsen in der *Karroo* beziehen. Aufser unsern alten Bekannten vom *Roggeveld* trafen wir hier noch

eine Colonistenfamilie, die sich auf der Reise nach der Capstadt befand und uns deshalb merkwürdig ward, weil wir in ihrer Gesellschaft den ersten Trunkenbold sahen, der uns unter den gebohrnen Africanern auf der ganzen Reise begegnete. Der Mensch zankte mit unserm Wirth, betrug sich grob gegen die übrigen Colonisten und hart gegen seine Frau, aber auch ihm entfuhr ungeachtet seiner starken Trunkenheit kein Fluch, noch sonst ein unanständiges Wort. —

Wir hatten nun wieder eine Strecke von zehn Stunden der dürrsten *Karroo*-Ebene vor uns, in welcher wir kein Haus, noch selbst einen Tropfen Wasser antreffen sollten. Die gewaltige Hitze hatte fast die Kräfte unsrer Pferde erschöpft, es ward daher beschlossen, wieder die Nacht durchzureisen und wir begaben uns sobald der Mond aufging um 2 Uhr Morgens auf den Marsch. Der Weg war eben und gutgebahnt, rund um uns her ruhte die weite Ebene in der Dämmerung des Mondlichts und nichts unterbrach das tiefe Schweigen als das Bellen eines Quagga, das aus weiter Ferne herüberschallte und uns eine Merkwürdigkeit dünkte, weil wir aufser einem einzigen Hasen nun seit zehn Tagen kein Stück Wild gesehen hatten. Aus eben dem Grunde waren uns neulich die Spuren von Straufsen aufgefallen, die wir einmal am Wege erblickten und als die einzigen Beweise von der Nähe eines lebenden Geschöpfs mit freudigem Interesse betrachteten. Am Morgen hatten wir das herrliche, in diesem Theil von Africa seltene

Schauspiel, die Sonne über dem ebenen Horizont der hinter uns liegenden ungeheuren Fläche aufgehn zu sehn, und um acht Uhr erreichten wir den zum Ruheplatz bestimmten Ort, die *Rietfontein*. Die Bewohner waren nicht daheim und ein alter Deutscher, vormals Soldat in Diensten der ostindischen Compagnie, der jetzt hier als Hausknecht die Aufsicht über das Vieh und die Sclaven führte, empfing uns vor dem Eingange einer kleinen dumpfigen Hütte ohne Fenster noch Schornstein. Nicht weit davon stand eine geräumigere, aber sehr verfallene Strohhütte, von der Art, die hier *Hartebeesthuisje* genannt wird, diese liefsen wir durch unsre Leute aufräumen, reinigen und ausräuchern und schlugen fürerst unsern Aufenthalt darin auf, bis die Wagen mit unsern Zelten gekommen sein würden. In dem kleinen Garten fanden wir einen Vorrath junger grüner Bohnen und reifer Feigen, den wir uns für die Mahlzeit und den Nachtisch zu Nutze machten und befanden uns bald in dem Anfangs widrigen Aufenthalt, da er doch Schatten und Kühlung gewährte, wie zu Hause. Der alte Soldat belästigte uns etwas mit seiner Zudringlichkeit und den Erzählungen von seinen Schicksalen und Feldzügen. Er hiefs P. Hefsler, war aus *Jülich* gebürtig und hatte als Husar lange in der Österreichischen Armee, namentlich bei dem Regiment Esterhazy und unter Wurmser, gedient und ward nicht müde, uns das Alles mit der eignen Geschwätzigkeit des hohen Alters, bis zum Überdrufs zu wiederholen. Mein Name,

den er zufällig gehört hatte, weckte in ihm die lebhafteste Erinnerung an Personen aus dem fürstlich Lichtensteinischen Hause in Österreich, die er gekannt und bei deren einem er sogar als Leibhusar gedient haben wollte. Da ich vorher in seiner Muttersprache und theilnehmend mit ihm geredet hatte, so sollte ich nun selbst mit Gewalt zu dieser ruhmwürdigen Familie gehören; wie sehr ich mich auch bemühte, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, so liefs er sich nicht davon abbringen, dafs ich derselbe sei, den er als Knaben gekannt, auf seinen Armen getragen und heranwachsen gesehen, ja er wollte sogar in meinen Zügen Ähnlichkeiten entdecken. Ich hatte Mühe mich seiner Liebkosungen zu erwehren. Dann erzählte er uns, wie unglücklich sein hohes Alter sei und wie elend er ein Leben beschliefse, das er unter so glücklichen Verhältnissen angefangen habe. Sein Herr halte sich selten hier auf, den gröfsten Theil des Jahrs bringe er einsam zu, ohne ein andres menschliches Wesen zu sehen, als seine beiden schwarzen Untergebnen und ohne etwas andres zu geniefsen als gedörrtes Schaffleisch und Biltong. Dabei schwebe er in steter Furcht für seine persönliche Sicherheit, denn häufig werde diese einsame Gegend von umherschwärmendem Raubgesindel heimgesucht, das noch vor wenigen Wochen in Abwesenheit seines Herrn einige Ochsen und den gröfsten Theil des Hausgeräths gestohlen, ihm selbst aber mit dem Tode gedroht habe, wenn er sich nicht

ruhig verhielte u. s. w. In der That giebt es unter den Weiſsen in der Colonie keine unglücklicheren Menschen als solche Knechte. Dieser Stand ist die letzte Zuflucht alter Invaliden, die, ohne Kenntnisse und von rohen Sitten wie sie gewöhnlich sind, selten ein andres Mittel finden, sich zu ernähren. Glücklicherweise sind die Dienste, die man von ihnen fordert, nicht beschwerlich und das Unangenehme ihrer Lage besteht mehr in der Entbehrung gewohnter Genüsse und Freuden, in der Abgeschiedenheit von der Welt und dem Mangel der Bequemlichkeiten, die das Alter sich wünschen mag, als in dem Ertragen wirklicher Übel. Aber ihr Lohn ist gering und man kann es ihnen als alten Soldaten und Leuten von geringer Herkunft verzeihen, wenn sie einigen Ersatz für alle jene Entbehrungen in dem Genuſs starker Getränke suchen. Die Neigung dazu ist unter ihnen aber auch so allgemein, daſs ihre ganze Classe bei den Colonisten in dem Ruf der Völlerei steht. Alte ausgediente Soldaten von etwas mehr Geschicklichkeit, das heiſst, die lesen und schreiben können, vermiethen sich bei den Bauern als Hauslehrer und führen dann den Titel: Meester. Aber auch unter ihnen sind wenige, die dazu geeignet wären, den africanischen Colonisten Achtung vor europäischer Cultur einzuflöſsen und der Dünkel, mit welchem die Africaner sich selbst in Vergleichung mit den sogenannten vaterländischen Menschen (Europäern) zu betrachten pflegen, ist allein dem geringen moralischen Werth und der

Rohheit solcher Europäer zuzuschreiben, die sich in ihre Dienste begeben. Denn es ist leicht zu begreifen, daſs dieses Loos nur den niedrigsten Ausschuſs der eingewanderten Europäer trifft, indem der gebildetere und geschicktere Theil, z. B. alle die ein Handwerk verstehen, in der Capstadt leicht sein Auskommen findet.

Um Mittag des folgenden Tages verlieſsen wir die bisherige westliche Richtung und wandten uns gegen das Gebirge nach Süden. Rechts lieſsen wir die *Roggevelds-Karroo* vor uns liegen und erkannten deutlich in einem Abstande von wenigen Stunden den isolirten *Towerberg*, an dessen Fuſs uns unsre erste Reise durch die *Karroo* am 17ten Nov. vorbeigeführt hatte. Bald fingen unsre Umgebungen an, ein andres Ansehn zu gewinnen. Statt der ebenen Karroowege über wagerechtes Thonschiefergestein, trafen wir nun allmählig auf rauhe unwegsame Hügel; ansehnlich hohe Berge, an deren Füſsen herabgerollte Granitblöcke den Weg fast versperrten, dehnten sich vor uns hin, die Aussicht auf den ferneren Weg bald gänzlich verschlieſsend, bald aufs Neue einen Blick in lange, wilde Thäler uns öffnend. An dem Ende der *Pinaarskloof*, eines geräumigen Felsenthals, gelangten wir zu einem Platz, der mit dem vollsten Recht den Namen *Klipfontein* (Felsenquelle) trug. Das Haus selbst war gegen einen Hügel gelehnt, dessen Gipfel aus einer Sandsteinmasse bestand, die sich wie eine Mauer eine Viertelstunde weit hinzog, das ganze Feld ringsumher war besäet mit gigantischem

Gra-

Granitgerölle, das sich von dem gegenüber liegenden, bedeutend hohen Berge losgerissen hatte. Die Vegetation erschien uns im Vergleich mit der *Karroo* auffallend frisch; zwischen den Felsen, besonders an der Südseite der Sandsteinmauer, wuchsen mancherlei, zum Theil aromatische Kräuter, von denen viele mir neu und fremd waren. — Gutes Wasser, frische Milch und eine kräftige Hühnerbrühe, vor Allem aber die ausnehmende Herzlichkeit der Menschen, die wir hier in einer ärmlichen, halb von Lehm halb von Stroh gebauten Hütte antrafen, machten uns den Aufenthalt von einigen Stunden hier höchst angenehm. In der Kühle des Abends ritten wir weiter und gelangten nach einigen Stunden an die sogenannte *Draay* (weil hier der Weg eine Biegung macht), den Platz eines gewissen Bek. Unsre Hoffnung, in diesem stattlichen Hause einmal wieder die erwünschte Ruhe und Erquickung zu finden, sahen wir bei unsrer Ankunft vereitelt. Denn es war Niemand zu Hause und Alles verschlossen, kein Bette, kein Abendessen ohne gewaltsamen Einbruch zu bekommen. Ein Paar Sclaven erklärten, *Sjöhr en Nunje* (der Herr und die Frau) wären *kuieren* gegangen, auf einer Spatziertour begriffen; — Wohin? — In die Gegend von *Zwellendam*, — also ein 12 bis 15 Meilen von hier.

Man muſs aber wissen, daſs sie jede Reise zum Vergnügen, in ihrer Sprache eine Spatziertour nennen und man darf sich nicht wundern, wenn man von Spatzierreisen hört, die Wochen-

lang dauern. Zugleich ist aber auch mit diesem Worte der Begriff eines freundschaftlichen Besuchs bei einem der Angehörigen oder Bekannten verbunden und in solchen kleinen Reisen besteht die Hauptvergnügung einer Colonistenfamilie. Besonders lieben sie, am Sonntag ihre drei bis vier Stunden entfernten Verwandte zu besuchen und ein jedes Mitglied der Familie, die Frauen und Mädchen nicht ausgenommen, hat zu dem Ende ein eignes Reitpferd, auf welchem bedeutende Strecken in kurzer Zeit zurückgelegt werden. Wenn man einer solchen Cavalcade begegnet, geräth man in Zweifel, ob man sich mehr über die Kühnheit der Reuterinnen oder über die Sicherheit der Pferde verwundern soll, so schnell und behende geht es bergauf, bergab, über die steilsten Abhänge und die unebensten, mit Felsen besäeten Wege. In den reicheren Gegenden besitzen die Colonisten gewöhnlich auch leichte Reisewagen, die eigens zu solchen Lustfahrten bestimmt sind und mit sechs bis acht raschen Pferden bespannt werden; aber der jüngere Theil des schönen Geschlechts zieht allgemein das Reisen zu Pferde vor. In einem Lande, wo es keine öffentliche Lustbarkeiten, keine Volksfeste, keine Jahrmärkte, ja nicht einmal Wirthshäuser giebt und wo der Tanz und das Spiel (wenn man die Capstadt und ihre Umgebungen ausnimmt) zu den unerlaubten Belustigungen gerechnet werden, bleibt fast keine andre Erholung übrig, als solche Besuchsreisen. Man bewirthet einander, mit dem Besten, was

eben vorhanden ist, erzählt einander die Familienneuigkeiten des Tages, lästert ein wenig über die abwesenden Nachbaren und wenn die Unterhaltung zu einsilbig zu werden droht, so giebt eine gemeinschaftliche Andachtsübung die gewünschte Beschäftigung. Die ganze Gesellschaft setzt sich um einen Tisch, singt einige Psalme und Einer liest eine Predigt oder ein Paar Capitel aus der Bibel vor, was doch ohnehin, wenn auch kein Besuch da ist, jeden Abend zu geschehen pflegt. —

Die einzige Gelegenheit zu gröſsern gesellschaftlichen Zusammenkünften bieten Familienfeste, namentlich Hochzeiten, zu welchen die nächsten Verwandten, deren Zahl in diesem Lande, wo sich alles Vetter und Nichte nennt, immer bedeutend ist, eingeladen und mehrere Tage hinter einander schwelgerisch bewirthet werden. Selten feiert man den Tauftag eines Kindes, weil die Ceremonie immer in den gröſstentheils weit entlegenen Kirchen verrichtet wird, noch seltener Geburtstage. Nur eine Art von öffentlichen Zusammenkünften giebt es, die wirklich Ähnlichkeit mit einem Volksfeste hat, dies sind die öffentlichen Versteigerungen, wenn zum Behuf einer Auseinandersetzung der Erben, oder wegen sinkender Vermögensumstände, eine Pächterei nebst dem Inventarium meistbietend verkauft wird. Dies geschieht durch den Secretär der Drostei, als jedesmaligen Auctionator (*Vendumeester*), und von nah und fern strömt Alles herbei, um, wo nicht an dem Kauf, doch an den

Freuden des Schmauses und der Gesellschaft Theil zu nehmen. Denn wieviel der Gäste auch hier sein mögen, der Verkäufer muſs sie alle bewirthen und hat selten Schaden davon, wenn er recht splendid ist. Hier geht es gerade so zu, wie bei unsern Volksfesten auch. Man läuft durch einander, scherzt, lacht und wirft einmal allen Zwang ab. Zuweilen thut denn auch wohl der Wein seine Wirkung und erhitzt die Gemüther zum Streit, man hört aber fast nie von Thätlichkeiten und selbst im Rausche behauptet das africanische Phlegma seine sedative Gewalt. — Dies beiläufig zur Erklärung des *Kuierens.*

In der nassen Jahrszeit gehört die Gegend, in welcher wir uns jetzt befanden, zu den lachendsten und ergiebigsten des ganzen Gebirges. Das Haus steht in einer groſsen Fläche, die sich besonders gegen Osten weit hin erstreckt und dort die aus andern Reisebeschreibungen bekannte *Constapels-Vlakte* abgiebt; neben dem Hause kreuzt der Weg nach dem *Hexrivier* mit dem vom *kalten Bokkeveld* nach *Constapel*, daher die Gegend auch wohl *de Kruispad* (der Kreuzweg) genannt wird. In diesem Augenblick war das Feld, das im Winter das herrlichste, nahrhafteste Gras trägt, rings um das Haus so kahl, daſs es nur einer groſsen Dreschtenne glich. Überdies war auch nicht einmal trocknes Pferdefutter vorhanden. Die Gesellschaft warf sich daher nur ein Paar Stunden, zum Theil in dem Vorhause, zum Theil unter freiem Himmel zur Ruhe nieder und brach noch mitten in der Nacht wieder auf.

Die Reise ging über einen sehr steinigen, unebenen Weg durch eine Bergenge, die wegen des senkrechten Standes der beiderseitigen Höhen *de Straat* genannt wird. Mit Tagesanbruch erreichten wir den Rand des Abhanges und stiegen nun noch mehrere Stunden durch ein wahres Labyrinth von Felsenhügeln in das Thal des *Hexriviers* hinab, wo wir etwa um 9 Uhr auf dem sehr angenehmen und fruchtbaren Platz eines reichbegüterten Colonisten, Namens Wouter de Vos, ankamen.

Der *Hexenfluſs* entspringt mit vielen kleinen Zweigen aus den östlichen Schluchten desselben hohen, zur Winterzeit mit Schnee bedeckten Gebirges, das gegen Westen seine Quellen in das *kalte* und *warme Bokkeveld* hinabschickt. Er durchläuft in gerader Richtung von Norden nach Süden das groſse Gebirge nach seiner ganzen Breite und tritt durch eine enge Schlucht in die Ebene des *breiten Flusses*, mit welchem er sich etwa anderthalb Stunden nördlich von der *heiſsen Quelle* an der *Brandvalley* vereinigt. Innerhalb des Gebirges flieſst er fünf Stunden lang durch ein tiefes nicht gar breites sehr verborgenes Thal, das eben deshalb von dem ersten Entdecker das *Hexenthal* soll genannt sein. In diesem Thal liegen vier Pächtereien die beim ersten Anblick die Furchtbarkeit dieser glücklichen Gegend zu erkennen geben. Die erste, auf welcher wir jetzt angekommen waren, heiſst *Büffelskraal* und bringt Alles im Überflusse hervor, was ich oben als Erzeugnisse

des benachbarten *Bokkeveldes* gerühmt habe. Obgleich man unsre Ankunft noch nicht erwartet hatte, so wurden wir dennoch glänzend bewirthet und die Tafel war ganz in dem Überfluſs mit Speisen besetzt, den man bei den Mahlzeiten der Capstadt antrifft. Man glaubt sich plötzlich in ein andres Land versetzt, wenn man so nahe bei den freudeleeren Wohnungen der *Karroo* die Pächtereien am *Hexenflusse* betritt. Aus freier Wahl verschmähten wir die angebotenen Zimmer in dem Hause und schlugen unsre Zelte unter dem dichten Schatten eines kleinen Waldes von ächten Castanien- und Wallnuſsbäumen auf, die unser Wirth vor vielen Jahren an dem Ufer des Flusses gepflanzt hatte. Weiter hinauf und hinab lagen die Gärten, Weinberge, Orangerien und Wiesen dieser Pächterei und alle Gewächse standen hier in dem üppigsten Wachsthum. Die Abhänge und Höhen der Berge dienen den Pferden und Schafheerden zur Weide, aber schon hatte die ungewöhnliche Dürre dieses Sommers alle Pflanzen dermaaſsen versengt, daſs man genöthigt gewesen war, die Heerden fortzuschicken, um ihnen in andern Gegenden Nahrung zu verschaffen. Wir schöpften hier anderthalb Tage Athem und zogen erst am Nachmittag des folgenden Tages den *Hexenfluſs* weiter hinab. Nach einer Stunde erreichten wir die zweite Pächterei, die einem gewissen Jordan gehörte. Hier wird ein treflicher Wein gewonnen, von der Art, die man hier Madera-Wein nennt. Er wird hier mit mehr Sorgfalt gebaut

und gekeltert, als man gewöhnlich darauf zu verwenden pflegt und verdankt dieser Behandlung seine ausgezeichnete Güte. Ein zehnjähriger Wein von dieser Sorte, wovon uns hier eine Probe vorgesetzt wurde, kam an Lieblichkeit und Feuer dem besten dieser Art gleich, der bei der Capstadt und in Hottentottsch-Holland gewonnen wird. — Wenige Tage vorher hatte man hier eine groſse Fischotter gefangen, die sich in dem *Hexenflusse* ziemlich häufig aufhalten soll, und mir sonst nirgend vorgekommen ist. Man schenkte uns das noch vollständige Fell, das mit dunkelgrauen Haaren besetzt war, und eine Länge von drittehalb Fuſs hatte. Einen Schädel von eben diesem Thier fand ich noch selbigen Tags am Flusse.

Wir übernachteten auf der dritten Pächterei *(de Vendutiekraal)* einem gewissen Rolof Van der Merwe zugehörig. Dieser Mann war in dritter Ehe verheirathet mit einer Frau, deren beide erste Männer ebenfalls jung gestorben waren; die neun Geschwister in diesem Hause waren Kinder von fünf unterschiedenen Älterpaaren. Auſser ihnen erzogen die Eheleute noch zwei Waisen von ihrer Verwandschaft. — Man bewirthete uns hier mit einem ächt nationalen africanischen Gericht, das in einem Muſs aus zerkochten Kürbissen mit klein gehackten Zwiebeln, eingesalzenem Seefisch und Cayennepfeffer besteht. Man nennt es hier *Kalebaſsbreedi* *)

*) Kalebaſs — ein Kürbiſs. Breedi bedeutet in der Sprache der Madagascaren Spinat. (S. Bruns Geogr. von Africa

und es ist, selbst für den nordeuropäischen Gaumen, dem sonst die stark gewürzten capischen Gerichte nicht zu behagen pflegen, eine schmackhafte Speise. Obgleich man die Gemüse selten mit Butter bereitet, sondern sich fast durchgängig dazu des reinen Schwanzfettes der hiesigen Schafe bedient, so gestehen doch selbst die verwöhntesten Schmecker, nirgend das Gemüse schmackhafter zubereitet gegessen zu haben, als bei den africanischen Landleuten. Die Küche wird gewöhnlich von männlichen Sclaven oder in den ärmern Gegenden von Hottentottinnen besorgt; dabei führt aber die Hausfrau eine so strenge Aufsicht, daſs man sich nur höchstselten über Unreinlichkeit zu beklagen haben wird.

Am frühen Morgen des folgenden Tages saſsen wir schon wieder auf und durchritten, nachdem wir noch an der vierten Pächterei, (der unbeträchtlichsten dieses Thals) einige Augenblicke eingesprochen hatten, den engen Paſs, durch welchen der *Hexenfluſs* sich aus dem Thal in die Ebene des *Breederiviers* ergieſst. Er ist etwa eine halbe Stunde lang und von steilen beträchtlich hohen Bergen gebildet, die ein gar ehrwürdiges Ansehn haben. Man durchschneidet fünfmal den Fluſs, um auf die wegsamere Seite

3ter Theil S. 103). Dies Wort ist durch die Sclaven hieher gebracht und man versteht jetzt in der ganzen Colonie jedes Gemüse darunter, das wie Kohl, Spinat oder Sauerampfer gehackt und mit rothem Pfeffer gegessen wird. Besonders führt noch eine Art Rumex, auch als Pflanze den Namen Bredi. Im Portugiesischen heiſst Bredos das *Blitum virgatum*, das als Gemüse dient.

des überall schmalen Ufers zu kommen; der Weg ist beschwerlich wegen der vielen grofsen abgerundeten Kiesel, die in dem Bette des Flusses und daneben angehäuft sind. Im Heraustreten aus dieser Enge sieht man die Berge des *Bosjesveldes*, der *Brand-Valley* und der *Goudinie* in einer Entfernung von anderthalb Meilen vor sich und gelangt nun wieder in die Gegend unweit *Roodezand*, von welcher schon oben Einiges erzählt ist.

Hier gehören wieder fast alle Colonisten zu der grofsen Familie du Toit. Der Veld-Cornet dieses Bezirks, der uns mit neuem Vorspann entgegenkam, der Besitzer einer artigen Pächterei an dem Ausgange der *Hexrivierskloof*, der uns Mittags mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit bewirthete, und der Eigenthümer eines ansehnlichen Platzes am *Breederivier*, auf welchem wir übernachteten, sie alle führten diesen Namen, sowie mehrere Vettern, die uns an letztem Orte besuchten. Kaum giebt es Vornamen genug, sie alle zu unterscheiden, und es ist daher in dieser, wie in andern grofsen Colonistenfamilien üblich, die Brüder und Vettern mit gewissen Beinamen zu bezeichnen, die sich zuweilen auf zufällige Eigenschaften, gewöhnlich aber auf den Namen ihrer Pächterei beziehen. So ward unser heutige Wirth im gemeinen Leben nicht Pieter du Toit, sondern Piet Roodewal genannt, weil dies der Name seiner Pächterei ist. Wir wurden hier abermals so verschwenderisch bewirthet, dafs es fast schien, als wolle man uns in Einer Mahlzeit für allen Mangel entschädigen,

den wir in der *Karroo* erlitten hatten. Es ist in den fruchtbaren Gegenden der Colonie einmal Gebrauch, bei Fremdenbesuchen von Allem, was der Acker und Garten hervorbringt, wie von Allem, was der Hof und das Feld nährt, gleichsam eine Probe auf die Tafel zu bringen und recht zu zeigen, was die Kochkunst vermöge. Daher kommt es, dafs man kaum die Schüsseln zu zählen im Stande ist, die bei jedem Gange aufgetragen werden. Eine kräftige Fleischbrühe von Hühnern, Schöpsen oder Kalbfleisch, gewürzt mit rothem Pfeffer, Ingwer, Curcuma und Tamarinden, macht gewöhnlich den Anfang. Durch ganz Indien ist dies die beliebteste Vorkost und jedem Ostindienfahrer unter dem Namen *Kerri* bekannt, welches eigentlich jede, mit den genannten Gewürzen bereitete Fleischspeise, vorzugsweise aber eine solche Suppe bezeichnet. Nach bataviascher Sitte, die in Allem, was die Freuden der Tafel betrifft, den Capbewohnern von jeher zum Muster gedient hat, wird halb aufgekochter Reis statt des Brodtes zum *Kerri* gegessen. Dann folgt Seefisch oder gekochtes Rindfleisch, beides wird mit mancherlei Saucen und vielem *Atjar* *) und *Sambal* genossen. Unter jenem versteht man jede mit Essig und heifsem Gewürz eingemachte Substanz und hat davon so viele Arten, dafs es unmöglich ist sie aufzuzählen. Blumenkohl, junge Perlbohnen,

*) Das Wort ist malaiisch und mufs so und nicht Azia geschrieben werden, wie man es bei den mehrsten deutschen Schriftstellern findet.

Gurken, Limonen, unreifer Mais und die jungen Schöſslinge des Bambus, werden am liebsten zu *Atjar* gewählt. *Sambal* ist ein Gemisch von fein geschnittenen Gurken, Zwiebeln, Sardellen, Cayennepfeffer und Essig. Die Eingebornen pflegen sich überdies noch die Speisen mit den unreifen grünen Schoten des Cayennepfeffers zu würzen, deren sie immer einige während der Mahlzeit neben sich liegen haben. Zu allen Jahrszeiten findet man einen Überfluſs von jungen Gemüsen auf den Tafeln der Colonisten in dieser Gegend, indem die Luft niemals so rauh wird, daſs man nicht wenigstens einige ohne Mühe in freier Luft sollte ziehen können. — Ein ganzes Spanferkel, ein Puter oder ein Stück Wild geben gewöhnlich den Braten ab, zu welchem in sechs bis acht kleinen zierlichen Näpfchen eben so viele Sorten *Confeyt*, das heiſst in Zucker eingekochte Früchte, umhergereicht werden. Pasteten von Hühnern und Tauben machen den Beschluſs der warmen Gerichte. Sie sind in der Gegend des *Breederivier* eine der beliebtesten Formen und die Hausfrauen suchen einen besondern Ruhm in der Kunst, eine schmackhafte Pastete zu backen. Daher wurden sie uns hier und auf einigen andern Plätzen zuweilen in solcher Menge und von so mancherlei Art vorgesetzt, daſs selbst unsre Leute damit gesättigt werden konnten. Aber alle diese Genüsse wird ein europäischer Leckerzahn den Africanern wohl weniger beneiden, als den vortrefflichen Nachtisch, mit welchem sie ihre Tafeln zu be-

setzen pflegen. Der Anblick dieser Fülle von Früchten ist an sich schon ein Genuſs und wer auch gern mit weniger vorlieb nähme, kann nicht anders als mit Wohlgefallen die vielfarbigen, lieblich duftenden, wie zum Malen aufgehäuften Pyramiden in den Fruchtkörben betrachten. Je nachdem die Jahrszeit es mit sich bringt, besteht dieser Nachtisch aus Melonen, Angurien, vielen Arten von Weintrauben, Maulbeeren, Pfirschen, Apricosen und Granatäpfeln, oder aus süſsen Orangen, Mandarinen-Äpfeln, Feigen, Bananen, frischen Mandeln und gerösteten Castanien, wozu noch manche unsrer gemeinern europäischen Obstarten und seltnere ost- und westindische Früchte, als *Guajavas, Katjanpiring, Mangustangas* u. s. w. kommen, die hin und wieder in den Gärten gebaut werden. Während des Essens sind eine Menge von Sclaven mit rascher Aufwartung beschäftigt, Andre stehen hin und wieder mit langen Wedeln von Strauſsfedern hinter den Gästen, nm die Fliegen abzuwehren. Vor und nach dem Essen wird den Gästen Wasser zum Waschen der Hände und des Gesichts dargeboten.

Man muſs diese Prodigalität der begüterten Colonisten in der That sehr verzeihlich finden, wenn man sieht, wie freigebig die Natur selbst sie mit Allem versorgt hat, was zu den Bedürfnissen einer angenehmern Ernährung des Leibes gehört. Hier wäre Entbehrung und freiwilliges Entsagen wo nicht tadelnswerth, doch unnatürlich und würde allemal den Verdacht sorgloser

Trägheit oder niedrigen Geizes erregen. Denn der Gewinn aller dieser Güter ist mit so weniger Anstrengung erkauft, der Werth von dem, was man verzehrt im Vergleich mit dem Ertrag, den es beim Absatze liefert, so unbedeutend, daſs es wahrlich Tadel verdienen würde, wenn der Colonist nicht im dankbaren Genusse dessen, was die Natur mit so vollen Händen bietet, sich die ersten und natürlichsten Lebensfreuden in etwas erhöhen und verfeinern wollte und somit der Verpflichtung widerstrebte, selbst in seiner sittlichen Bildung zu einer höheren Stuffe vorwärts zu schreiten. —

Am 10ten März kamen wir auf unserer weiteren Reise gegen *Roodezand* hin, um Mittag an eine Pächterei, die nahe am Ufer des *breiten Flusses* auf einer kleinen Anhöhe lag, von welcher man eine höchst angenehme Aussicht auf das reichbebaute, mit vielen Bächen durchschnittene und amphitheatralisch von Bergen umschlossene Thal der *Göudinie* hat. Wir fanden hier unvermuthet eine Menge von Menschen versammelt und der Bewohner, ein gewisser Du Plessis lud höflich und dringend ein, etwas bei ihm zu verweilen, indem die hier versammelten Männer und Frauen dem General-Commissär eine gemeinschaftliche Bitte vorzutragen hätten. Diese bestand denn darin, daſs er einem (ebenfalls anwesenden) Missionär, der zum Unterricht und zur Bekehrung der Heiden bestimmt sei, erlauben möge, bei ihnen zu bleiben und unter ihnen zu lehren. Sie hätten Alle den Mann gar zu lieb

und seine schwächliche Gesundheit verstatte ihm ohnehin nicht, seiner eigentlichen Bestimmung zu folgen. Sie wären bereit, ihm abwechselnd Wohnung und Nahrung zu geben und dafür solle er ihnen wöchentlich ein Paarmal ein Capitel aus der Bibel erklären, ihnen etwas vorbeten und dann und wann, wie sie es nannten, ein Wörtchen zur Erbauung *(een woordeken tot stichting)* sprechen. — Die eigentliche Absicht war, den Mann ganz zum Prediger zu machen, eine Gemeinde aufser der Gemeinde zu bilden und wo möglich sich allmählich von den Verpflichtungen gegen die Kirche zu *Roodezand* ganz loszureifsen. — Um diese Beschuldigung zu rechtfertigen mufs ich etwas ausführlicher werden. Das Beispiel des frommen Georg Schmidt und der Herrnhuter-Sendungen nach *Baviaanskloof* hatte in den letzten Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts die Missions-Gesellschaften in England und Holland zur Nachahmung der rühmlichen Unternehmungen gereizt und es wurden sogleich mehrere Männer hieher gesandt, die den Wilden das Evangelium predigen und sie zu guten Christen machen sollten. Man war aber (besonders in Holland) ungemein sorglos in der Wahl dieser Personen und nahm, in Ermangelung würdigerer Bewerber, Handwerker und Schulmeister, die in Europa ihr ferneres Fortkommen nicht zu finden wufsten, gegen ansehnlichen Sold und freie Reise in den Dienst der Gesellschaft. Die mehrsten derselben, (ich nehme drei bis vier würdigere Männer aus) betrachteten die Reise nach Africa

nur als ein Mittel, sich einen leichten und angenehmen Erwerb zu sichern und waren nicht sobald hier angekommen, als sie schon den erheuchelten Eifer und den vorgeschützten innern Beruf zu vergessen anfingen und nur darauf bedacht blieben, die übernommenen Verpflichtungen soweit zu üben, als nöthig sein möchte, um mit einigem Fug den versprochenen monatlichen Gehalt ferner ziehen zu können. Es wurden zum Schein Zurüstungen zu einer Reise an die Grenzen der Colonie getroffen, die denn aber, wenn es wirklich dazu kam, selten weiter als zwei bis drei Tagereisen von der Capstadt ging. Der Hang der Colonisten zur Frömmelei bahnte ihnen überall den Weg; eine ehrbare demüthige Miene sicherte ihnen, wo sie nur hinkamen, einen ehrfurchtsvollen Empfang und mit ein Paar neuen Gebeten in mystischen Worten mit Segenssprüchen und Vorlesungen aus der Bibel in dem klagenden Ton der holländischen Pietisten waren ihnen bald Aller Herzen gewonnen. Nirgend wurden diese Abentheurer mit gröfserer Freude aufgenommen, als in der Gegend von *Roodezand* und dem *Breederivier*, wo eben damals der im zweiten Abschnitt (S. 231) erwähnte Domine V*** mitten in seinen orthodoxen Bemühungen von der Regierung suspendirt war und wo man nur zu geneigt war, seine toleranteren Nachfolger als Irrlehrer zu verschreien, die Kirche fortan nicht mehr besuchte und statt dessen in häufigen gemeinschaftlichen Andachtsübungen sich besser erbaute. Sehr gelegen kam diesen Leuten der

Besuch der vorgeblich durchreisenden Missionäre, da sie selbst sich längst ausgesprochen und ihre alten Postillen einander bis zum Auswendiglernen wiederholt vorgelesen hatten. Ganz natürlich gefiel den bereitwilligen Lehrern der Aufenthalt unter diesen wohlhabenden, gastfreien Menschen zu gut, als dafs sie sich hätten entschliefsen können, ihn gegen das ungemächliche Leben unter rohen Wilden zu vertauschen. Verheirathungen mit den Töchtern frommer Bürger kamen dazu und nun war vollends an kein Wegreisen zu denken. Um doch etwas an die Missionsgesellschaft berichten zu können, liefs man die in der Gegend dienenden Hottentotten, die längst fast eben soviel vom Christenthum wufsten, als ihre Herrschaft, an den sogenannten Übungen theilnehmen und rühmte sich nun in den Briefen nach Europa, ihrer Bekehrung. Viele dieser Briefe sind denn auch ganz ehrlich in den: „*Gedenkschriften der Zendelings-Maatschappy te Haarlem*" mit allen Eigenthümlichkeiten des Stils und der Schreibart abgedruckt und man mufs sie selbst lesen, um den Werth der africanischen Missionäre und ihrer Bemühungen ganz würdigen zu können.

Mit jedem Jahre vermehrte sich die Zahl der ankommenden Missionäre, von denen einige (meistens Engländer) allerdings zu den Wilden abgingen; die übrigen aber zogen fortdaurend in der Gegend von *Roodezand* umher, lebten ein Paar Wochen bei diesem, und dann einen Monat bei jenem Colonisten und liefsen sich

regel-

regelmäſsig die angewiesene Besoldung auszahlen, zu welcher mancher reuige Sünder in Europa seine schönen Ducaten hergab, in dem frommen Wahn, dadurch etwas zur Beglückung der irrgläubigen Heiden beizutragen. Keinem von allen diesen Sendlingen fiel es ein, zu den ärmern entferntern Colonisten jenseits der *Karroo* zu ziehn, die viele Tagereisen weit von der nächsten Kirche entfernt wohnen und denen wirklich mit ihrem Besuch ein wesentlicher Dienst erzeigt worden wäre. Nein, sie muſsten gerade eine Gegend zu ihrem Aufenthalt wählen, in welcher man besser lebte und wo die Zweifel an der Rechtgläubigkeit des Predigers ihnen vollkommen zu statten kamen, indem sie ihre Lehren nur nach dem Sinne des groſsen Haufens einzurichten brauchten, um überall eine günstige Aufnahme zu finden. Bisher waren die Zusammenkünfte ohne weitere Feierlichkeiten, bald hier bald dort gehalten und die Regierung hatte sehr vernünftig der ganzen, an sich unschuldigen Sache nichts in den Weg gelegt, zumal da die Missionäre nicht als solche unter ihren Befehlen standen und die Miſsbräuche bis dahin nicht so weit gingen, daſs der Kirchenrath von *Roodezand* sich zu Klagen bewogen gefunden hätte. Seitdem aber eine fromme Frau in der Capstadt noch unter der englischen Regierung ein eignes groſses Haus zu Abend-Andachts-Versammlungen hatte bauen lassen, in welchem ebenfalls Missionäre Lehrvorträge hielten, waren die Leute in der Gegend von *Roodezand* auch auf den Ge-

danken gekommen, sich eine solche Nebenkirche zu bauen, in welcher sie abwechselnd entweder selbst predigen oder sich doch von dem predigen lassen könnten, der ihnen am besten gefiele. Der Ort dazu war schon gewählt und nun sollte der General-Commissär durch die förmliche Erlaubniſs, den Missionär Voster als selbstgewählten Lehrer für immer hierzubehalten, die ganze Unternehmung gewissermaaſsen sanctioniren. Man muſste über diese Wahl erstaunen, denn schwerlich mochte unter allen den frommen Müſsiggängern einer zu finden sein, der weniger empfehlende Eigenschaften besaſs als dieser Voster. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren, der sich vormals in Holland als *Catechizeermeester* kümmerlich ernährt, nachher aber beschlossen hatte, statt der Kinder, die Heiden nach seinem auswendig gelernten Catechismus im Christenthum zu unterrichten. Es ist nicht möglich, sich eine kläglichere Gestalt, eine peinlichere, trägere Haltung zu denken, als die, in welcher er sich uns darstellte. Man gerieth in Verlegenheit, ob man die Figur mehr bemitleidenswürdig oder lächerlich finden sollte. In einem weiten leinenen Wams, schwarzen Beinkleidern, wollenen Strümpfen, dickbesohlten Pantoffeln, den ganzen Kopf wegen der Gichtflüsse mit vielen schmutzigen Tüchern umwickelt und sich vor Schwäche mit Mühe aufrecht haltend, stand er da, ohne auch nur ein Wort zum Gruſs, vielweniger eine Anrede zu seiner Empfehlung hervorbringen zu können. Die anscheinende Unhöflichkeit ent-

schuldigten die Umstehenden mit seiner Harthörigkeit und Gesichtsschwäche, sowie mit seiner Unerfahrenheit in den weltlichen Gebräuchen. Während in dem Zimmer über ihn mit dem General-Commissär gesprochen ward, schleppte er sich langsam unter tausend Seufzern und mit gefalteten Händen im Vorhause von einer Ecke in die andre, schlug zuweilen mit vorhängendem Kopfe die Augen gen Himmel und bewegte die Lippen wie zu einem stillen Gebet. Man hatte Mühe sich zu überreden, daſs dies wirklich der Mann sei, dem diese Leute ihr Seelenheil anvertraut wissen wollten. Oder war es vielleicht eben dieses leidende Ansehn, diese Duldermiene, die ihn so angenehm machte? Ward doch ein Lazarone zu Neapel auch als Heiliger verehrt. Es wäre eine merkwürdige Übereinstimmung in dem Character der Südafricaner und Italiener, die beide unter sehr ähnlichem Himmelsstrich leben und gäbe Veranlassung zu sehr interessanten Vergleichungen, wenn sich ein ähnlicher Einfluſs des gleichen Clima's auf die religiösen Gesinnungen und Meinungen nachweisen lieſse. Bei dem Cap-Colonisten ist dieser Einfluſs unverkennbar; denn seine Abgeschiedenheit von der Welt, das unbefriedigte Bedürfniſs höherer geistiger Bildung, der Mangel an Gegenständen für eine Phantasie, die um so leichter aufgeregt wird, je ärmer die umgebende Wirklichkeit ist, je weniger der Körper angestrengt, je besser er genährt wird, was sind sie alle anders als Folgen von der Natur des Landes und liegen in

ihnen nicht zugleich die Ursachen, aus denen sich die irrende Richtung der Geistesthätigkeit erklären läſst? Etwas muſs der Mensch denken und wären es auch nur Träume. Die Neigung der Colonisten zu mystisch-religiösen Vorstellungen scheint mir aus ihrer Lebensart und diese aus dem Clima vollkommen erklärlich. Es giebt unter ihnen Leute, die so schwärmerisch sind, daſs sie Visionen und Verzückungen haben und in vollem Ernst höherer Eingebungen gewürdigt zu sein glauben.

Die fortgesetzten Bitten der Anwesenden besonders der Colonistenfrauen, sie des Schatzes nicht zu berauben, den sie in jenem Manne zu besitzen wähnten, zwangen den General-Commissär endlich zu einer offenen Erklärung, die ungefähr in Folgendem bestand: Die Regierung kenne keine Missionäre unter Christen und dürfe sie nicht anerkennen, weil sie dadurch einer Privatgesellschaft in Europa die Befugniſs zugestehen würde, Leute von unerprobten Kenntnissen und unbekannten Grundsätzen als Volkslehrer in die Colonien auszusenden. Gar leicht könne eine zu bereitwillige Nachgiebigkeit der Regierung diese Menschen veranlassen, sich für unabhängig zu halten von aller näheren Aufsicht gründlicher unterrichteter Gottesgelehrten, wenigstens sei kein Mittel vorhanden, sie zu einer überall gleichen Lehrart nach den allgemein in der reformirten Kirche angenommenen Grundsätzen anzuhalten. Dadurch werde die Gefahr verderblicher religiöser Spaltungen unfehlbar

herbeigeführt, das Vertrauen zu den ordinirten Predigern geschwächt, die Einkünfte der Kirchen- und Armen-Cassen geschmälert u. s. w. Überdies sei die Bestimmung der Missionäre eine ganz andre und die übernommene Verpflichtung erlaube ihnen durchaus nicht, müſsig bei den Christen zu leben, sondern treibe sie zu den Heiden um denen das Evangelium zu verkündigen. Wem unter ihnen nun aber der Überfluſs an den Tafeln des gastfreien africanischen Landmanns besser gefalle, als der wilde Honig und die Heuschrecken der Wüste, oder wen Körperschwäche an der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten hindre, der möge bei seinen Sendern um die Entlassung aus ihrem Dienst nachsuchen und dem verheiſsenen Lohne entsagen. Die Regierung werde einem solchen die Erlaubniſs nicht verweigern, sich bei dem dazu bestellten Collegium in der Capstadt examiniren zu lassen und sein Brod mit dem Unterricht der Jugend zu verdienen. Auf jeden Fall stehe er dann aber unter der Aufsicht des Kirchenraths seiner Parochie, als welcher befugt sei, über seine Lehrart und sein bürgerliches Betragen zu wachen.

Es ist nicht leicht, einem Bauern, zumal einem africanischen, Vernunft zu predigen und ihn von etwas zu überzeugen, wovon er sich einmal das Gegentheil in den Kopf gesetzt hat. So durfte denn auch unser liebreiche Chef sich die Mühe nicht verdrieſsen lassen, ein Paar Stunden hinter einander über denselben Gegenstand zu sprechen, ehe es ihm gelang diese Leute von

der Nothwendigkeit und Billigkeit seiner Entscheidung zu überzeugen. Indessen zerfloſs der arme Sendling drauſsen fast in Angstschweiſs und gebehrdete sich nicht anders, als ob es sein Leben gelte. Seine Frau, die vormals Haushälterin bei jenem überfrommen Prediger in *Roodezand* gewesen war, reichte ihm dann und wann Arzenei und suchte ihn durch mancherlei Trostgründe aufzurichten. So bemerkte sie unter andern, daſs er sich freuen müsse, bei Gott mehr Gnade gefunden zu haben, als bei den hartherzigen Menschen und daſs ein frommer Christ die Verfolgungen einer weltlichen Obrigkeit verachten könne, wenn er der Gnade seines himmlischen Richters gewiſs sei u. s. w.

Der Missionär Voster ist indessen in der Folge ruhig in dieser Gegend geblieben, ohne eine Reise zu den Heiden zu unternehmen, ohne seinem Gehalt zu entsagen und ohne von der Regierung, die in seiner Schwäche einen hinlänglichen Bürgen für seine Unschädlichkeit finden mochte, weiter beachtet zu werden. Als *Roodezand* bald darauf der Sitz eines Landdrosten ward, hatte dieser noch manchen Kampf mit den Anmaaſsungen der Missionäre zu bestehen. Die Meinung des Volks blieb aber entschieden für sie und es ist nicht abzusehn, welche Wirkungen auf den Character und auf das Glück der Nation ihr Einfluſs in der Folge noch haben wird. Es ist nicht zu leugnen, daſs er sehr wohlthätig werden könnte, wenn die ausgesandten Missionäre gebildete, kräftige Menschen und frei von

Eigennutz und niedrigen Nebenabsichten wären. Solche aber möchten wohl leicht in dem Umgang mit den ganz rohen Wilden und in den Beschäftigungen für deren Civilisation mehr Befriedigung finden, als in dem trägen Zusammenleben mit den halbgebildeten, von Vorurtheilen mancherlei Art angesteckten Colonisten. —

Wir schlossen heute den groſsen Kreis, den wir auf unsrer Reise beschrieben hatten und übernachteten wieder auf dem Platz: *die Liebe*, von welchem wir am 2ten Dec. abgereist waren. Am Mittag des folgenden Tages, nachdem wir zuvor noch den hübschen, jetzt aber fast ganz ausgetrockneten Wasserfall besehen hatten, langten wir wieder auf *Roodezand* an. Der Prediger und einige der vornehmsten Einwohner empfingen uns eine halbe Stunde von dem Ort. Wir verweilten dort abermals einige Tage, während welcher ich mit dem Hauptmann Alberti und einigen andern Gefährten noch einmal den *Witsemberg* bestieg, und traten am 15ten März die Rückreise nach der Capstadt an. Der Weg dahin geht durch die sogenannte *Roodezands-kloof*, ein enges romantisches Thal, in welchem der *kleine Bergfluſs*, der aus den sämtlichen Bächen von *Roodezand* gebildet wird, in die Ebene hinausflieſst, um sich mit dem *groſsen Bergrivier* zu vereinigen. — Erst in den neuern Zeiten ist ein Fahrweg durch diese Schlucht gebahnt, der ohne viele Mühe in gutem Stande erhalten werden kann, aber dennoch etwas vernachläſsigt ist. Vormals ging der Weg zur Seite

der Schlucht über den Berg, und noch jetzt mufs alles lose Vieh über diesen alten Weg getrieben werden, damit der neue desto weniger leide. Wer sich dieses neuen Weges bedient, entrichtet für jeden Wagen eine gewisse Abgabe, die der Aufseher geniefst, der für die Unterhaltung der Strafse Sorge tragen mufs. Sonderbar genug iss diese Einnahme für immer an eine Familie verkauft und daher der Weg in weniger gutem Stande erhalten. Die Schlucht ist eine gute halbe Stunde lang und reichlich mit Bäumen und Strauchwerk bewachsen. Bei dem Heraustreten in die Fläche wird man durch den Anblick einer schönen ganz isolirt stehenden Säule von Sandstein überrascht und in einiger Entfernung sieht man den *Honigberg, Riebeks-Casteel* und *Paardeberg* vor sich. Die ganze Gegend gewinnt von hier an eine freundlichere Gestalt und man übersieht von diesem Punct aus ein, im Verhältnifs zu der übrigen Colonie, reichbebautes Land. Rechts von dem Ausgang der *Kloof* führt der Weg nach dem Bezirk der *vier und zwanzig Flüsse*, gerade aus nach Westen hat man *Zwartland* und *Saldanhabay* vor sich und gegen Süden am Fufs des Gebirges hin, geht es nach *Stellenbosch* und der *Capstadt*. Wir kamen zunächst an einem ziemlich grofsen jetzt fast ausgetrockneten See vorüber, der die *Vogelvalley* genannt wird, weil sich in der Regenzeit eine Menge Wasservögel, besonders Flamingos, Albatrosse und andre Seevögel daraus nähren, und ihn zuweilen ganz bedecken. Die einzelnen Hö-

hen des groſsen Gebirges, das wir jetzt zu unsrer Linken hatten und aus dessen Schluchten reiche Quellen hervorbrechen, haben in dieser ansehnlich bevölkerten Gegend schon eigene Namen. Auch gehen hin und wieder Fuſswege nach der *Goudinie* und dem *Bosjesveld* hinüber, von welchen die beiden gangbarsten *Elandskloof* und *Du Toitskloof* heiſsen. Ein einzelner von dem groſsen Gebirge vorspringender Abhang, der sich ziemlich weit in die Ebene erstreckt, führt den Namen des *grünen Berges* und zwar mit Recht, denn in der That ist er von unten bis oben bewachsen. Seine gelindere Abhängigkeit ist Ursache, daſs das Regenwasser nicht so schnell ablaufen und soviel Erde mit hinwegspülen kann, daher unterschneidet er sich so auffallend von den benachbarten kahlen Höhen. Die Gegend umher wird von den reichen Quellen aus diesem Berge getränkt und ist überaus fruchtbar an Getreide, Wein und Früchten aller Art. Die Nähe der Capstadt erleichtert den Absatz gar sehr und weckt die Betriebsamkeit der hiesigen Ansiedler. Da sie Alle vom Land- und Gartenbau leben und nur soviel Vieh unterhalten, als zur Bestellung des Ackers und zum Transport der Producte erforderlich ist, so haben die Ländereien eines Einzelnen bei weitem den Umfang nicht, als jenseits des Gebirges. Es sind fast lauter halbe Lehnplätze d. h. solche, die statt einer Stunde nur eine halbe Stunde im Durchmesser haben und für welche die Hälfte des gewöhnlichen Lehnzinses bezahlt wird. Auch trifft man hier schon

viele Eigenthumsplätze an, die nur 60 Rheinl. Morgen Flächeninhalt haben und deren völliger, unumschränkter Besitz den Eigenthümern von der Regierung durch Verkauf oder Geschenk abgetreten worden ist. Solche Eigenthumsplätze haben natürlich ein viel besseres Ansehn als die Lehnplätze, indem auf so kleinem Raum ein jedes Fleckchen hat benutzt werden müssen und eben diese Beschränktheit eine leichtere Übersicht und gröſsere Sorgfalt in der ökonomischen Verwaltung gestattete. Überdies hat man zu einem Eigenthumsplatz durchaus immer 60 Morgen ganz brauchbaren Landes gewählt, dahingegen sich auf einem Lehnplatz, besonders in den entfernteren Landstrichen, oft keine 30 Morgen culturfähigen Landes finden und die ganze Ausgedehntheit nur zu Weideland, und zwar nicht einmal zu allen Jahrszeiten, brauchbar ist. Dazu kommt, daſs der Grundeigenthümer bestimmt weiſs, daſs er für sich und seine Nachkommen arbeite, und daſs alle Verbesserungen seines Gutes dessen Werth und den Verkaufpreis erhöhen, dahingegen die Regierung einen Lehnplatz zu jeder beliebigen Zeit einzuziehen und für sich zu benutzen das Recht hat. Indessen hat sie von jeher billig genug gedacht, von diesem Recht nie Gebrauch zu machen, ohne dem jedesmaligen Besitzer die Meliorationen und überdies diejenige Summe zu erstatten, die er selbst dem vorherigen Pächter für den Eintritt in dessen Rechte bezahlt hatte. Man sieht daraus, daſs es sich mit diesen Lehnplätzen ganz so verhält, wie

mit den Erbenzinspachtungen in Europa. Man hat wohl schon den Vorschlag gethan, alle Lehnplätze in Eigenthumsplätze zu verwandeln und hat darin ein Mittel zu finden geglaubt, die Landleute zu mehrerer Betriebsamkeit aufzumuntern. Dieser Vorschlag ist aber aus Gründen, die zum Theil schon aus dem eben Gesagten hervorleuchten und aus andern, auf deren Erörterung ich mich hier noch nicht einlassen darf, unstatthaft befunden. Zweckmäſsiger möchte die Maaſsregel sein, nach und nach einzelne groſse Lehnplätze in besonders fruchtbaren Gegenden auf die bisher gebräuchliche Weise einzuziehn und in viele kleine Eigenthumsplätze zu zertheilen. Man würde soviel einzelne culturfähige und mit hinlänglichem Wasser versehene Stellen von 60 Morgen Land, als sich eben auf einem solchen Lehnplatz (der mehr als 30,000 Morgen hält) fänden, zum Verkauf anbieten und was übrig bliebe sämtlichen Käufern als Gemeinweide überlassen müssen. Es ist ziemlich bestimmt vorauszusehn, daſs die zunehmende Bevölkerung diese Maaſsregel herbeiführen wird, wenn man anders nicht auf den unglücklichen Gedanken kommen sollte, die Grenzen der Colonie noch weiter auszudehnen und neue Ansiedelungen im Kafferlande und gegen den *Oranjefluſs* hin, zu gestatten.

Wir übernachteten am nördlichen Fuſse des *grünen Berges* auf einem Platze der das *grüne Thal* genannt wird. Am andern Morgen gelangte die Reisegesellschaft in eine der anmuthigsten

Gegenden dieses Landes, die sogenannte *Wagenmakers-Valley*. Man versteht darunter den ganzen Bezirk von Pächtereien und Eigenthumsplätzen, welche in dem Winkel liegen, den die wasserreiche Südseite des *grünen Berges* mit dem groſsen Gebirge bildet. Es ist die fruchtbarste wohlbebauteste Gegend des ganzen Districts und selbst bei *Stellenbosch* und in *Hottentottsch-Holland* findet man den Abhang nicht so hoch hinauf mit Wohnungen bedeckt, als hier. Man baut sehr guten Wein und versendet viele hundert Frachten von süſsen Orangen, Citronen, Mandarinen-Äpfeln, Feigen und andern Früchten nach der Capstadt. Das Feld ist mit vielerlei Gebüsch (besonders *Protëen*) reich bewachsen, zwischen welchem Rinder und Pferde das ganze Jahr hindurch eine nahrhafte Weide finden. Dicht am Fuſse des Berges hin schlängelt sich der *groſse Bergfluſs*, der aus dem Gebirge bei *Drakenstein* und *fransche Hoek* entspringt und erst das Dorf *Paarl* und das Thal *Josaphat* bewässert, ehe er sich nun westlicher gegen die Küste nach den Gegenden hinwendet, die wir im Anfang der Reise besucht hatten. Seine Ufer sind zu beiden Seiten von den Nachkömmlingen der französischen Flüchtlinge bevölkert, welche die Aufhebung des Edicts von *Nantes* in den letzten Jahrzehenden des 17ten Jahrhundert aus ihrem Vaterlande in diese, damals noch wüsten und einsamen Thäler vertrieb. Die Namen Rousseau, de Villiers, Joubert, des Marets, Ménard, Le Roux, Malan, Villon,

Rétif, Jourdan, Malherbe u. s. w. gehören hier den gröſsten Familien. Keiner von allen Namen der französischen ersten Ansiedler ist ausgestorben, nur Wenige von holländischer und deutscher Abkunft haben sich zwischen ihnen angebaut; dennoch ist die Muttersprache und die vaterländische Sitte gänzlich vergessen und selbst diese Namen werden nicht mehr rein französisch, sondern nach dem Ton der holländischen Aussprache geschrieben. — Die Geschichte ihrer Abstammung erhält sich nur noch als Sage, von der die nähern Umstände ganz unbekannt sind In ihren Gesichtszügen, in ihrer Gestalt und ihrem ganzen Betragen ist keine Spur mehr von dem französischen National-Character; auf hundertfache Weise sind sie mit Holländern und Deutschen und Dänen verschwägert und eben wie diese ganz zu Africanern geworden. Ihre gottesfürchtigen Vorfahren haben die Gegenden umher, besonders die einzelnen Berge bedeutungsvoll mit Namen aus dem gelobten Lande belegt, da sie selbst hier ihr Canaan suchten. Von hieraus allein hat sich der religiöse Sinn über die ganze Colonie verbreitet, der ein ganzes Jahrhundert hindurch dieses Volk vor völliger Ausartung nnd Verwilderung bewahrt hat. Indessen dieser Sinn in einigen Gegenden die oben geschilderte nachtheilige Richtung zu nehmen droht, hat er sich hier ziemlich rein im ächt protestantischen Geiste erhalten. Daher hat das Unwesen der Oeffeningen (Andachtsübungen) hier noch keinen Zugang gefunden und von manchen Sei-

ten wurden dem General-Commissär Klagen über einige Missionäre eingereicht, die es versucht hatten, sich hier durch förmliche Namens-Unterschriften einen Anhang zu sichern und solche die sich der Unterzeichnung weigerten, in den Ruf gottloser, schlechter Menschen zu bringen suchten. Ein gewisser Tromp war soweit gegangen, Söhne zum Ungehorsam gegen ihre Väter zu reizen, Ehefrauen von ihren Männern abwendig zu machen und hatte ihnen den Vorwand an die Hand gegeben, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ich könnte hier Familien in andern Gegenden der Colonie nennen, deren ganzer häuslicher Friede durch solche böse, scheinheilige Frömmler auf immer gestört ist.

In dem Dorfe *Paarl*, das sich, wenn man vom Thal *Josaphat* hereinkommt, malerisch unter dem Berge hindehnt, ward der General-Commissär und sein Gefolge feierlich von dem Landdrost von *Stellenbosch* bewillkommnet. Die gerade in diesem Augenblick leer stehende Predigerwohnung war zu seinem Empfang in Bereitschaft gesetzt, mit Hausgeräth versehen und ein feierliches Gastmahl, woran die vornehmsten Bürger Theil nahmen, darin angerichtet. Nachher lud man ihn ein, die eben vollendete neue Kirche in Augenschein zu nehmen, die unter der Leitung eines geschickten Baumeisters, des Major Küchler errichtet ist und jeder Stadt in Europa Ehre machen würde. Zugleich ersuchte man ihn, die Sorge für die Berufung eines ge-

schickten und vernünftigen Predigers aus Holland zu übernehmen, indem die Gemeinde schon seit mehrern Jahren verwaist und genöthigt gewesen sei, nach *Stellenbosch* in die Kirche zu gehn. Bisher habe auch zuweilen ein Prediger aus der Capstadt oder der von *Stellenbosch* den öffentlichen Gottesdienst hier verwaltet. — Die hiesige Predigerstelle ist eine der angenehmsten und einträglichsten in der Colonie. Zur Wohnung des Predigers ist ein ehemaliger Eigenthumsplatz genommen, der sehr gut unterhaltene grofse Obstgärten hat und mit der Strafse durch eine schöne doppelte Allee von Eichen verbunden ist. Das Haus selbst ist das beste im ganzen Ort. Merkwürdig ist auch noch eine Erziehungsanstalt für Knaben, die Unternehmung eines Deutschen, Namens Lindebaum. Die Zöglinge, unter welchen sich Söhne aus vielen der besten Häuser der Capstadt befinden, wohnen alle in dem geräumigen Hause des Aufsehers und werden in der Religion, in lebenden Sprachen, etwas Geschichte, Erdbeschreibung und einigen Künsten unterrichtet. Diese Anstalt ist bis jeszt noch die einzige von ähnlicher Art im ganzen Lande.

Das Dorf *Paarl* besteht aus einer einzigen langen Strafse, die von ungefähr 50 Häusern gebildet wird. Die weiten Zwischenräume der Häuser dehnen diese Strafse aber zur Länge einer kleinen halben Stunde aus. Sie läuft an dem ganzen östlichen Abhang des *Paarlberges* hin, aus dessen ergiebigen Quellen die Einwohner ihre

Weinberge und Gärten tränken, und gleich, nicht weit abwärts von ihr, fließt der *große Bergfluß*, der den *Paarl*-Bezirk vom Thal *Josaphat* und *Groß*- und *klein-Drakenstein* trennt. Der Fluß hat zu wenig Fall und wird bei starken Winterregen zu reißend, als daß sein Wasser dem Acker- und Gartenbau zu Statten kommen könnte. Indessen habe ich doch zwei Jahre später, bei meinem letzten Besuch zu *Paarl* eine Anlage gesehen, die als die einzige ihrer Art in ganz Süd-Africa, wohl eine Erwähnung verdient. Der Fluß breitet sich nemlich an einer Stelle hinter dem Dorfe zn einer ganz ansehnlichen Breite aus und läßt bei niedrigem Stande des Wassers, also den ganzen Sommer, in der Mitte eine Insel frei, die schon längst wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt war, aber wegen der jedesmaligen Winterüberschwemmungen nicht benutzt werden konnte. Diese hat ein Bürger von *Paarl*, Namens Meyer, aus der Gegend von *Frankfurt am Main* gebürtig, durch sehr geschickt und sinnreich angelegte Dämme und Schleusen zusamt dem einen Arm des Stromes und der ganzen diesseitigen Länge des Ufers dem Flusse abgewonnen und mit seinem, von der Straße her gleich daranstoßenden Garten vereinigt. Der Fluß ist ganz in das östliche Bette zurückgewiesen und der westliche Arm zu einem großen Teich in der Mitte des Gartens umgeschaffen. Obgleich dieser Mann das Unglück gehabt hatte, mitten in seinen Arbeiten durch eine zu ungewöhnlicher Jahreszeit eintretende Über-

Uberschwemmung gestört zu werden nnd einen grofsen Theil der kostbaren Deiche vernichtet zu sehen, so hatte er sich doch dadurch nicht abschrecken lassen, sondern nun vielmehr seinen Werken eine Festigkeit und Höhe gegeben, die ihn vor der Wuth des Stromes vollkommen sicherte. Vermittelst der angebrachten Schleusen war er im Stande, das Wasser des Flusses nach allen Richtungen über seine Felder zu leiten und fand das Land so ergiebig und besonders so günstig für die Cultur der Baumwollenstaude, dafs er hoffte, in acht bis zehn Jahren alle darauf verwendete Kosten wiedergewonnen zu haben.

Der Ort *Paarl* hat bekanntlich seinen Namen von einem grofsen abgerundeten Granitblock, der nackt und kahl auf dem Gipfel des übrigens wohlbewachsenen Berges liegt und von den ersten Colonisten *die Perle*, sowie ein kleinerer eckiger, welcher dicht dabei liegt, *der Diamant* genannt ist. Man erkennt beide deutlich aus einer Entfernung von zwei bis drei Meilen. Barrow liefert davon (im 2ten Cap. des 1sten Theils) eine ausführlichere Beschreibung, die aber in der deutschen *(Leipziger)* Übersetzung dadurch sehr entstellt ist, dafs hier immer der *Paarlberg* und die *Perle* selbst verwechselt und die Leser verleitet werden, zu glauben, diese letztere habe eine Höhe von 400 Fufs, da sie doch nur zwischen 30 und 40 Fufs hoch ist und höchstens hundert Schritte im Umfang hat. Überdies ist es wohl ein kleiner Fehlgriff, wenn Herr

Barrow, der selbst die *Perle* für ein Aggregat von Quarz, Feldspath und Glimmer (also für Granit) erklärt, vermuthet, dieser und ähnliche Steine haben sich um einen Kern her gebildet. Die Entstehungsart dieser Felsen ist gewiſs keine andre als die, ähnlicher abgerundeter, durch Platten von Sandstein und Thon zusammenhängender Massen, wie man sie auf andern Urgebirgen z. B. auf dem Gipfel des *Brockens* auch findet.

Das Thal des *Bergflusses*, den in Westen der *Paarlberg* und das Dorf *Paarl* begrenzen, wird in Osten von der groſsen um Vieles höheren Gebirgskette geschlossen, die sich von Norden herab parallel mit der Küste bis an die *Falsbay* erstreckt und über welche die oft genannten Passagen *Pikeniers-Kloof, Roodezands-Kloof* und *Hottentottschhollands-Kloof* in die jenseitigen sogenannten *Overbergschen* Gegenden der Colonie führen. Die nackten zackigen Gipfel dieses Gebirges bestehen ganz aus Eisensandstein und von ihnen flieſsen die häufigen reichen Quellen herab, welchen die *Wagenmakers-Valley*, *Groſs-* und *klein Drakenstein* und die noch südlich vor uns liegenden Gegenden von *Stellenbosch* und *Hottentottsch-Holland* ihre Fruchtbarkeit verdanken. In der Mitte zwischen *Paarl* und *Stellenbosch* erstreckt sich einige Meilen weit in die Ebene ein Zweig dieses Gebirges, welcher mit dem Gebirge selbst zwei Winkel bildet, von denen der nördliche *Franschehoek* (der Franzosenwinkel) der südliche aber *Donkerhoek*

(der dunkle Winkel) genannt wird. Durch jenen ergieſst sich der *Bergfluſs* aus dem Gebirge herab, aus diesem entspringt der *Eerste-Rivier* der durch *Stellenbosch* und die *capische Fläche* in die *Falsbay* läuft.

An dem obern Theile des *Bergflusses*, nemlich in *Franschehoek*, *Drakenstein*, *Wagenmakers-Valley* und *Paarl* leben die Colonisten fast alle vom Wein- und Obstbau und treiben nur soviel Ackerbau und Viehzucht als zu ihrem eignen Haushalt erforderlich ist. Obgleich man sie nicht im europäischen Sinne reich nennen kann, (es giebt in keiner Gegend weniger Capitalisten) so haben sie doch Überfluſs an Allem, was das physische Leben angenehm machen kann. Dieser überall hervorblickende äuſsere Wohlstand macht daher eine Reise in dieses Thal nicht minder erfreulich, als der ungemein reizende Anblick der unzähligen, an den immergrünen Abhängen der Berge zerstreuten Pächtereien und Plätze mit ihren reinlichen, weiſs übertünchten Häusern, mit ihren Weinbergen und Obstgärten, und den schattigen Eichenalleen, welche die biedern Stammväter mit eignen Händen hier pflanzten.

Auf dem Wege von *Paarl* nach *Stellenbosch* gelangt man bald an die obenerwähnte Anhöhe, und von hieraus in eine offenere weniger dicht bewohnte Gegend, die besonders an Getreide sehr ergiebig ist. Indem man von der Anhöhe gegen *Stellenbosch* zu hinabkommt, läſst man hart zur Rechten eine fruchtbare Domaine liegen, die dem Gouvernement zur Unterhaltung der

Cavalleriepferde unentbehrlich ist. Hier wird nemlich das beste Heu und eine ansehnliche Menge Gerste gewonnen. Der Ort heiſst *Klapmuts* weil das äuſserste Ende jener Anhöhe, die sich gerade bis hieher in die Fläche erstreckt, in ihrem zugespitzten Gipfel eine Ähnlichkeit mit einer Mütze haben soll. Etwas weiter zur Rechten bleibt *Elsenburg* liegen, eine ebenfalls wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte Pächterei, die vormals einem aus *Memel* gebürtigen Landmann Namens Martin Milch gehörte, der, obgleich er weder lesen noch schreiben konnte, doch hier so reich ward, daſs es ihm nicht schwer fiel, auf eigne Kosten die lutherische Kirche in der Capstadt bauen zu lassen. Auf dem weitern Wege kommt man nahe an dem Gute *Nooitgedagt* vorüber, dessen damaliger Besitzer J. G. Cloete, ein Bruder des Eigenthümers von *Constantia*, zu den reichsten Privatleuten der Colonie gehörte. Er hatte hier 108 Sclaven in seinem Dienst, auſser ihm besaſs Niemand in der ganzen Colonie eine ähnlich groſse Anzahl und man mag davon auf den Umfang und den Ertrag des Gutes schlieſsen. — In dieser Gegend ward der General-Commissär von einer Compagnie Bürger-Cavallerie empfangen, die während unsrer Abwesenheit von dem Gouverneur durch das ganze Land organisirt war, um einen muthmaſslichen Angriff der Engländer abwehren zu helfen. Weiterhin kamen ihm abermals der Landdrost und die Heemraden von *Stellenbosch* nebst einem, von dem Gouverneur

abgesandten Dragoner-Detachement entgegen und begleitet von diesen hielt er unter mancherlei andern, seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen, seinen feierlichen Einzug in *Stellenbosch*.

Ich selbst hatte mich in diesem letzten Theil der Reise mit Erlaubnifs unsers Chefs von der Gesellschaft getrennt, indem mich im *grünen Thale* ein Bote von meinem Freunde und Landsmann Leiste ereilte, durch welchen er mich bitten liefs, ihn auf seinem Gute an den *vier und zwanzig Flüssen* zu besuchen und ihm meinen Rath in einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit zu ertheilen. Ich folgte bereitwillig seinem Wunsch und langte noch selbigen Tages auf *Gelukwaard* an, wo ich bis zum folgenden Mittag bei meinem kranken Freunde verweilte. Leider vermochte die Kunst nicht, das sehr veraltete Übel zu heben. Ich reiste noch einmal von der Capstadt aus zu ihm und hatte einen Monat später das schmerzliche Geschäft, seinen Angehörigen in Deutschland den Tod des rechtschaffenen Mannes melden zu müssen. Wohl selten stirbt ein africanischer Landmann allgemeiner betrauert und zurückgewünscht, als Leiste. Er leuchtete den Übrigen vor als ein Muster von Fleifs, Sparsamkeit und Verständigkeit, seine Untergebenen verloren in ihm einen milden Vater, seine näheren Nachbaren einen treuen Freund und kenntnifsreichen Rathgeber. Das Andenken seiner Tugenden wird noch lange in ihren Herzen leben; auch seinem Vaterlande, das edle Männer ehrt, wie weit von der Heimath sie auch

ihre rühmliche Bahn vollenden mögen, verdient sein Andenken bewahrt zu bleiben, darum habe ich es mir nicht versagen können, ihm in diesem Buche ein kleines Denkmal zu stiften.

Auf meiner Rückreise nahm ich einen etwas näheren Weg, um wo möglich den Bergfluſs noch vor einbrechender Nacht einige Stunden unterhalb *Paarl* zu passiren und legte den Weg bis an die, unter dem Namen *Bürgersdrift* bekannte Furth dieses Flusses auf einem tüchtigen africanischen Jagdpferde in ununterbrochenem kurzem Galopp, wie man hier zu reiten gewohnt ist, sehr schnell und glücklich zurück. Nichts desto weniger war es schon Nacht, als ich an den Fluſs kam und bei dem Durchreiten hätte ich beinahe das Leben eingebüſst. Denn mitten in dem Fluſs, wo er am tiefsten und der Strom am stärksten ist, liegen einige groſse, dem Wegeskundigen wohlbekannte Steine, über welche mein Pferd mit mir stürzte. Ich fiel über den Kopf des Pferdes in den Strom, der mich schnell mit fortriſs und wäre vielleicht ertrunken, wenn der gewandte Sclave, den mir Leiste zur Begleitung mitgegeben hatte, mir nicht nachgesprungen wäre und mich zur rechten Zeit noch ergriffen und auf die Beine gebracht hätte. Die gutabgerichteten Pferde warteten unser geduldig am Ufer und ein nicht weit von da wohnender Landmann, Namens Jan Roux, nahm mich gastfrei in seinem Hause auf, gab mir trockne Kleider, Abendessen und Nachtlager und sorgte dafür, daſs ich in der Frühe des folgenden Tages

in meinem eignen wohlgetrockneten Anzuge die Reise nach *Stellenbosch* fortsetzen konnte. Ich bin in der Folge oft wieder durch diese Furth gekommen und habe sie mehrmals ganz leer gefunden, wo man denn recht deutlich sehen konnte, wie schwer die Gefahr des Sturzes zu vermeiden ist, wenn man die Furth nicht ganz genau kennt. Ungeachtet der Leichtigkeit, mit welcher man in der trocknen Jahrszeit diese Steine heraussprengen könnte, fällt es doch Niemand ein, diese Verbesserung vorzunehmen, wie sich denn überhaupt in der Vernachläſsigung solcher kleiner polizeilichen Anordnungen, die wegen ihrer genauen Localbeziehung auſser dem Wirkungskreise der Central-Regierung liegen, die Indolenz der Colonisten und der völlige Mangel alles Gemeingeistes am deutlichsten offenbaren.

Nach einem kurzen Aufenthalt in *Paarl* langte ich am Sonntag Mittag in *Stellenbosch* an, wo die übrige Gesellschaft 24 Stunden früher eingetroffen war und eben dem öffentlichen Gottesdienst beigewohnt hatte, in welchem ein feierliches Dankfest für die glückliche Vollendung der Reise war gehalten worden.

Stellenbosch ist eher eine kleine Stadt als ein Dorf zu nennen. Es ist in drei langen sehr geraden und parallel laufenden Gassen gebaut, die von mehreren Queergassen rechtwinklig durchschnitten sind. Die Häuser sind durchgehends geräumig und massiv gebaut, jedoch meistens nur mit Stroh gedeckt. Eine jede Straſse

gleicht einer Allee, indem zu beiden Seiten vor den Häusern groſse schattige Eichen stehen, die fast so alt sind wie der Ort selbst, der ganz zu Anfang des vorigen Jahrhunderts angelegt ward, aber schon 1710 völlig wieder abbrannte. Ein ähnliches Unglück bedrohte ihn wenige Monate vor unsrer Ankunft. Im December 1803 nemlich brach in einer Nacht an mehrern Orten zugleich Feuer aus, und ehe man den Flammen Einhalt thun konnte, lagen zwanzig Gebäude in Asche. Eine strenge Untersuchung entdeckte darauf, daſs ein Complott von fünf bis sechs Sclaven und Sclavinnen dieses Unglück gestiftet habe. Man ward ihrer habhaft, sie gestanden, daſs die Hoffnung, in der allgemeinen Verwirrung mit einigen geraubten Kostbarkeiten entfliehen zu können, sie zu dem gräſslichen Plane verleitet habe, und wurden bald nachher nach der Strenge des Gesetzes theils auf dem Scheiterhaufen, theils durch das Beil des Henkers hingerichtet. Man berechnete den durch diesen Brand verursachten Schaden auf 150,000 holl. Gulden. — Die Zahl der übrig gebliebenen Wohnhäuser beträgt etwas über achtzig. Unter den Gebäuden zeichnet sich besonders die Wohnung des Landdrosten aus, in welcher zugleich der Versammlungssaal des Districtsraths und die Archive befindlich sind. Die Kirche ward 1722 gebaut und steht zwar nicht an Gröſse, doch an Gefälligkeit der Bauart den Kirchen in *Paarl* und *Roodezand* nach.

Die Zahl der Einwohner von *Stellenbosch* beträgt, die Sclaven und Hottentotten mit ein-

gerechnet, nahe an 1000. Dieser Ort hat das Übel mit den kleinen Landstädten in Europa gemein, daſs unter der mittlern Bürgerclasse, die hier zugleich die niedrigste ist, wenig wahrer, innerer Wohlstand herrscht. Ein jeder treibt neben seinem Gewerbe etwas Acker- und Gartenbau und muſs, da es an eigentlich armen Leuten, die für weniges Geld im Tagelohn arbeiteten, ganz fehlt, eine Menge theurer Sclaven unterhalten, die ihm gewöhnlich das bei Weitem nicht einbringen, was sie kosten. Dieses seltsame Verhältniſs des südafricanischen Städters wird erst in der Folge deutlich gemacht werden können. In der Capstadt wird es weniger drückend, weil da der Handelsverkehr und die Schiffahrt manche Nahrungsquelle öffnen. Hier aber lebt einer von dem Andern und wie die Sachen einmal stehen, möchte man fast versucht sein zu urtheilen, die Gegend um *Stellenbosch* sei entweder zuviel oder zuwenig bevölkert. Wären der Menschen hier mehr, so würde der Werth der Producte steigen und die Handwerker mehr zu thun finden, wären ihrer aber weniger so könnte ein jeder sich mehr ausbreiten und ganz als Colonist leben, wie es vormals der Fall war. Das ganze Unglück dieses Landes hat seinen Grund in dem Miſsverhältniſs zwischen der Zahl der Producenten und Consumenten. Der Letzten sind offenbar zu wenig und doch fehlt es auf der andern Seite wieder an arbeitenden Händen, um die Producte in solcher Vollkommenheit, von solchen Arten und mit so

geringem Kostenaufwand zu liefern, dafs daraus die Möglichkeit eines nur einigermaafsen lohnenden Absatzes ins Ausland hervorginge. So aber wird die Ausfuhr um viele hundert Procent von der Einfuhr überstiegen, und vermehrte nicht die Regierung die Zahl der Consumenten durch eine ansehnliche Garnison, wären ferner nicht die hier anlegenden Ostindienfahrer (die wahrlich nicht ihr Handels-Interesse hieher lockt) so bereitwillige Abnehmer der übrigens zur Ausfuhr so wenig geschickten ersten Lebensbedürfnisse, in der That es würde traurig um die Colonie aussehen. Die Entfernung der Besatzung, die Aufhebung der Schiffahrt wären allein hinreichend, in wenigen Monaten einen allgemeinen Bankerott herbei zu führen. Doch wie gesagt, dies weiter aus einander zu setzen, ist hier nicht der Ort. Die wenigen Bemerkungen mögen hinreichen zu erklären, wie ein Ort, in welchem kein Handel und keine Besatzung ist, der ganz allein von innerm Verkehr bestehen soll, in diesem Lande durchaus verarmen mufs und warum daher überhaupt auch keine Städte, ja selbst keine Dörfer von einiger Bedeutung in der ganzen Colonie weiter gefunden werden.

Fremde, die auf ihren Seereisen sich eine Zeitlang am Cap aufhalten, pflegen *Stellenbosch* nicht unbesucht zu lassen und die begüterten Einwohner der Capstadt stellen ebenfalls in der angenehmsten Jahrszeit wohl Lustreisen nach diesem freundlichen Orte an. Dies hat einige Bürger veranlafst, eine Art von Gastwirthschaft an-

zulegen und ihre Häuser zur Beherbergung und Bewirthung von Fremden einzurichten. Man wird indessen auch bei ihnen nicht als Fremder sondern als Gastfreund empfangen, das heiſst, man bezahlt nicht jedes Einzelne was man begehrt, sondern lebt ganz mit ihnen nach ihrer Weise und in dem Kreise ihrer Familie und entrichtet am Ende ein Gewisses für jeden Tag. So kostet es hier im Durchschnitt jeder Person täglich drei Thaler, dafür bekommt man Alles gut und reichlich, ausgenommen den europäischen Wein, welcher besonders bezahlt werden muſs.

Ein Engländer Namens Caldwell, ein jovialischer, fein gebildeter Mann, und ein gewisser Wolfrum, ein Hesse von Geburt, unterhalten die besuchtesten Gasthöfe dieser Art. Beide sind von einer angenehmen Familie umgeben, in deren Gesellschaft man nicht anders als sich sehr wohlbefinden kann.

Der Aufenthalt zu *Stellenbosch* ward von dem General-Commissär dazu benutzt, eine kleine Seiten-Reise in den wenige Stunden entfernten Bezirk von *Hottentottsch-Holland* zu unternehmen. Wir besuchten in diesem freundlichen Landstrich einige der angesehensten Pächtereien, die in der That an Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit alle andern der Colonie übertreffen. Viele von ihnen sind noch von dem, in manchfacher Rücksicht berühmten Gouverneur Simon van der Stell, dem Stifter von *Stellenbosch* angelegt, der zuerst Weinbau und Obst-Cultur in die Colonie einführte und aus allen

Gegenden der Welt Fruchtbäume und Sämereien von den unterschiedensten Arten berbeischaffte. Daher findet man hier auch noch Gewächse, die in der ganzen übrigen Colonie selten oder gar nicht vorkommen. Unter den letzten nenne ich den Campherbaum, von welchem sich hier an einem Ort acht bis zehn Stämme befinden, die der Gouverneur van der Stell noch selbst gepflanzt hat und die den gröfsten Pappeln an Umfang und Höhe gleich kommen. Leider drohen die schönen Bäume vor Alter auszugehn und noch haben die Versuche nicht glücken wollen, Ableger davon grofs zu ziehen, Auch weifs man sich dies Gewächs hier nicht zu Nutze zu machen und hat daher auf jene Versuche wohl nicht den nöthigen Fleifs verwandt. Ferner bot man uns hier eine Frucht zum Frühstück dar, die sonst auch eben nicht in der Colonie gefunden wird, nemlich die äufserst schmackhaften Beeren des *Arbutus Unedo*, hier *Arbiters* genannt. Der Wein, der in dieser ganzen Gegend gewonnen wird, ist von ausgezeichneter Güte und manche Sorten davon werden, wenn sie ein Alter von zehn und mehrern Jahren erreicht haben, von Kennern dem Constantia-Wein vorgezogen. Die Häuser sind durchgängig grofs und bequem eingerichtet und zum Theil in einem ganz edlen Geschmack gebaut. Überall herrscht ein hoher Grad äufserer Wohlhabenheit und wie verschuldet die Güter mancher Einzelnen auch sein mögen, so ahnet man nichts weniger, als das, an ihren Tafeln und in ihren Häusern. Übrigens

sind es sämtlich Leute von einiger Bildung und manche von ihnen verdienen unter den Achtungswerthesten und Besten der Colonie mitgenannt zu werden.

Wir bestiegen von hieraus die *Hottentottsch-Hollands-Kloof*, den nächsten und besuchtesten Weg, um von der Capstadt nach *Zwellendam* und dem ganzen östlichen Theil der Colonie zu gelangen. Eben daher ist dieser Weg unter allen Bergpassagen, die wir auf dieser Reise gesehen hatten, am besten unterhalten und kann überhaupt nur dann Verwunderung und Staunen erregen, wenn man die schauderhaft groſsen und schönen Gebirgsgegenden im Innern des Landes noch nicht kennt. Da aber die mehrsten Reisebeschreiber über diesen Gebirgsweg ihre Wanderungen begonnen haben, so findet man ihn bei Vielen ausführlich und als sehr gefährlich beschrieben, indessen eben diese Schriftsteller andere ohne Vergleich mühsamere Passagen, deren sie auf ihrer fernern Reise allmählich gewohnt wurden, nur mit wenigen Worten anführen.

Man hat den Weg über dieses Gebirge mehrmals verlegt und die Spuren der alten Heerstraſse sind noch jetzt nicht verwachsen, obgleich sie seit dreiſsig Jahren nicht mehr gebraucht ward. An einigen Stellen, wo sonst der Weg lief, hat jetzt der Regen tiefe Schluchten gerissen, die dem Reisenden, wenn er sich im Herabsteigen in sie verirrt, gefährlich werden können. Der höchste Punct des Berges, da wo der Weg hinüberläuft, ist etwa 2000 Fuſs über der Meeres-

fläche erhaben und die Aussicht von hieraus wunderschön. Gegen Westen gewendet, sieht man zunächst das reichbebaute *Hottentottsch-Holland* zu seinen Füſsen. Diese grünen Fluren trennt die weite Einöde des sandigen *Isthmus* von der Halbinsel des Caps. Der *Tafelberg* und *Löwenkopf* stellen sich von hieraus gesehen höchst malerisch dar. Der *Teufelsberg* tritt unter den *Tafelberg*, so daſs man seinen Umriſs nicht deutlich erkennt, sein nördlicher Abhang deckt das *Tafelthal.* Man bemerkt durch gute Fernröhre, und bei hellem Wetter auch wohl mit bloſsen Augen, nur die in der *Tafelbay* geankerten Schiffe. Weiter nach Süden kann man die allmählich niedriger werdenden Gebirge der Halbinsel fast bis an das eigentliche *Vorgebirge der guten Hoffnung* verfolgen und die weiſsen Häuser der *Simons-Stadt* deutlich bemerken. Zur Linken tritt die weite *Falsbay* zwischen diesen südlichen Theil der Halbinsel des Caps und die diesseitigen Gebirge tief, fast bis unter den Standpunct des Schauernden, in das Land hinein und bietet zumal im Winter, wenn die einkehrenden Schiffe diesen geräumigen Meerbusen beleben, mit ihren Inseln und Klippen einen erhebenden Anblick. — Gegen Osten sieht man weiter in das Gebirge hinein, und ist im Stande den Weg nach *Zwellendam* noch über einige Anhöhen mit dem Auge zu verfolgen. Den äuſsersten Horizont schlieſsen die Gipfel des Gebirges bei *Baviaanskloof* und dem endlosen Fluſs.

In der Mittagshitze stiegen wir wieder hinab

und brachten den Rest des Tages auf einer reichen Pächterei zu, die einem gewissen Willem Morkel gehört. Wir wurden hier nach Landesbrauch mit einem höchst opulenten Mahle bewirthet, bei welchem besonders die Manchfaltigkeit von Seefischen, an denen die *Falsbay* so reich ist, uns neuen Stoff gab, den Überfluſs an Lebensbedürfnissen zu bewundern, welchen die Bewohner dieses ergiebigen Landstrich bei einiger Thätigkeit sich zu verschaffen im Stande sind. Abends kehrten wir nach *Stellenbosch* zurück und reisten von dort am 23sten März nach der Capstadt, wo wir nach einem ermüdenden Ritt durch die sandige Capische Fläche gegen Abend eintrafen.

General Janssens, begleitet von den vornehmsten Civilbeamten und Militärpersonen empfing den General-Commissär eine halbe Stunde vor der Stadt und bei der Ankunft am Castel verkündigte ein Gruſs von 21 Canonenschüssen der Stadt den feierlichen Einzug der höchsten Magistratsperson, nach einer glücklich zurückgelegten Reise von beinahe vierhundert Meilen und einer Abwesenheit von 167 Tagen.

Fünfter Abschnitt.

Reise nach Zwellendam und der umliegenden Gegend.

Während unsrer fast sechsmonatlichen Abwesenheit von der Capstadt hatte dort Alles ein sehr kriegerisches Ansehn gewonnen und mit unermüdetem Eifer waren von dem Gouverneur alle Maaſsregeln genommen, um die Colonie gegen einen feindlichen Angriff nach besten Kräften zu vertheidigen. Indessen auf Befehl des Staatsbewinds das vollzählige 23ste Battaillon unter Commando des Obersten de Lega zur Verstärkung nach Batavia geschickt werden muſste, suchte General Janssens diesen bedeutenden Verlust durch Errichtung eines, auf europäischem Fuſs organisirten Battaillons Hottentotten und durch Bewaffnung der Bürger und Colonisten, einigermaaſsen zu ersetzen. Auſserdem waren alle Bürger der Capstadt, die ehemals als Soldaten aus Europa hiehergekommen waren, wieder in Dienst genommen und bildeten mehrere kleine sogenannte auxiliäre Corps, sowohl Infanterie als

als Artillerie, um der Garnison, die jetzt kaum noch 2000 Mann stark war, den schweren Dienst etwas zu erleichtern. Wir fanden bei unsrer Zurückkunft alle diese neu errichteten Corps schon in ihren Uniformen und mit täglichen Waffenübungen beschäftigt, doch vergingen noch die (südlichen) Wintermonate 1804, ehe sie alle in vollkommene Thätigkeit traten und ganz im Stande waren, ihren unterschiedenen Bestimmungen zu genügen.

Indessen fehlte es noch immer an Nachrichten über die Pläne des englischen Cabinets in Hinsicht auf die Besitzungen der Holländer in Indien und es hatte fast den Schein, als ob die von Frankreich aus angedrohte Landung in England und die ziemlich bedeutende Macht der Holländer und Franzosen in den indischen Gewässern, jenes Cabinet noch fürerst abhalten werde, auf eine ernstliche Expedition gegen diese Besitzungen zu denken. Dessen ungeachtet war ziemlich bestimmt vorauszusehn, daſs ein Angriff früher oder später erfolgen werde und der Aufschub, der durch jene hindernde Ereignisse vielleicht gewonnen ward, muſste um so gewissenhafter benutzt werden. Auch das war zu erwarten, daſs die Engländer ihren Angriff nicht anders, als mit einer sehr überlegnen Macht unternehmen würden und besonders waren hier ihre trefflich ausgerüsteten und bemannten Kriegsschiffe zu fürchten, denen man nichts als die zum Theil unzweckmäſsig angelegten Batterien entgegenzusetzen hatte, und die nach ei-

ner glücklich bewerkstelligten Landung an irgend einem Puncte der Westküste die ohnehin sehr schwache Situation der Capstadt auch gegen den tapfersten Widerstand ihrer Vertheidiger sehr bald zum Fall bringen mufsten. Es war also allerdings auch auf diesen möglichen Fall vorzusehn und ein Punct zu suchen, von welchem aus man, nach einem möglichen unglücklichen Treffen, auch mit einer kleinen Macht Widerstand zu leisten und das unmittelbare Mitwirken der Flotte unmöglich zu machen hoffen konnte. Von der Eroberung der Capstadt mufste das Schicksal der ganzen übrigen Colonie nicht abhängig sein, sondern vielmehr der Besitz der Hauptstadt dem Feinde dadurch verkümmert werden, dafs man eine Position nahm, durch welche seine Verbindung mit dem Innern der Colonie abgeschnitten und die Zufuhr an Lebensmitteln verwehrt würde. — Schon von Degrandpré und andern Kriegskundigen, die die Situation der Capstadt aus diesem Gesichtspuncte betrachtet hatten, war auf die Bergkette von *Hottentottschholland* und den darüber führenden Pafs als auf eine, zu einer solchen Position besonders günstige Gegend hingedeutet worden und mehrere genaue Untersuchungen der ganzen Situation, die General Janssens zu wiederholten Malen selbst anstellte, bestärkten ihn in seinem Entschsluse, sich jenen Pafs *(Hottentotstchhollands-Kloof)* zu einem vielleicht nöthigen Rückzuge offen zu halten und dort der überlegenen feindlichen Macht Trotz zu bieten.

Indessen waren, um die Ausführung dieses vorsorglichen Plans möglich zu machen, noch mancherlei Vorkehrungen zu treffen. Es mufste vor Allem dafür gesorgt werden, dafs es der kleinen Macht nicht an Vorräthen von Lebensmitteln und Munition fehle, wenn sie jene feste Stellung auf den unwirthbaren Höhen des Gebirges eingenommen haben würde. Die Anlegung von Magazinen jenseits des Gebirges war daher die zunächst erforderliche Maafsregel, deren Ausführung inzwischen durch den sehr dürftig ausgefallenen Ertrag der letzten Kornerndte sehr schwierig und mühsam gemacht wurde. Man durfte aber hoffen, diese Schwierigkeiten durch zeitige Fürsorge und Beharrlichkeit nach und nach aus dem Wege zu räumen und eine zu erwartende glücklichere Erndte mufste sie, wenn anders der Feind bis dahin Zeit liefs, ganz heben.

Zur Bestimmung des Locals für die anzulegenden Vorräthe und um alle die übrigen nöthigen Anordnungen zu treffen, war es nothwendig, dafs eine vertraute Person in jene Gegend gesandt würde, die mit den Absichten des Gouverneurs hinlänglich bekannt wäre und bei den Colonisten in einem gewissen Ansehn stände, um in seinem Namen Befehle ertheilen zu können. Diese Eigenschaften fanden sich in der Person des Artillerie-Capitains Paravicini di Capelli, der zugleich *Aide de Camp* des Gouverneurs war und ihn auf seiner Reise zu den Kaffern begleitet hatte, vereinigt. Ihn beauftragte daher General Janssens zu dem oben

genannten Geschäfte, und ertheilte ihm in den letzten Tagen des Monats August 1804 die dazu nöthigen Instructionen und Vollmachten. Zwei talentvolle Officiere von der Dragoner-Escadron, die Rittmeister Verkouteren und de Labat, die bis dahin noch immer in der Capstadt gewesen waren, sollten ihn begleiten, um die Gegend kennen zu lernen, die in der Folge vielleicht der Kriegsschauplatz werden konnte und ein braver Artillerie-Officier, der Lieutenant Meier, der zum Aufseher eines Pulvermagazins und Laboratoriums in *Zwellendam* bestimmt war, erhielt Befehl, sich ebenfalls anzuschlieſsen, um vom Capitain Paravicini in seinen Posten eingesetzt zu werden.

Ich hatte mich seit der Zurückkunft von meiner Reise, während der naſskalten Jahrszeit, in welcher hier die ganze vegetabilische Natur von Neuem auflebt, vorzugsweise mit dem Einsammeln und Aufbewahren von Pflanzen beschäftigt und alle meine Nebenstunden dieser Lieblingsbeschäftigung gewidmet. In Gesellschaft meines Zöglings und meines treuen Freundes Polemann durchstreifte ich jeden Sonntag, entweder die sandigen Ebenen der capischen Fläche oder die Schluchten der Berge oder die gewächsreichen westlichen Abhänge des *Tafelberges* nach dem Meere hin, in der Gegend der *Campsbay*, und kehrte nie ohne reichen Zuwachs für mein Herbarium heim. Dreimal bestieg ich in dieser Zeit auch den Gipfel des *Tafelberges*, reiste einmal mit meinem Gönner, dem General-Commissär

de Mist nach der *Simonsbay* und durchsuchte auf andern kleinern Reisen die Gegend der *Steenbergen*, die Höhen um *Constantia* und das schöne Thal, das von dort nach der *Houtbay* führt. So brachte ich in vier Monaten das Schönste, was die vegetabilische Natur auf der Cap-Halbinsel an Liliengewächsen und in den reichen Gattungen *Protea*, *Erica*, *Struthiola*, *Oxalis* u. s. w. hervorbringt, zusammen und natürlich mufste nun der Wunsch in mir rege werden, auch jenseits des Isthmus hinaus meine botanischen Wanderungen auszudehnen. Dazu war die gegenwärtige Jahrszeit gerade die günstigste, denn eben die Monate September und October sind es, in welchen jenseits des Gebirges, die Sträucher und Kräuter mit den schönsten Blumen prangen, indessen in der Nähe des *Tafelberges* zu dieser Zeit die Natur schon allmählich ihren Sckmuck wieder ablegt. Sehr erwünscht kam mir daher die Reise jener Officiere, die ich längst zu meinen näheren Freunden zählte, und willig ertheilte mir General Janssens, der jede Gelegenheit ergriff, meiner Neigung zur nähern Bekanntschaft mit der Natur des Landes Vorschub zu leisten und mich ihm stärker zu verpflichten, die Erlaubnifs, diese Freunde nebst seinem Sohn zu begleiten.

Wir verliefsen am Morgen des 2ten Septembers die Capstadt und durchschnitten die sandige capische Fläche in östlicher Richtung. Um Mittag erreichten wir die mit Recht berühmte Pächterei von Philipp Meyburgh *aan eerste*

Rivier, und ruheten dort einige Stunden, um die grofse Hitze des Tages vorübergehn zu lassen. Diese Pächterei wird von Reisenden, die sich auf der Rückkehr von Indien oder auf dem Wege dahin nur einige Wochen am Cap aufhalten, häufig besucht, um eine Vorstellung von dem Leben eines Colonisten zu bekommen und in der That ist sie ganz dazu geeignet, dieser Absicht zu entsprechen. Der Besitzer, ein sehr gastfreier Mann, unterhält aufser den Knechten und Sclaven, die ihm zum Bebauen seiner ausgedehnten Ländereien nöthig sind, eine Menge von Handwerkern, theils Freie, theils Sclaven, mit deren Hülfe Alles was zu seinem Haushalt an täglichen Bedürfnissen, an Kleidern, Haus- und Ackergeräth, und andern Werkzeugen erforderlich ist, auf dem Platze selbst verfertigt wird, so dafs er der Nähe der Capstadt, die ihm zum Absatz seiner Producte auf der andern Seite so sehr zu statten kommt, zum Einkauf entbehren kann. Ja seine nähern Nachbaren, die ihr Hauswesen nicht so sehr ausdehnen können, lassen bei ihm Vieles verfertigen oder miethen seine Sclaven, um sie auf ihrem Platze zum Bau ihrer Häuser oder als Schmiede, Wagenmacher, Tischler, Schneider u. s. w. zu gebrauchen. Eine ähnliche Einrichtung besteht auf den mehrsten Pächtereien dieser Gegend, doch bei Wenigen in derselben Vollkommenheit. In den entferntern Gegenden der Colonie erscheint die patriarchalische Verfassung des Hauswesens, wie ich sie in den frühern Abschnitten hin und wieder be-

schrieben habe erfreulicher, weil sie allein dort das Bestehen so vieler kleiner abgesonderten Menschengesellschaften unter einem gewissen Grade von Cultur möglich macht, hier ist sie weniger Folge der Nothwendigkeit als der Industrie und der auf Gewinn berechneten ökonomischen Einrichtung.

Herr Meyburgh hat sich auch aufserdem mancherlei Verdienste um die Colonie erworben. Schon vor 25 Jahren besafs er mehrere Viehplätze in den entlegensten Gegenden und wohnte eine Zeitlang zu *Graaff-Reynett*, ehe dieser Ort noch zu einem Dorf und zum Mittelpunct einer Drostei erhoben war. Auf seinen Rath vorzüglich unternahm Gouverneur van de Graaff die Errichtung dieser neuen Drostei, und nach seinen Vorschlägen wurden die ersten Anlagen dazu gemacht. Schon als Jüngling, vor mehr als vierzig Jahren, hatte Meyburgh grofse Reisen aufserhalb der Grenzen der Colonie gemacht und unter andern den *Oranjeflufs* nach seiner ganzen Länge untersucht. Auf dieser Reise, wovon er uns heute Vieles erzählte, hatte er mehrere Monate allein von Seekuhspeck gelebt und mit seinen wenigen Gefährten die härtesten Beschwerden und Gefahren überstanden. Alles was er uns über jene Gegenden mittheilte, reizte aufs Neue meine Begierde sie selbst zu besuchen und befestigte meinen Entschlufs, Alles zur Ausführung dieses Wunsches aufzubieten.

Capitän Paravicini unterhielt sich lange mit diesem verständigen Manne über den Zweck

seiner jetzigen Reise und wenn in der Folge die oben angedeutete Absicht des Gouverneurs gut in Erfüllung ging, so ist es den klugen Maaſsregeln zuzuschreiben, die zum Theil mit auf Meyburgh's Rath genommen wurden. Zwar legte der groſse Mangel an Getreide viele Schwierigkeiten in den Weg, da man aber frühzeitig darauf bedacht war, sie zu heben und Vorräthe aus den ferneren Districten herbeizuschaffen, so stand wenigstens dieser Mangel bei dem, anderthalb Jahr später wirklich erfolgenden übermächtigen Angriffe der Engländer, dem längern Behaupten der genommenen festen Position nicht im Wege.

Schon aus dem, was ich oben über die Einrichtung der Meyburghschen Pächterei gesagt habe, erhellt, daſs die Bewohner dieser, der Capstadt nahe liegenden Gegenden ein ganz anderes, angenehmeres und thätigeres Leben führen als die entferntern Colonisten jenseits des Gebirges. Die Frauenzimmer in diesen Familien haben einen nicht unbedeutenden Grad sittlicher und geselliger Bildung und sind oft noch liebenswürdiger als die Töchter der Capstadt, weil sie ihre Vorzüge weniger kennen und in dem ländlichen Aufenthalt eine gröſsere Einfalt und Reinheit bewahren. Zugleich bilden sie sich in den ausgedehnten Haushaltungen ihrer Väter zu guten Hausfrauen und haben meistens gründliche Kenntnisse vom africanischen Landbau, ohne deshalb, wie die Mädchen in den entlegenern Landstrichen ganz zu Bäurinnen zu werden, oder sich,

wie man das vorzüglich in den Gegenden bemerkt, die allein zur Viehzucht benutzt werden, ganz von strengeren Arbeiten zu entwöhnen und sich dem Müſsiggang zu ergeben. Vielmehr sieht man sie hier immer mit den Sorgen für das Hauswesen oder mit Handarbeiten beschäftigt und findet gewöhnlich das ganze Frauenpersonal, Mutter, Töchter und Sclavinnen in dem kühleren Hinterhause versammelt und gemeinschaftlich nähen, stricken oder feinere Putz-Arbeit verfertigen. So fanden wir hier die Töchter und Nichten unsers Wirths mit einer niedlichen und reinlichen Handarbeit beschäftigt, indem sie aus gespaltenem in Wasser geweichtem Waizenstroh Band zu Strohhüten flochten. Einige unter ihnen hatten es in dieser Kunst sehr weit gebracht, und versicherten, daſs sie zur Zeit der Engländer aus dem Verkauf ihres in der That überaus feinen und weiſsen Strohbandes immer ein ansehnliches Taschengeld gewonnen hätten und noch jetzt davon eine Menge an die Modehändler der Capstadt absetzten. Man halte das capische Stroh für besonders geschickt zu diesem Fabricat wegen seiner vorzüglichen Weiſse und Biegsamkeit und auf die ersten nach England geschickten Proben seien gleich ansehnliche Bestellungen eingelaufen. —

Nachmittags setzten wir unsern Weg gegen das Gebirge von *Hottentottsch-Holland* fort und kamen je mehr sich das Land hob, an immer reicher bebaute und schöner bewachsene Gegenden. In den Dünen der capischen Fläche stan-

den aufser den vielerlei Arten von *Mesembryanthemum* nur einige kleinere Pflanzen aus den Gattungen *Tetragonia*, *Zygophyllum* und *Polygala* und einzeln zwischen ihnen die zum Theil schon verblühten Schafte des *Gladiolus plicatus* und der *Antholyza plicata*, die mit andern wenigen *Liliengewächsen* allein in dem Sande fortkommen und gleich bei dem ersten Regen im Junius und Julius Blüthen treiben. Dagegen war auf den nunmehr erreichten Hügeln Alles eben jetzt im schönsten Flor. Eine Menge der strauchartigen *Proteen* überzog die Seitenflächen dieser Hügel mit lichtem Gebüsch und langgeschwänzte *Honigvögel* im schönsten Frühlingsgefieder, wiegten sich halbflatternd auf dem Rande der grofsen Blüthenköpfe, um aus dem Boden des Kelchs mit ihren langen und dünnen Schnäbeln den Honig zu saugen. Zwischen diesem Gebüsch dufteten neben *Gorterien*, *Gnidien* und *Heiden* die zarteren *Liliengewächse*, die kleineren Arten von *Ixia*, *Gladiolus*, *Hypoxis* und *Lachenalia*, besonders eine unter dem Namen *Kalkoentje* und *Baviaantje* wegen ihres herrlichen gewürzhaften Geruchs sehr beliebte Art von *Gladiolus*, die der Aufmerksamkeit der Botaniker bisher entgangen ist, obgleich sie auch in der Nähe der Stadt sich nicht selten findet *).

*) Herr Prof. Willdenow, der sich der Untersuchung meines kleinen Pflanzenvorraths schon vor drei Jahren freundlich unterzog, hat diese Pflanze *Gladiolus papilionaceus* genannt. Ich werde diese und etwa 180 andre neue Pflanzenarten, die sich in meinem Herbarium fanden, in der Folge in

Ein milder Frühlingsabend erhöhte uns den Genufs dieser Umgebungen und erheiterte unsern Weg, der an vielen lachenden und wohlunterhaltenen Pächtereien vorüberführte; von den Höhen hatten wir hin und wieder herrliche Blicke in die weit geöffnete *Falsbay* und auf die Bergkette, die das eigentliche *Hoffnungscap* bildet und sahen eben hinter dieser die Sonne sich senken, als wir, angenehm aufgeregt von allen diesen Naturschönheiten und unter fröhlichen Gesprächen auf dem Platze des Rittmeisters Willem Morkel ankamen. Er trug diesen Titel als Befehlshaber einer Compagnie Bürger-Cavallerie und empfing uns als Waffenbrüder und willkommene Gäste. Sichtbarer hoher Wohlstand, zwanglose Gastfreiheit und ländliche Einfalt machten uns den Eintritt leicht und gemüthlich. Wir waren bald wie zu Hause und darum den guten Leuten nur desto lieber. Man bewirthete uns köstlich unter immer steigendem Wohlgefallen an unsrer Gesellschaft. Meine jüngern Gefährten, sämtlich geistreiche, fröhliche Menschen suchten Alles hervor, den freundlichen Wirthen

einem eignen kleinen Werke, das ich unter dem Titel: *Spicilegium Florae capensis* herauszugeben Willens bin und das schon mehr als zur Hälfte fertig daliegt, näher beschreiben. Die Botaniker unter den Lesern dieses Buchs werden mir die nähern Aufklärungen über diese und andre noch zu nennende neue Pflanzen bis dahin erlassen. Die gröfsere Zahl der Leser wird mir es dagegen verstatten, dafs ich wenigstens versuche, in diesem Abschnitte von dem Character der vegetabilischen Natur zur schönsten Jahrszeit und von dem natürlichen Standort mancher Pflanzen eine kurze Rechenschaft zu geben.

eine Unterhaltung zu bereiten, die ihnen gefiele. Lieutenant Meier, der Älteste unsrer Gesellschaft, ein Mann, dem es in seinem Leben nicht immer günstig ergangen war, dem aber ein hoher Grad von Gutmüthigkeit und innerem Frieden, bei übrigens sehr gesundem, wenn gleich nicht hoch gebildeten Verstande den Glauben an die Menschen bewahrt hatte, und der daher auf die kleinen harmlosen Neckereien seiner Gefährten, deren Freundschaft sich ihm überdies hinlänglich bewährt hatte, willig einging, gab dazu die Veranlassung. Er war zufällig in einer Stadt in Holland gebohren, deren Bewohner vor Zeiten, wie in Deutschland die alten Bürger von *Schilda* und *Schöppenstädt* in dem Ruf wenig glänzender Geistesgaben standen und von deren verkehrtem Treiben das Volk sich allerhand belustigende Geschichtchen erzählt. Meier mußte es sich gefallen lassen, daſs diese weltbekannten Anecdoten, sehr gut in die africanische Denkweise übersetzt, zur Belustigung unsrer Wirthe, die noch nie davon gehört hatten, der Reihe nach vorgetragen wurden und er verfehlte nicht, ungeachtet der Verwunderung, mit welcher sie immer nur ihn dabei ansahen, zuweilen durch ein naiv einstimmendes Bekenntniſs den Glauben an die Wahrheit dieser Mährchen so zu erhöhen, daſs endlich aller Zweifel daran verschwand und daſs die Zuhörer zuletzt mit eben dem Interesse nach neuen Proben von der Verkehrtheit der *Campener* forschten, mit welchem man sich in Europa von den Neuholländern und Otaheitern

erzählen läſst. Besonders konnte sich die gute Frau Morkel nicht von ihrem Erstaunen erholen, daſs es so wunderliche Menschen in Europa gebe und rief ihrem Mann einmal über das andre zu, ob er das wohl je gedacht hätte. Die gutmüthige Laune, mit welcher der Scherz hier gegeben und verstanden ward, nahm ihm alles Gehässige, das ähnliche Aufschneidereien sonst haben. Nicht ohne eine wehmüthige Empfindung erinnere ich mich dieses und der folgenden fröhlichen Abende, die ich mit meinen Gefährten unter den Colonisten verlebte, denn die mehrsten von ihnen ruhn schon im Grabe und dem Einen waren die heitern Stunden dieser Reise der letzte freundliche Blick, mit welchem das Leben ihn ansah.

Am folgenden Morgen begleitete uns Rittmeister Morkel bis an den Fuſs der *Hottentottschhollands-Kloof* und schaffte uns Vorspann für unser Gepäcke, das von der Capstadt bis hieher vorausgeschickt war. Dann zogen wir den Bergweg hinauf, der erst gerade gegen die Höhe hinan, in dem letzten Drittheil aber seitwärts, an der schroffen Wand des Gebirges über die künstlich ausgesprengten Parallelschichten geführt ist. Wie verändert fand ich die Gestalt dieser Höhen seit meinem ersten Besuche! Das Gebüsch, das damals dunkellaubig und trocken dastand, hatte sich mit neuem Grün bekleidet und war mit Blüthen wie übersäet. Ein solches blühendes africanisches Gebüsch hat aber ein ganz andres Ansehn, als ein europäisches. In

unserm nördlichen Clima haben die gröſsten Bäume und die mehrsten Sträucher nur unscheinbare, weiſs oder mattgefärbte Blüthen, die sich nur in einiger Nähe betrachtet, in ihrer Schönheit darstellen. Unter dem südafricanischen Himmel dagegen, wirkt der höhere Grad von Licht und Wärme, wie in der benachbarten Tropenwelt, zur Hervorbringung gröſserer Formen und lebhafterer Farben zusammen. Die Strauchgewächse sind hier gerade der Hauptschmuck der vegetabilischen Natur. Riesenhafte Heidestauden, meistens mit rothen Blüthen von allen Schattirungen, schlanke *Caprarien*, *Thesien*, *Gnidien*, *Podalirien*, *Borbonien*, *Aspalathus*- und *Phylica*-Arten, besonders aber die eigenthümlichste Form dieses Landes: *Protea*, unter allen den unzähligen Umgestaltungen, die ihr den Namen verdienten, dennoch immer wieder kenntlich an dem silberfarbenen oft wolligen Laube und an den groſsen Büscheln und Trauben, in welche ihre Blüthen zusammengedrängt sind, — sie alle geben in dieser Jahrszeit den reicher bewachsenen Anhöhen ein unbeschreiblich reizendes Ansehn.

Auch an diesem Berge nahmen die *Proteen* den mehrsten Raum ein und verdunkelten die übrigen Gewächse. Indessen die breitblättrigen Arten dieser Gattung mit kegelförmigen Blüthenköpfen und gemeinsamen schuppigen Kelchen, (die *P. Scolymus*, *mellifera*, *conifera*, *strobilina*, *imbricata*, *saligna*, *argentea* u. s. w.) die niedrigern Gegenden lieben und am häufigsten auf

dem Thonboden am Fuſse der Gebirge vorkommen, scheint diese höhere Gegend aus den Spalten der Felsen und aus dem aufgehäuften Gerölle vorzugsweise die schmalbrättigen, mit kleinern getrennten, Ähren und Trauben bildenden Blüthen, hervorzubringen (die zu den Abtheilungen: *pinnatae* und *acerosae* gehörigen Arten.) *Protea Sceptrum* und *Lagopus* waren hier die häufigsten; jene besonders fiel sogleich in die Augen durch die Gröſse ihrer silberglänzenden Blüthenstrauſse, von welchen an der Spitze eines jeden Zweiges einer aufrecht stehend aus dem Laube hervorragte. Auſser der *P. racemosa, incurva*, *comosa* und *prolifera* fanden sich noch andre, nicht minder schöne und bis jetzt noch nicht bekannt gewordene Arten, unter denen ich die *P. helvola* (Willdenow's), die an dem schönen Braun ihrer Kelche, dem Doldentraubenstande ihrer Blüthen und den vielfach zusammengesetzt-gefiederten Blättern kenntlich ist, der Aufmerksamkeit meiner Nachfolger empfehle. Solcher neuer Arten habe ich, wie die genauere Untersuchung meiner Sammlung gelehrt hat, fast an jedem Berge, den ich emsig durchsuchte, gefunden und es ist mir mehr als wahrscheinlich, daſs unsre systematischen Handbücher kaum die Hälfte aller Arten dieser merkwürdigen Gattung aufzählen. Merkwürdig ist es übrigens, daſs keine der auf den Bergen über *Hottentottsch-Holland* wachsenden *Proteen* an dem *Tafelberge* oder den übrigen Höhen der Cap-Halbinsel angetroffen werden, daſs dagegen der berühmte

Silberbaum *(P. argentea)* und einige andre Arten ausschliefslich nur auf dieser kleinen Halbinsel und sonst nirgends in der Welt vorkommen, merkwürdig ferner, dafs die um weniges nordwärts liegenden Berge bei *Stellenbosch* und *Drakenstein*, die mit den Höhen von *Hottentottsch-Holland* unmittelbar zusammenhängen, wieder ihre eignen *Proteen* erzeugen, die sonst nirgends wachsen.

Zwischen diesen gröfsern Sträuchen standen hier mehrere kleinere von besondrer Schönheit, unter welchen ich vor Allen *Erica Petiverii* mit schön gelben Blüthen und lang vorragenden braunen Antheren, dann die hochrothe grofsblüthige *Erica Plukenetii* und *Elichrysum proliferum* nenne. Einen grofsen Raum deckten besonders an den freiern Stellen mehrere Arten von *Cliffortia*, meistens dieselben, die sich auch im *Tafelthale* finden, nur mit dem Unterschiede, dafs sie hier von beiden Geschlechtern vorkamen, dahingegen wir dort den ganzen Winter hindurch keine andere, als mit weiblichen Blüthen gefunden hatten.

Endlich gelangten wir auf den Gipfel des Berges und erfreuten uns an der herrlichen oben beschriebenen Aussicht, die dadurch um Vieles verschönert war, dafs die näheren Umgebungen, durch die Milde des Frühlings, eine so viel frischere und freundlichere Gestalt bekommen hatten. Auch hier oben in der rauhen Bergluft schien sich Alles dieser Milde zu freuen und was mir bei dem ersten Besuch unbedeutend

und

und todt geschienen hatte, gewann nun Alles durch die frischgetriebenen Blätter und die unbeschreibliche Fülle von Blüthen einen unerwarteten Reiz. *Erica Banksii* war hier in diesem Augenblick die vorherrschende Pflanze und überzog große Flächen des Gesteins mit ihren rankenden, in die Spalten sich einsenkenden Zweigen. Man gerieth in Zweifel, was man mehr bewundern sollte: die Länge und Dicke dieser Zweige, oder die unendliche Menge der platt auf dem Felsen liegenden Blüthen.

Wir mußten eine gute Weile warten, ehe unser Gepäck glücklich auf den Gipfel gebracht war. Ich ließ meine ungeduldigen Gefährten vorausziehn und blieb bei dem Wagen, um die gesammelten Schätze, die ich zu Pferde nicht bequem fortschaffen konnte, gleich in Sicherheit zu bringen. Auch fand ich alsbald Ursache, mich dieses Entschlusses zu freuen, denn gleich die erste Niederung bot eine solche Menge neuer Pflanzenformen dar, daß ich ohne die Hülfe meines Sclaven gar nicht im Stande gewesen sein würde, auch nur das Wichtigste davon zu sammeln und aufzubewahren. Zehn im *Tafelthale* nicht vorkommende Heide-Arten, von denen vier sich bei meiner Zurückkunft als neue erwiesen haben, eine Menge der schönsten *Elichrysen*, einige *Penaeen*, *Borbonien*, *Crotalarien*, *Diosmen*, *Gnidien* u. s. w. stießen mir schon in den ersten hundert Schritten auf und mit jedem neuen Schritt stellte sich mir eine andre merkwürdige Pflanze dar. Diese östliche Seite des Berges ist kahler

und ein wenig gegen Norden gewendet, daher die Sonne hier mit voller Kraft wirkt und alle Feuchtigkeit, die sich während des Winters gesammelt hat, in den Pflanzen mit Macht in die Höhe treibt und sie zu dem üppigsten Wachsthum entfaltet. Dem Sammeln von Insecten, sonst meiner Lieblingsbeschäftigung, mufste ich heute zum Theil entsagen, weil ich einen ganzen Tag nöthig gehabt haben würde, um Alles mitzunehmen und unsre Reise deshalb nicht aufhalten durfte. Wie oft wünschte ich mir manche meiner Freunde aus Europa heran, um diesen schwelgerischen Genufs mit mir zu theilen, wie froh wäre ich gewesen, hätte ich nur die Freunde aus der Capstadt bei mir gehabt, die mich sonst auf meinen botanischen Wanderungen zu begleiten pflegten. — Weiter hinab stehen einzelne Sträuche, deren ausschliefslicher Fundort dieses Thal ist. Dahin gehört *Retzia spicata, Penaea formosa, Erica gnaphalodes* und *acuminata, Protea erosa* und viele andre Gewächse von ähnlicher Schönheit und Seltenheit. Ich würde die Geduld meiner Leser ermüden, wollte ich die Namen aller Pflanzen hier nennen, die mir jenen Tag werth und unvergefslich gemacht haben. Der wird meine Freude verstehen, dem je bei dem Anblick einer grofsen Sammlung lebender ausländischer Gewächse, die Sehnsucht gekommen ist, sie an ihrem natürlichen Standort, aufgehäuft zu malerischen Gruppen und in der Fülle ihrer eigenthümlichsten Natur zu schauen.

Aus dem Gebirge, das uns nunmehr zur Linken lag, fliefsen zu dieser Jahrszeit reiche Bäche herab und durchschneiden auf ihrem Laufe zur Küste die Thäler zwischen hier und der *Houhoek*. Gleich der erste den man zu durchwaten hat, ist einer der gefährlichsten wegen seines schlammigen Grundes, in den leicht Wagen und Ladung versinken. Die Stelle, an welcher man ihn durchwatet, führt von Alters her den Namen *Grietjes gat*; wieviel man auch Steine und Bäume in dieses Loch versenkt hat, so scheint es doch unergründlich, weil immer von oben herab aufs Neue der Schlamm herbeigeschwemmt wird. Wegen des niedrigen sandigen Ufers hat man keine Brücke anlegen können und selbst an den andern Bächen, wo das höhere Ufer es zu gestatten schien, haben die Überschwemmungen der heftigen Winterregen die Brücken wieder mit fortgerissen, so dafs man nur noch die Füfse davon sieht. Auch trocknet im Sommer selbst dieses Loch fast ganz aus und ist bis auf eine kleine schmale Stelle bequem zu durchwaten.

Ansehnlicher als diese einzelnen Bäche ist ein Flufs, den wir um Mittag erreichten; der *Palmietrivier*, also genannt von der Menge des auch in den übrigen Flüssen dieser Gegend so häufigen Palmietschilfes (*Acorus Palmita*), von welchem in der Folge noch etwas Näheres angegeben werden wird. Zur Winters- und Frühlingszeit ist er besonders reifsend und ohne verständige Wegweiser nicht zu durchwaten. Denn auch sein Bette ist von schlammigen Untiefen durch-

schnitten, die sorglich vermieden werden müssen. Erst vor wenigen Jahren hatte ein englischer Arzt Namens Patridge, der sich nicht wollte abhalten lassen, die Furth, die er hinlänglich zu kennen glaubte, ohne Führer zu durchreiten, den Tod in diesem Flusse gefunden und ähnliche Beispiele aus ältern Zeiten werden häufig erzählt. Meine vorausgerittenen Gefährten hatten sich deshalb etwas höher hinauf in einem Kahn übersetzen und die Pferde nachschwimmen lassen. Ehe wir mit dem Wagen durchzufahren versuchten, ward ein Hottentott hineingeschickt, um die Tiefe zu erforschen, wobei es sich dann ergab, daſs alles Gepäcke in dem Wagen erst gestützt werden müsse, um nicht durchnäſst zu werden. Diese nicht unbedeutende Mühe abgerechnet, kamen wir glücklich hindurch. Ich folgte nunmehr schneller meinen Gefährten und fand sie, nach ächt africanischer Weise ihre Spur in dem harten Boden mühsam verfolgend, gegen Abend auf einer etwas seitwärts liegenden Pächterei wieder, wo wir übernachteten und wo ich nach Ankunft des Gepäckes den Rest des Tages mit der nähern Untersuchung und dem Einlegen der gesammelten Pflanzen zubrachte.

Das Getreide stand hier noch sehr schlecht und wir erfuhren zu nicht geringer Betrübniſs, daſs wenig Aussicht zu einer guten Erndte vorhanden sei. Die hiesigen Landleute hatten kaum halb soviel Korn aussäen können, als im vorigen Jahre, weil der Boden erst so spät durch den Regen erweicht worden war und weil die Ochsen, die zum Pflügen gebraucht werden.

durch die anhaltende Dürre und den daraus entstehenden Mangel nahrhafter Weide so wenig Kräfte zu der Arbeit übrig behalten hatten. In Hinsicht auf diesen letzten Umstand besonders, wünscht man sich hier immer einen frühen Eintritt des Winters, und wenn sich im März und April schon Regen einstellen, daſs im Mai und Junius die Ochsen zur Arbeit brauchbar sind und der Acker dann bestellt werden kann, so darf man sich immer eine ziemlich ergiebige Erndte versprechen, der Sommer (vom September an) mag übrigens so dürr sein, wie er will. Vielleicht liegt in dieser Beschaffenheit der Dinge auch der Grund, warum Rocken und Hafer in der Colonie nicht gedeihen, Weizen und Gerste dagegen von so ausgezeichneter Güte und unter günstigen Umständen in so auſserordentlicher Menge geerndtet werden, obgleich die Beschaffenheit des Bodens daran auch wohl mit Antheil haben mag. — Man sieht aus diesem Beispiele, wie schwer es ist, über die Fruchtbarkeit eines Landes im Allgemeinen ein gültiges Urtheil zn sprechen. Wenigstens dem nördlichen Europäer fällt es nicht ein, daſs die Härte des Bodens und die Schwäche des Zugviehes so bedeutende Hindernisse dieser Fruchtbareeit sein können, da bei uns der Boden durch den Frost und die Nässe des Frühlings so sehr zum Bearbeiten geschickt gemacht wird und da unter unserm strengeren Himmel für das Vieh auf so vielfache Weise künstlich gesorgt ist. Die Gegend im Westen des Gebirges bis zu den *vier und zwan-*

zig Flüssen hinauf ist deshalb auch soviel vortheilhafter zum Kornbau, weil die dortigen Colonisten schon im Anfange des Jahrs ihre Ochsen an die Küste schicken können, wo in der Regel frühere Regen fallen und wo sie, zumal in der Gegend der *Saldanhabay*, gleich eine gute Weide finden, sobald die westlichen Winde zu wehen anfangen. Viele haben daher auch an der Küste, die übrigens sandig und wenig culturfähig ist, eigene Viehplätze; Andre geben ihr Vieh dort in die Weide und bezahlen ein bestimmtes Kostgeld dafür.

Die Besorgnisse der hiesigen Landleute bestätigten sich in der Folge leider nur zu sehr, denn die Erndte des Jahrs 1804 fiel eben so gering aus, wie die des vorhergehenden. Glücklicherweise hatte das Gouvernement früh genug darauf gedacht, dem Mangel vorzubeugen und sobald sich der Ertrag einigermaaſsen vorherberechnen lieſs, waren einige Ladungen Reis eingekauft und ein jeder Bürger der Capstadt bekam im Verhältniſs zu der Gröſse seines Hausstandes nur eine gewisse Quantität Brod wöchentlich, jeder Becker nur soviel Korn, als er für seine Kunden nach diesem Verhältniſs gebrauchte. Auf diese Weise verstrich das Jahr 1805 unter wirklichem Brodmangel, so daſs bei groſsen Gastmahlen das Brod oft geliehen oder von den Gästen mitgebracht werden muſste. Um ähnlichem oder noch gröſserem Mangel in der Folge vorzubeugen, wurden noch in eben diesem Jahre Anstalten zur Errichtung groſser Magazine in der

Mosselbay und *Algoabay* getroffen, wohin die Bewohner jener Gegenden, die wegen des weiten Transports nach der Capstadt bisher wenig Korn bauten, den bei gröſserer Betriebsamkeit leicht zu erwartenden Überfluſs gegen die Preise des capischen Kornmarkts abliefern sollten, eine Maaſsregel, die von den Engländern wahrscheinlich vollends zur Ausführung gebracht sein wird.

Am 4ten Sept. setzten wir in aller Frühe unsre Reise fort und erreichten bald eine steile und unwegsame Schlucht, die zwischen Anfangs sehr kahlen und düstern Berghöhen in die Ebene am *Botrivier* hinabführt. Weil sie mit ihren Krümmen und wegen ihrer Länge die Reisenden immer sehr aufhält, oder weil man an den gefährlichsten Stellen die Wagen festhalten muſs, ist sie *de Houdhoek* (gewöhnlich *Houhoek*) oder Halt-Ecke genannt *). Diese heiſst die groſse zum Unterschied einer kleinen desselben Namens, die eine Stunde nordwärts in die Ebene führt, aber noch beschwerlicher ist. Weiter hinabwärts war sie neben den Wasserrissen mit vielerlei Gesträuch schön bewachsen. Zum erstenmale sah ich hier *Taxus* (jetzt *Podocarpus*) *elongata*, *Protea pinifolia*, *Levisanus* und viele andre schöne Arten dieser Gattung, sämtlich von 15-20 Fuſs Höhe. Mitten zwischen ihnen stand ein

*) Also nicht: Houwhoek (die Hau-Ecke) wie bei Andern, oder wohl gar: Oudehoek (alte Ecke) wie bei Le Vaillant.

höherer Baum, ziemlich häufig, der leider eben nicht blühte und dessen Früchte die eckige (oder polyedrische) Gestalt der Nüsse des *Cupressus* hatten, bei länglicher spitzer Lanzettform der Blätter. Meine Nachfolger werden ihn näher und bei günstigerer Jahrszeit untersuchen. *Brabejum stellatum* nahm auch hier, wie fast in allen Schluchten, die Stelle ein, wo der Abhang sich in die Fläche verläuft und wo das ganze Jahr hindurch mehr Wasser stehn bleibt.

Wir durchschnitten ohne sonderliche Mühe den *Botrivier* und liefsen eine hübsche Pächterei an diesem Flusse hart zu unsrer Linken liegen. Die Fläche in welcher wir uns nunmehr befanden, liegt noch immer bedeutend über der Oberfläche des Meeres erhaben und ist tief sandig. Ihre schönste Zierde machen mehrere Arten von *Elichrysum* aus, unter denen jetzt eben *E. sesamoides, vestitum* und *imbricatum* am häufigsten blühten. Die Colonisten nennen diese ganze Gattung: *Zevenjaars bloemen*, weil sie in ihrer schönsten Entfaltung gepflückt, sich lange Zeit (nach dem Volksglauben, sieben Jahre) in vollkommener Schönheit erhalten. Man findet die Schränke und Nischen der Colonistenwohnungen durchgängig damit verziert, sie werden zum Geschenk mit nach der Stadt genommen und dort als ein Modeartikel von speculirenden Europäern aufgekauft. Indessen der englische Name: *Everlastings* und der französische: *Immortelles* auf ihre unverwelkliche Schönheit hindeuten, begnügen wir Deutsche uns sie *Papierblumen* oder

Strohblumen zu nennen, um damit ihre Trockenheit recht prosaisch zu bezeichnen. Diese Eigenschaft und die Gluth ihrer Farben stimmen übrigens vortreflich zu dem dürren Boden und dem warmen lichtreichen Clima, dem sie ihr Wachsthum verdanken. Nächst *Erica* und *Protea* sind sie das am mehrsten characteristische Pflanzen-Erzeugniſs dieses Landes und ihm (wenigstens was die Gattung *Elichrysum* und gröſstentheils auch *Gnaphalium* betrifft) fast ausschlieſslich eigenthümlich.

Nachdem wir um Mittag auf dem Platz: *Boontjeskraal* bei dem biedern Veld-Cornet Conrad Greeve einige Stunden gerastet hatten, erreichten wir gegen Abend den äuſsersten nordwestlichen Abhang des *schwarzen Berges*, da wo sich ein Bach, genannt *Dieprivier*, aus ihm ergieſst *). Wir übernachteten in dem Hause eines gewissen Otto, der zwar selbst nicht daheim war, dessen Kinder uns aber sehr freundlich empfingen und bewirtheten. Wir fanden hier eine Gesellschaft von lauter jungen Leuten versammelt, die aus den beiden ganz reizenden

*) Man darf sich nicht wundern, wenn man solche kleine Bäche nicht immer auf meiner Karte angegeben findet. Es sind ihrer zuviele, um sie Alle nennen zu können und auf einer allgemeinen Karte besonders, müssen den namentlichen Aufführungen gewisse Grenzen vorgezeichnet sein, wenn man nicht undeutlich werden und der sinnlichen Auszeichnung der wichtigern Gegenstände Eintrag thun will. Der oben genannte schwarze Berg ist übrigens nicht mit der groſsen Gebirgskette gleiches Namens zu verwechseln, die fast mit der ganzen Südküste parallel läuft.

Töchtern des Hauses, einem künftigen Schwiegersohn und mehrern benachbarten Freunden und Freundinnen bestand. Es waren mehrere Bekannte von früheren Reisen darunter, die bald ein schnelleres Verständnifs mit den übrigen vermittelten, so dafs unser Besuch ihre Freude nicht störte. Im Gegentheil liefsen sie uns an ihrer Art sich zu unterhalten Theil nehmen und schon mit dem geselligen Ton der capischen Colonisten einigermaafsen vertraut, ward es uns nicht schwer, in ihre Weise mit einzustimmen und sie alles Zwanges zu entbinden. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, dafs eine Reise wie die, welche ich im Gefolge des General-Commissärs gemacht hatte, durchaus nicht dazu geeignet ist, eine genaue Bekanntschaft mit den Sitten der Colonisten und ihrer Denkweise zu verschaffen. Das Ansehn unsers Chefs, unsre grofse Anzahl, die Unordnung und Mühe, die unser Besuch jedesmal verursachte, vielleicht auch die Gegenwart unsrer Damen hatte immer die Mädchen und Frauen zu sehr in Scheu und in Thätigkeit gesetzt, als dafs eine genauere Bsobachtung möglich gewesen wäre. Auf dieser Reise aber sah ich sie nun schon oft in ihrer wahren Gestalt, die sie weder durchaus liebenswürdig macht, noch, wie manche frühere Reisende unwahr behaupten, als gänzlich unbedeutend und roh erscheinen läfst. — Wer erst in dieses Land eintritt und noch die Erinnerungen an die geselligen Freunden in seinem hochgebildeten Vaterlande mit sich umherträgt, dem

kann freilich im Anfang die Unterhaltung mit den capischen Schönen, besonders mit den Landmädchen, nicht sonderlich gefallen. Es kommt dazu, dafs sie fast durchgängig recht hübsch sind, auf europäische Art recht stattlich und geschmackvoll gekleidet gehen, und dadurch den Fremden zu der Erwartung eines höhern geistigen Bildungsgrades zu berechtigen scheinen, in der er sich dann natürlich um so unwilliger getäuscht sieht und leicht in seinem Urtheil zu weit geht. Es ist sehr begreiflich, dafs sie keine Belesenheit, kein Urtheil über Werke der Kunst, keine zarte Empfindung zeigen können, da ihre Umgebungen von früher Jugend an sehr einfacher prosaischer Art sind, bei Allen dieselben bleiben und daher wenig gegenseitigen Austausch der Ideen gestatten. Wer diese Verhältnisse, in welchen sie leben und erzogen sind und über die sie recht gescheut reden können, noch nicht kennt und sie nun nach dem ersten Zusammentreffen beurtheilt, geräth leicht in Versuchung, sie für zurückhaltend oder einfältig zu halten. Es geschieht wohl, dafs sie eine recht fein ersonnene Artigkeit, deren Sinn sie nicht gleich verstehen, für eine Beleidigung nehmen, indessen der derbe Scherz eines africanischen Jünglings, bei welchem unsre Damen vielleicht gar ehrbar die Augen niederschlagen würden, mit Beifall aufgenommen wird. Man würde sich aber irren, wenn man daraus auf gänzlichen Mangel alles sittlichen Gefühls schliefsen wollte. Es ist zwar weniger zart und schwerer durch Worte

zu beleidigen, aber eben dabei ist auch ihre Phantasie ruhiger und vor den Verführungskünsten gesichert, die nach der allgemeinen Sage den empfindsamen Mädchen so gefährlich sein sollen. Sie wissen es selbst sehr gut, daſs sie bei den Europäern in dem Ruf dieses Mangels an Geistesbildung und einer zu groſsen Leichtigkeit im Umgang mit Männern stehen und pflegen wohl den etwas zu dreisten Fremden mit einer Erinnerung an diesen Irrthum recht stolz zu strafen. Wie leicht es Mancher nach der ersten Bekanntschaft glaubt, so schwer hält es doch, auch nur die kleinste Gunstbezeigung von ihnen zu erreichen und von vollendeter Verführung ist zu meiner Zeit nie ein Beispiel offenbar geworden. Herr Barrow, der ein so unsanftes Urtheil über die capischen Frauenzimmer ausspricht, hat dies wohl am besten dadurch selbst widerlegt, daſs er noch kurz vor seiner Abreise eins heirathete und mit nach England nahm, ein Beispiel, dem eine bedeutende Zahl seiner Landsleute gefolgt ist. Wer billiger urtheilt, wird den africanischen Mädchen den Mangel an hoher Verstandes-Cultur nicht zurechnen, den kleinen Grad von sittlicher Derbheit aus der Natur ihrer Verhältnisse und manchem Localübel erklärlich und sie selbst in ihrem gesunden naiven Urtheil oft recht liebenswürdig finden.

So war denn auch die Unterhaltung, in die wir mit unsrer heutigen Gesellschaft traten von einer Art, die man in einem gebildeten europäischen Cirkel zum mindesten fade und einfältig

nennen würde. Der allgemeine Frohsinn, der aber dabei herrschte, die Naivetät der Mädchen und die kräftige Ehrlichkeit der jungen Leute machten uns doch den Abend recht angenehm oder wenigstens kurzweilig. Wer nicht zu hohe Forderungen an die Menschen macht, wird leicht überall befriedigt und findet nicht selten mehr Gewinn, als er erwartete.

Wir machten am folgenden Tage einen Umweg von einigen Stunden, um das Herrnhuterinstitut zu *Baviaanskloof* noch einmal zu besuchen. Auf dem Wege dahin gab es wieder eine reiche Erndte für die Kräutersammlung, besonders als wir die Ufer des *Rivier zonder end* erreicht hatten, die mit mancherlei Gebüsch bewachsen sind. *Halleria lucida* und *elliptica* zeichneten sich hier durch ihre schönrothen Blüthen vor den übrigen Gewächsen aus. Wir durchschnitten die Furth dieses Flusses nicht ohne Mühe, indem das Wasser an der tiefsten Stelle viertehalb Fuſs hoch und der Strom ziemlich reiſsend war. Wenn man über den Fluſs gekommen ist, befindet man sich in einer niedrigen fruchtbaren Ebne die sich allmählich gegen den Fuſs des Gebirges hin hebt und ungefähr eine Stunde breit ist. Die Kirche von *Baviaanskloof* mit ihrem hohen Giebel und den daneben stehenden Gebäuden gewährt von hieraus einen malerischen Anblick, der durch das hohe Gebirge und die tiefe Schlucht, an deren Eingange das Dorf liegt, noch sehr verschönert wird. Die Brüder empfingen uns eben so freundlich wie das erstemal und vor dem Mit-

tagsessen stimmte der Hottentottenchor wieder einen recht feierlichen Gesang an. Das Besehen der Anlagen und eine kleine Wanderung in den untern Theil der Schlucht hielten uns Nachmittags noch einige Stunden hier auf, dann setzten wir unsre Reise weiter fort und kamen gegen Abend, nachdem wir noch mehrere schöne Pächtereien flüchtig besehen hatten, in *Zoetemelks-Valley* an.

Der Weg von *Baviaanskloof* nach diesem Ort geht immer parallel mit dem Flusse unter dem Gebirge fort; man durchschneidet häufig kleine Bäche, die aus den Schluchten herabkommen und die Saatfelder tränken. In diesen Flufsbetten, die mit kleinem Gerölle bedeckt waren wuchs besonders *Erica urceolaris* von aufserordentlicher Gröfse, nemlich zwölf bis funfzehn Fufs hoch. Ich bemerkte einigen Unterschied in dem Verhältnifs der Blätter und Blüthen zwischen dieser und den Pflanzen derselben Art, die sich in den Schluchten des *Tafelberges* namentlich im *Kerstenbosch* finden, wahrscheinlich eine Folge der unterschiedenen Höhe des Standorts.

Die geräumigen Gebäude an diesem Ort, der eine Landes-Domaine ist, waren besonders dazu ausersehen, zu einem Magazin für Lebensmittel zu dienen. Capitän Paravicini machte daher am folgenden Tage, den wir ganz hier zubrachten, einige vorläufige Anordnungen zu ihrer Ausbesserung und Benutzung. Er fand zu diesem Geschäft an dem hiesigen Posthalter Theunissen einen sehr thätigen und brauchbaren Ge-

hülfen, mit welchem Alles, wenigstens vorläufig und bis zur Rückkehr von *Zwellendam*, verabredet ward. Dieser ehrwürdige und noch sehr rüstige Greis war vor beinahe funfzig Jahren als Soldat nach dem Cap gekommen, hatte die besondre Gunst des verdienstvollen Gouverneurs Tülbagh genossen und unter dessen sämtlichen Nachfolgern seinen jetzigen Posten zwei und dreifsig Jahre hinter einander mit Thätigkeit und Beifall verwaltet. Er war Vater von zehn Kindern, von welchen die drei ältesten Söhne schon Hausväter sind und zu den geachtetsten Colonisten gerechnet werden. Sie alle hatte er gröfstentheils selbst erzogen und sie zu guten Bürgern und thätigen Hausfrauen gebildet. Das Glück seiner Kinder und eine grofse Zahl von Enkeln, die er zuweilen alle um sich versammelt, machen ihm den Abend seines Lebens so heiter, wie er es verdient.

Aufser einem Magazin von Lebensmitteln sollte in *Zoetemelks-Valley* auch ein Depot von Munition und andern Kriegsbedürfnissen angelegt werden. Ein Theil davon war schon kurz vor uns hier eingetroffen und die Aufsicht darüber einem jungen Artillerie-Officier übergeben, der durch einen Unglücksfall beim Exerciren eine schwere Verletzung davon getragen hatte und zum thätigen Dienste untauglich geworden war. Dieser junge Mann machte sich zugleich dadurch nützlich, dafs er die jüngern Kinder und Enkel des Posthalters unterrichtete und sich so ein gutes Verhältnifs mit diesen Leuten und eine

Beschäftigung in den vielen müſsigen Stunden seines abgeschiedenen Aufenthalts sicherte.

Mehrere der angesehensten Colonisten, namentlich die Befehlshaber der hiesigen Bürger-Compagnien machten uns ihren Besuch und empfingen von dem Capitän Paravicini mancherlei Aufträge zur Anlegung neuer Signalposten, zur Erleichterung und Beschleunigung der Gouvernements-Correspondenz und zur Herbeischaffung eines Vorraths von Salz aus den *Zoutpannen* in *Zoetendals-Valley*.

Unser Wagen hatte beim Durchfahren des *Rivier zonder end* ein Unglück gehabt. Durch eine Unvorsichtigkeit der Treiber war er von dem etwas steil eingehenden Ufer zu schnell in den Strom gestürzt, hatte einen der Hinterochsen niedergedrückt und das arme Thier an dem Halsriemen erwürgt. Bei dem dadurch verursachten Stillstand in der Mitte des Stromes, waren die mehrsten Güter durchnäſst, mit ihnen auch meine ganze Pflanzensammlung, so daſs mich das Trocknen des Papiers und der mühsam eingelegten Pflanzen fast einen halben Tag beschäftigte. Ich lieſs mich jedoch dadurch nicht abschrecken fortzusammeln, sondern durchstreifte am Nachmittag in Gesellschaft meines Zöglings, die Höhen hinter *Zoetemelks-Valley* die mit vielen schönen Gewächsen, namentlich wieder mit neuen Arten von *Heiden*, reichlich bedeckt waren.

Am 7ten Sept. zogen wir den endlosen Fluſs weiter hinab, durchschnitten ihn abermals und blie-

blieben bei unserm alten Freund Holzhausen, dem Schwiegersohn des Posthalters Theunissen. Da wir jedoch nicht Alle hier Unterkommen fanden, so sollten Einige von uns auf einer benachbarten Pächterei übernachten. Es ereignete sich aber der seltene Fall, dafs dieser Besuch dem Besitzer ungelegen kam, und er hatte sich deshalb, zusamt seiner Frau, von dem Hause entfernt. Die beiden Herrn, schon in voraus von der wenig gefälligen Denkart des Mannes unterrichtet, nahmen jedoch auf gut militärisch Besitz, und liessen sich durch die Sclaven von dem vorhandenen Vorrath ein Abendessen bereiten. Das hatte die gewünschte Folge, dafs der Hausherr aus seinem Hinterhalte zum Vorschein kam und sich ganz freundlich bezeigte. Die Frau aber, die schon auf unsrer ersten Reise sich geweigert hatte, ihr Haus zum Obdach für unsere Leute herzugeben, war ungeachtet aller freundlichen Bemühungen nicht zu einem höflichern Betragen zu vermögen, und blieb bis zu dem Augenblick der Abreise verdriefslich, und im höchsten Grade ungefällig. Ein Verweis, den sie darüber vom Capitain Paravicini erhielt, führte einen sehr komischen Auftritt herbei, indem sich ihr ganzer Unwille gegen den armen Ehemann wandte, der sie von einigen etwas dreisten Reden, die sie gegen die Regierung und den Gouverneur ausstiefs, abhalten wollte. Nicht im Stande, noch wieder das Wort zu bekommen, verliessen wir das erhitzte Ehepaar im heftigsten Zwist.

Leider fanden wir das Land je weiter wir kamen, desto trockner. In einzelnen Strichen

war den ganzen Winter hindurch (nunmehr seit fünf Monaten) kein Regen gefallen und selbst das Vieh erkrankte und starb aus Mangel an Nahrung. Der Acker war daher hin und wieder ganz unbestellt geblieben und die Bewohner hatten zum Theil mit ihrem Vieh in den Gebirgsgegenden eine Zuflucht gesucht. Ganz in der Nähe des endlosen Flusses fanden wir jedoch in den Niederungen noch eine ziemlich frische Vegetation. Besonders bedeckte *Galenia africana* hier ausgedehnte Strecken zwischen höherem Gebüsch. Sie ist eins der gesundesten Futter für Pferde, aber das Rindvieh liebt diese Pflanze nicht.

Am Mittage befanden wir uns am Ufer des *Breederivier*, der in dieser Jahrszeit, an der Stelle, wo wir ihn auf der ersten Reise durchritten, und überhaupt nicht zu durchwaten ist. Er würde zur Winterszeit die Gemeinschaft zwischen *Zwellendam* und der Capstadt ganz aufheben, wenn man nicht eine Fähre angelegt hätte, auf welcher die Reisenden mit ihren Wagen und Pferden und Ochsen bequem übergesetzt werden können. Diese Fähre liegt etwa eine Stunde seitwärts von dem geraden Wege ab, weil man sie nur da anlegen konnte, wo der Strom nicht zu starken Fall hat und sich ruhiger über ein breites Bette ergieſst. Jeder der sich ihrer bedient, zahlt anderthalb Thaler Fährgeld, und das Recht dieses Fährgeld zu heben nebst dem freien Gebrauch eines in der Nähe liegenden Lehnplatzes ist an einen Colonisten verpachtet, der zugleich

für die Unterhaltung des Fahrzeuges und die Anschaffung des nöthigen Tauwerkes Sorge trägt. Dieses Fahrzeug ist eine Art von fliegender Brükke, die an einem starken über den Fluſs gespannten Seil, von einem Ufer zum andern gezogen und auch im Holländischen *Pont* genannt wird. Bei dem Aufseher Namens Coen, der den Titel *Pontman* führt, blieben wir, bis unser Wagen eintraf und wurden von ihm mit einem Mittagsessen bewirthet, das er uns durch allerhand lustige Einfälle und drollige Geschichtchen, die er mit ungemeiner Redseligkeit vortrug, noch zu würzen sich bemühte.

Das Hinüberfahren über den ziemlich breiten Strom hat hier einen eignen Reiz, weil es fast der einzige Punct in der ganzen Colonie ist, wo man einen ziemlich groſsen Wasserspiegel übersieht und selbst auf einem Schiffe sich befindend einmal recht lebhaft an die vaterländischen schiffbaren Ströme erinnert wird. Die hohen buschbewachsenen Ufer, das auf der kahlen Höhe in einiger Entfernung liegende Haus des *Pontmans* und die im Hintergrunde sich hebenden fernen Gebirge geben einmal wieder einen malerischen Anblick, der in diesem Lande leider so selten ist *).

Ohne weiter etwas Merkwürdiges gesehen zu haben, kamen wir Abends in *Zwellendam* an und traten in dem Hause des Landdrosten Faure ab,

*) Es ward auf der Rückreise versucht, von einem schicklichen Standpunkt aus, ein Bild dieser Gegend zu entwerfen, das auf dem gegenüberstehenden Blatte mitgetheilt wird.

der zwar selbst erst vor einigen Tagen nach der *Algoabay* gereist war, um mit dem Hauptmann Alberti und dem Landdrost Stockenström die Berichtigung der Grenzen zwischen den drei Districten *Zwellendam*, *Uitenhage* und *Graaff-Reynett* vorzunehmen, dessen Familie uns aber mit ihrer gewohnten Gastfreundlichkeit empfing und darauf bestand, daſs wir sämtlich bei ihnen unsre Wohnung nehmen muſsten, obgleich schon Anstalten getroffen waren, die Reisegesellschaft in den Bürgerhäusern, gegen Bezahlung, einzuquartiren. Die Abwesenheit des Landdrosten, der den Besuch der Commission nicht so nahe geglaubt hatte, war freilich der vollkommnen Ausführung aller Aufträge sehr hinderlich, doch lieſs die Thätigkeit des, seine Stelle einstweilen bekleidenden District-Secretärs Frauenfelder hoffen, daſs man mit seiner Hülfe die Absichten des Gouverneurs wenigstens vorläufig zu erfüllen im Stande sein werde.

Die vier Tage, die wir hier zubrachten, verflossen unter Berathschlagungen des Capitain Paravicini mit dem Secretär und den Heemraden des Districts und wurden zur Ausfertigung aller der nöthigen Instructionen, Contracte und Circulare eifrig benutzt. Die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft boten treulich hülfreiche Hand theils zum Aufsetzen dieser Stücke, theils zur nöthigen Vervielfältigung der Abschriften, und so ward der Hauptzweck der Reise, Vorräthe von Lebensmitteln herbeizuschaffen und an mehrern Stellen gute Locale zu ihrer Aufbewahrung zu finden, ziemlich erreicht. Was nicht sogleich zu bewerkstel-

ligen war, mufste der Sorge des Landdrosten überlassen bleiben, um so mehr, da sich die ganze Maafsregel nicht wohl in kurzer Zeit ausführen liefs und der Erfolg bewies vollkommen, wie sehr man sich auf seinen Eifer zu verlassen berechtigt war.

Lieutenant Meier war dazu bestimmt, die Aufsicht über ein Pulvermagazin und ein damit zu verbindendes Laboratorium zu führen, das in *Zwellendam* angelegt werden sollte. Einige invalide Artilleristen, denen man ein ruhiges Leben verschaffen wollte, waren dabei angestellt und sollten unter seiner Leitung in diesem Laboratorium arbeiten. Es kostete grofse Mühe, ein zweckmäfsiges Locale dafür zu finden, da man es wegen der grofsen Gefahr nicht in die Nähe bewohnter Häuser bringen durfte. Endlich fand sich eine Scheune auf dem Kirchhofe, die während des vor Kurzem erst vollendeten Baues der Kirche den Arbeitern zur Aufbewahrung ihrer Werkzeuge gedient hatte. Diese ward dazu ausersehen und ungeachtet der anfänglichen hartnäckigen Verweigerung des Kirchenraths, gegen eine gewisse Miethe in Besitz genommen. Zugleich bekam Lieutenant Meier eine artige Wohnung, die das Gouvernement für ihn miethete und pries sich glücklich, mit seiner Frau und einer zahlreichen Familie endlich nach vielen Stürmen des Schicksals einen so freundlichen Zufluchtsort und eine so angenehme Versorgung für den Rest seiner Tage gefunden zu haben. Wie kurz dieser sein werde, ahnte ihn nicht. —

Die genauere Untersuchung der waldigen Schluchten in den Gebirgen von *Zwellendam* war einer meiner Hauptzwecke auf dieser Reise. Kaum war daher an dem Morgen unsers ersten Rasttages die Sonne aufgegangen, als ich mich schon auf dem Wege nach dem *Duivelsbosch* befand. Gleich im Heraustreten aus dem Dorfe begrüfsten mich auf der ersten Anhöhe schon einige schöne Arten der niedlichen Gattung *Blaeria*, die in dieser Gegend eigentlich zu Hause ist, indessen die so nahe damit verwandten Heide-Arten mit dem *Breederivier* gänzlich aufhören. Überhaupt ist *Erica* das Eigenthum der kleinen südwestlichen Ecke von Africa, und höchstselten findet man über *Tülbagh* und *Zwellendam* hinaus einmal eine dahin gehörige Art, die aber dann fast immer von ausgezeichnetem Baue ist. Mit ihr zugleich hören *Struthiola*, *Passerina* und *Phylica* auf, die ebenfalls nur in der Gegend der Capstadt ihre Heimath zu haben scheinen. Unter jenen *Blaerien* waren mehrere neu, eine hat sogar in der Folge eine neue Gattung *(Sympieza)* gegeben. — Mein Weg ging nun zwischen zwei mäfsigen Bergrükken gegen das Gebirge in einer Niederung hinauf, die nach ihrer ganzen Länge von einem rasch herabströmenden Bache getränkt wird. Zwischen dem Binsengrase, das diese Niederung deckte, standen mehrere höhere Sträuche einzeln zerstreut, besonders *Podaliria buxifolia*, *myrtillifolia* und eine neue: *virgata*, ferner *Polygala oppositifolia*, *Aspalathus thymifolia*, *nivea*, manche *Liparien*, *Rafnien*, *Cleomen* und andre Gattungen, fast sämt-

lich aus der Familie der Schmetterlingsblumen. Endlich gelangte ich an den Rand des Gehölzes, das ich gern einem jeden meiner Leser verständlich beschreiben möchte, wenn dies nicht so schwer, ja fast unmöglich wäre, ohne entweder bei allgemeinen Andeutungen stehn zu bleiben, oder mit grosser Weitschweifigkeit zum Verdruss der botanischen Leser jedes Einzelne in den fasslichsten, allgemeinsten und daher schwankenden Kunstausdrüchen darzustellen. Einmal sei es mir daher noch erlaubt, aus einigen lateinischen Namen, wenigstens dem Kräuterkundigen, gleichsam einen kleinen Strauss zu flechten, aus dem er sich von der Natur eines südafricanischen Gehölzes eine Vorstellung bilde. Bei der allgemeinen Verbreitung der botanischen Kenntnisse und bei der Neigung, welche Gartenliebhaber schon längst zu den Capgewächsen gewonnen haben, darf ich hoffen, unter den Lesern immer Einige zu finden, die mich bei den Ubrigen entschuldigen.

Gleich voran duftete mir von den Ufern des nunmehr ganz überwachsenen Baches der Campherartige Geruch von Diosmenblüthen entgegen und *Barosma serratifolium* in mehr als mannshohen Stauden, deren schlanke bräunliche Äste, überdeckt von hellgrünen Blättern und dichtgedrängten weissen Blüthen dem Sonnenlicht entgegenstrebten, war das erste, was mir in die Augen fiel. Mehrere Arten *Cluytia (pulchella, alaternoides, tomentosa* und *Gnidioides)* theilten mit ihm den feuchten Standort. Unmittelbar daneben wuchsen (wo bei uns *Mentha* und *Veronica*

stehen würden) *Agathosma serpyllaceum*, *linifolium* und *pubescens* (erstere beide neu) und mehr auf dem Trocknen folgten Arten von *Ornithogalum*, *Anthericum*, *Bulbine*, *Adenandra uniflora* und *villosa*, *Diosma pectinatum*, *obtusatum*, *graveolens* und manche *Lachenalien*. Weiter hinauf an einer lichteren Stelle deckte *Myrsine africana* (dem *Vaccinium* unsrer Wälder vergleichbar) in Gesellschaft von *Anthospermum aethiopicum* und *Cliffortia juniperina* in einer ziemlichen Strecke das Gestein und die Wurzeln der ersten groſsen Bäume. Unter diesen bot das dunkle Laub von *Laurophyllus capensis* mir den nächsten Schatten; weiter hinein ragten die Bäume von mehrern Arten *Scleroxylon*, von *Ekebergia capensis*, *Euclea undulata*, *Podocarpus elongata* und zwischen ihnen füllten als niedriges Gebüsch *Royenen*, *Bryonien* und *Cluytien* manchen Raum. Die höheren Äste der Bäume waren umwickelt ven den holzigen weitverbreiteten Ranken des *Cynanchum obtusifolium*, die hin und wieder, Stricken ähnlich, bis auf den Boden herabhingen und den Weg fast versperrten. Mit geringer Mühe war ich im Stande, einen jüngern Strang davon herabzuziehn, und erst nachdem ich dreizehn Ellen unten hatte, war ich genöthigt ihn abzuschneiden. Die Colonisten nennen diese Stränge *Baviaans-taauw*, weil man den Pavian mit groſser Leichtigkeit sich an ihnen von einem Ast auf den andern schwingen sieht. Aus den dickern, um die Äste gewundenen Ranken, die nicht selten zwei bis drittehalb Zoll im Durchmesser haben, werden Stöcke geschnitzt, die

wegen ihrer gefälligen Windungen als Aeskulapstäbe von den Liebhabern in der Capstadt eingekauft werden. Die dünnern biegsamern Stränge sind von der Dicke eines kleinen Fingers; selten sieht man einen Seitenschöfsling, sondern immer wächst die Ranke in die Länge und ist so im Stande, zehn bis zwölf grofse Bäume zu umschlingen. Nur an den jüngsten Spitzen seht man die Paarweise stehenden Blätter, weiter zurück werden sie immer seltener und verlieren sich endlich ganz.

Alle südafricanische Waldungen können nur gedeihen, wo ewige Feuchtigkeit ist, nur in den tiefsten Gebirgsspalten, wo von den Wänden des Gesteins fortwährend das Wasser herabtröpfelt, nur an den südlichen Abhängen, wo die Sonne ihre ausdörrende Gewalt nicht üben kann. Sowie die grofsen Bäume nur allein diesem Wasser ursprünglich ihr Wachsthum verdanken, so schützen sie es auch wieder mit dem Schatten ihrer Zweige vor der Verdampfung, und hegen es in dem seit Jahrhunderten aufgehäuften verwitterten Abfall unter ihren Wurzeln. Diese selbst zersprengen die Felsen und bereiten dem Wasser neue Behälter, sie halten das herabfallende Gerölle auf, das nun allmählich mit dem verfaulenden Laube eine gute Dammerde bildet. Es giebt daher keine Waldschlucht, aus der sich nicht reiche Bäche ergössen, deren unausgesetzt strömendes Wasser von den zersetzten Pflanzentheilen dunkelbräunlich gefärbt ist. Diesen Waldungen allein verdankt die ganze Südküste von Africa

ihre Fruchtbarkeit, sie aushauen hieſse diese Gegend für mehrere Jahrhunderte unbewohnbar machen. Aber lustwandeln kann man nicht in ihnen, sondern nur klettern. Die Wege die es giebt, sind von den herabgeschleiften Baumstämmen gebahnt und unbequem wegen ihrer Steile und der Glätte des Bodens.

Eigne Waldkräuter erzeugen sich auch auf diesem feuchten Boden, deren Ansehn eben daher weniger africanisch ist, und die an manches Gewächs unsrer deutschen Haine lebhaft erinnern. Unter diesen nenne ich ein Labkraut (*Galium glabrum*) das unserm *G. Aparine* sehr ähnlich und eben so anklebend ist, ferner den häufig schon in unsern Treibhäusern vorkommenden *Plectranthus fruticosus*, der in unbeschreiblicher Menge hier wuchs und dessen lilafarbnen üppig empor schiessenden Traubenblüthen ein heiteres Licht über den dunkel beschatteten Boden verbreiteten. Neben ihm: *Antirrhinum macrocarpum*, *Pharnaceum galioides* und *Hebenstreitia dentata*, aber überall keine Spur eines ächten Grases, kein Saftgewächs, kein Strauch mit fleischigen Beeren, keine Protea, noch Erica, noch Gnaphalium, auch keine andre Pflanze aus der Familie der Syngenesisten noch Ranunculaceen. Weiter hinauf in der Schlucht standen *Silene ornata*, *Ornithogalum parviflorum* und mehrere schon verblühte *Oxalis*-Arten; auf nackterm Gestein *Crassula sylvatica;* noch höher folgte ein riesenmäſsiges *Polypodium* und mehrere kleine Farrenkräuter und Moose, die sonst diesem Lande so fremd sind. Auf dem Bo-

den des Baches, mit seinen Wurzeln fest zwischen den Felsen eingeklemmt, wuchs ein grasähnliches Gewächs mit zwei Fuſs langen, sehr schmalen stiellosen Blättern, das wohl eine nähere Untersuchung meiner Nachfolger verdient. (Vielleicht eine neue, dem Seetang vergleichbare cryptogamische Süſswasserpflanze.) — Wo die Sonne hintraf, flatterten eine Menge Schmetterlinge und Käfer, und von oben herab aus dem unzugänglichen Ende der Schlucht schallte unaufhörlich das vom Echo zurückgegebne Gebelle des Pavians.

Es war schon weit über Mittag, als ich mich, beladen mit den eingesammelten Schätzen auf den Rückweg begab, den ich nun nicht in der Niederung, sondern an der Seite des Bergrückens hin nahm. Hier vermehrten noch einige *Pelargonien* (unter andern *myrrhifolium*) *Herrmannia cuneata, Erinus serpyllaceus*, *Indigofera erecta*, *Borbonia ruscifolia, Stilbe cernua*, *Gnidia polygalaefolia* und andere schöne Gewächse den Vorrath, der mir für die andere Hälfte des Tages hinreichende Beschäftigung gab. — Ein übrigens sehr erwünschter Regen, der am andern Tage einfiel und lange anhielt, erlaubte mir nur noch am Tage vor unserer Abreise den *Duivelsbosch* zu besuchen; der sehr angeschwollene Bach gestattete mir aber nicht, weit vorzudringen, und ich muſste mich begnügen, nur nachzusammeln was mir am ersten Tage entgangen war und von einigen schon verblüheten Pflanzen den Samen aufzunehmen.

Der Nachmittag eben dieses letzten Tages

ward zu einem Spatzierritt nach *Rotterdam*, dem Landgute des Drosten benutzt, wohin uns die Töchter des Hauses zu Pferde begleiteten. Wir besahen die dortigen Anlagen und die schönen Pferde aus dem ansehnlichen Gestüte des Eigenthümers. Aber gleichgültig war mir dies alles, weil ich mich sehnte das letzte Häuschen des Hofes zu erreichen, in welchem ich einen ehrwürdigen verdienten Landsmann, den ältesten aller lebenden Botaniker, den blinden drei und neunzigjährigen Auge sehn sollte. —

Johann Andreas Auge, im Jahr 1711 zu *Stollberg* am Harze geboren, war früh, von einer unwiderstehlichen Neigung zur Kräuterkunde die er als Gärtnerbursche gewonnen hatte, schon vor seinem zwanzigsten Jahre nach Holland, dem damaligen Hauptsitz der Gärtnerkunst gegangen, und hatte sich dort unter Boerhaave seltene Kenntnisse in seinem Fache eigen gemacht. Oldenland und Berg waren schon mit Sammlungen capischer Gewächse heimgekehrt; ihr Beispiel und Boerhaaves Aufmunterung veranlafsten ihn zu dem Entschlufs, auch dahin zu reisen, und er kam, mit guten Empfehlungen versehen, im Jahre 1747 am Cap an. Der damalige Gouverneur Swellengrebel stellte ihn sogleich als Gehülfen im Compagniesgarten an, und Gouverneur Tülbagh, der ihn wegen seiner botanischen Kenntnisse besonders liebte, machte ihn zum Aufseher dieses Gartens, den er nun mit grofsem Eifer mit seltenen africanischen Gewächsen zu vermehren und zu einem wahren botanischen Garten zu machen sich be-

mühte. Aus jenen Zeiten allein schreibt sich das Lob her, das noch jetzt (leider unverdienterweise) diesem Garten ertheilt wird, und alle Seltenheiten, die man noch darin findet, stammen aus Auge's Zeitraume. Eben so fleiſsig sammelte er wildwachsende Kräuter in seinem Herbarium und übersandte sie an Burman, der nachher, zum Nutzen für die Wissenschaft öffentlichen Gebrauch davon machte. Im Jahr 1761 begleitete er auf Tülbaghs Veranlassung die Commission, die unter Führung des Commandanten Hop eine Reise nach dem *Grootrivier* in das Land der *Namaaquas* unternahm, und brachte viele neue Pflanzen mit zurück, die von seinen europäischen Freunden in der Folge beschrieben wurden. Zehn Jahre später begleitete er Thunberg und Masson auf einigen ihrer Wanderungen und machte auch mit *Sparrman* Bekanntschaft. Späterhin erhielt er wegen zunehmender Gesichtsschwäche seinen Abschied und eine kleine Pension, die er auf dem entfernten Wohnort eines alten Freundes in der Gegend des *Chamtoosriviers* verzehrte Dieser verpflegte ihn, als er endlich völlig blind ward, und in seinen Armen hoffte der jetzt mehr als 70jährige Greis ein ruhiges Ende zu finden. Er sollte aber noch harte Prüfungen des Schicksals erleben. Als nemlich die Engländer im Jahr 1795 das Cap eroberten, verlor er seine Pension, doch sein edelmüthiger Freund lieſs ihn diesen Verlust nicht empfinden, sondern sorgte mit eigener Aufopferung fortdauernd für alle seine kleinen Bedürfnisse, bis ihn selbst der Einfall der Kaffern

in die Colonie zum armen Mann machte, und ihn Hülfe bei andern zu suchen nöthigte. Die Pächterei, auf welcher Auge lebte, ward zur Nachtzeit von den Wilden angegriffen, die Bewohner zu schwach zum Widerstande, benutzten die Dunkelheit zum Entfliehen, und gaben ihre ganze Habe dem Feinde Preis, zufrieden das Leben zu retten. Sie vergafsen aber den alten Blinden nicht und brachten ihn, halb ihn führend, halb tragend bis zur nächsten Pächterei, wo zur weitern Flucht ein Wagen gefunden wurde. Den Verlust aller seiner kleinen Habseligkeiten, besonders seiner Bücher und Kräutersammlungen bejammernd, ward er so nach *Zwellendam* gebracht, wo der menschenfreundliche Faure den unglücklichen Alten als einen Freund seines längst verstorbenen Vaters ehrend, ihn liebreich aufnahm, ihm Obdach, Kleidung und Nahrung gab, ohne je einigen Ersatz dafür zu verlangen.

Auf unsern Besuch vorher vorbereitet, hatte sich der Greis, (eine hohe noch ziemlich aufrechte Gestalt, mit schneeweifsem lang herabhängendem Haar,) vor die Thür seiner Hütte gestellt und redete uns an, seine Schwäche und Blindheit entschuldigend. Der Anblick eines Blinden flöfst immer Mitleiden ein, hier gesellte sich Ehrfurcht vor dem würdigen Alter und in mir noch überdies Achtung vor dem verdienstvollen Botaniker hinzu, und ungeachtet seines groben Wamses stand der Mann als ein Gegenstand allgemeiner Verehrung in unsrer Mitte. Er erzählte uns sehr zu-

sammenhängend und ruhig seine letzten harten Schicksale, verweilte aber bei ihnen nicht so lange, als bei dem Lobe seines jetzigen Wohlthäters. Er gab uns zu bedenken, daſs seine Gesundheit noch sehr leidlich sei, und daſs er seinen Tod noch nicht so nahe glauben könne, also seinen lieben Pflegern wohl noch viel Last machen werde. Er beklage das indessen nicht, da er wisse, daſs man ihm gern das viele Gute erweise und seiner Dankbarkeit gewiſs sei. Daſs er seine Pension verloren habe, schmerze ihn deshalb, weil er dem Landdrost doch weniger Kosten verursachen würde, wenn er sie hätte und sich dann wenigsens selbst bekleiden könne. — Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daſs Herr Faure aus einem gewissen Zartgefühl sich nicht um die Wiederauszahlung dieser Pension bemüht habe, damit es nicht scheine, als wünsche er das Verdienst um den würdigen Greis mit Jemand zu theilen.

Es bedurfte nur einer schlichten Erzählung dieses Zusammentreffens, um von dem Gouverneur die Wiederauszahlung des Gnadengehalts, sogar noch mit einer kleinen monatlichen Zulage zu erlangen, und wenn die Engländer, wie ich zu hoffen geneigt bin, ihn fortgezahlt haben, so hat unser Besuch noch dazu beigetragen, dem ehrwürdigen Manne das Ende seines Lebens um etwas heitrer zu machen.

Während ich ihm die oben kurz angegebenen Umstände aus seiner Lebensgeschichte abfragte, verrieth er mir die noch immer ihm beigebliebene Liebe zu seiner Wissenschaft und ich muſste

sein Gedächtnifs bewundern, das ihn noch fast alle Namen der africanischen Gewächse ohne langes Besinnen wiederfinden liefs. Er freute sich zu hören, dafs ich auch Pflanzen sammle und belehrte mich über manche im *Duivelsbosch* gefundne Blumen, die er aber noch alle mit ihren alten Burmannischen Namen nannte. Seine Muttersprache hatte er fast ganz verlernt und redete das verstümmelte Holländisch der Colonisten. Mit besonderm Interesse erkundigte er sich nach dem capischen Garten und fragte nach einzelnen Bäumen, die er gepflanzt hatte, wie nach alten Jugendfreunden: „Lebt meine *Heliconia alba,* mein *Corallodendron* *) noch?“ Als ich ihm dies von diesen und einigen andern Pflanzen bejahte, mufste ich ihm beschreiben, wie grofs und dick sie jetzt sein, und er meinte, er würde ruhiger sterben, wenn er sie nur noch einmal betasten könnte. Nach vielen erkundigte er sich auch, über die ich ihm keine Auskunft geben konnte, entweder weil sie ausgegangen waren, oder weil ich seine Namen nicht verstand. Ich hatte die Freude, ihm zuerst zu melden, dafs Thunberg eine Pflanzengattung nach ihm benannt habe, und dafs die *Augea capensis* den künftigen Botanikern das Andenken an sein Verdienst bewahren werde. Er

*) Er meinte *Strelitiza alba* und *Erythrina Caffra*, die beide noch jetzt eine der Hauptzierden des capischen Gartens sind. Erstere hatte er, wie ich jetzt erfuhr, aus dem Lande der Namaaquas, letztre aus dem Kafferlande mitgebracht.

Er ward fast unwillig, daſs ich ihm nicht gleich aus dem Gedächtnisse sagen konnte, in welche Classe diese Pflanze gehöre, denn er hätte gern sogleich gewuſst, welche damit gemeint sei, und ob er sie nicht kenne. Meine Gefährten hatten sich bald wieder zerstreut, und ich war mit ihm in sein Zimmerchen gegangen, wo Alles ordentlich und reinlich aussah, und wo ein alter Sclave, den der Landdrost ihm zur Bedienung gegeben hatte, seiner pflegte. Er beklagte aufs Neue den Verlust seiner Pflanzensammlung und verwünschte die Kaffern, weil sie ihn der Freude beraubten, mir eine Unterhaltung zu verschaffen; ich sei seit vielen Jahren der erste Botaniker, mit dem er zusammentreffe; wenn dies nur alle Jahr einmal geschähe, so würde er alle Langeweile geduldiger ertragen, denn seine ganze Unterhaltung bestehe in einem täglich mehrmals wiederholten Spaziergange am Arm seines schwarzen Wärters. Ich blieb noch eine Stunde bei ihm und trennte mich dann mit wahrer Rührung von dem herrlichen Greise, unter dem wiederholten Versprechen, mich bei dem Gouverneur für ihn zu verwenden und ihn, wenn ich wieder nach *Zwellendam* käme, auf einen ganzen Tag zu besuchen.

In der Nacht vor dem zu unsrer Abreise bestimmten Tage fiel wieder ein heftiger Regen, der zwar am Morgen nachlieſs, aber doch die Bäche so angeschwellt hatte, daſs wir unsre Reise bis gegen Mittag aufschieben muſsten. Auch dann noch hatten wir Mühe, durch den *Kliprivier* und

durch *Poespas-Valley* *) zu kommen; indessen half uns die Leitung eines sehr kundigen und besonnenen Wegweisers, die Gefahren, durch deren Vorstellung unsere gastfreundlichen Wirthe uns zurückzuhalten strebten, glücklich überstehen und wir kamen, einige durchnäſste Beine abgerechnet, ohne Schaden hindurch. Unsre Gesellschaft hatte sich in *Zwellendam* um ein Mitglied vermehrt durch den Beitritt des Lieutenant Göſsling von den Waldeckischen Jägern, der eben von seinem Posten an der *Algoabay* zurückberufen, nach der Capstadt reiste. Wir erreichten in wenigen Stunden den *Breederivier*, wurden von dem jovialischen Fährmann hinübergebracht, und setzten, nachdem unser Gepäcke ebenfalls glücklich angelangt war, unsre Reise bis zum *Rivier zonder End* in einem Zuge fort.

Es ist zum Erstaunen, wie schnell eine africanische Landschaft durch einen einzigen reichlichen Regen umgestaltet wird. In den wenigen Tagen waren alle Sträuche und Kräuter nicht nur grün geworden, sondern die mehrsten standen sogar in der herrlichsten Blüthe. Selbst in der Dürre scheint der innre Trieb fortzuwirken, sie kennen kein Stillstehn des Wachsthums, keine Winterruhe, ihre Blätter fallen nicht ab, und gleich beim ersten Regen saugen sie und die Rin-

*) *Poespas* ist ein südafricanischer Idiotism, dessen Sinn mit dem unsers: *Mischmasch* verwandt ist. Hier werden damit die zertrümmerten Felsbrocken, die das Bette des Baches bedecken, bezeichnet, oder man will (nach Andrer Meinung) damit auf die Gefahr des Zertrümmerns der Wagen und Güter hindeuten.

de soviel Feuchtigkeit ein, als nöthig ist, um auf der Stelle eine Blüthe zu treiben; denn kaum kann der Regen in die Erde gedrungen und von den Wurzeln aufgesogen sein, als man schon Blumen hervorbrechen sieht, die denn aber auch eben so schnell wieder verschwinden, wenn nicht ein niedriger Standort oder erneuerter Regen das Fortwachsen, das Treiben junger Schöſslinge begünstigt. Daſs die Saftpflanzen und Liliengewächse der *Karroo* sich so ungemein schnell entwikkeln, darf weniger in Verwunderung setzen, als das dasselbe an den zäh-holzigen Stauden geschieht, die wir in diesen Gegenden trafen, wo Pflanzen aus jenen beiden Familien gänzlich fehlen.

Besonders erfreute der Anblick der *Hessaquaskloof*, die wir auf der Hinreise in so betrübtem Zustande gesehen hatten und in welcher jetzt alles Gesträuch schöner stand, als in den übrigen Gegenden. *Malva capensis*, *virgata* und *tridactylites*, *Herrmannia candicans* und viele andere zum Theil neue Arten, mehrere von *Aspalathus*, *Athanasia*, *Relhania*, *Arctotis*; *Sarcophyllum carnosum*, *Ulex rigidus*, *Polygala hamosa* u. s. w. waren die Pflanzen, aus denen dieses Gesträuch bestand. Weiter gegen den Fluſs hinab fanden sich in den Niederungen viele blühende *Diosmen* zwischen verdrieſslichen *Lycium*-Arten, *Stavia radiata* neben drei bis vier schönen Species von *Zygophyllum*, und *Wurmbea campanulata* versteckt unter stacheligem *Asparagus triacanthos*. Noch nirgends eine *Erica*, aber wohl schon vie-

le herrliche Liliengewächse, und als eine wahre Zierde des Feldes überaus häufig *Echium spicatum*.

Wir übernachteten wieder bei unserm Freund Philipp Holzhausen, der schon als Jüngling *Van Reenens* groſse Reise zu den entlegensten Kafferschen Völkerstämmen mitgemacht aber dabei seinen Vater an den Folgen einer Verwundung verloren und im Lande der *Tambucki's* begraben hatte. Er unterhielt uns mit der Erzählung von dieser Reise und bestätigte, was mir schon von Lombard, Müller und andern seiner Gefährten darüber früher berichtet worden war.

Zur Strafe für seine neuliche Grobheit muſste der ungefällige Nachbar heute seine Ochsen zur Weiterschaffung unsers Wagens hergeben. Der Mann erfand ein eignes Mittel, seinen Unwillen über diese Strafe auszulassen, indem er gleich beim Einspannen der Ochsen, zwei unter diesen, die *Holland* und *Leutnant* hieſsen, mit einigen derben Verwünschugen hart anlieſs, dagegen einen dritten, Namens *England*, lobte und liebkosete. Niemand durfte ihn darüber zur Rede stellen, auch waren wir soweit entfernt, es ihm übel zu nehmen, daſs uns vielmehr dieser witzige Einfall ordentlich wieder mit ihm aussöhnte.

In *Zoetemelks-Valley* wurden bei unsrer Rückkehr noch einige der zu *Zwellendam* getroffenen Anordnungen bekannt gemacht und mit dem Posthalter Theunissen und den Chefs der Bürgermiliz über ihre Ausführung berathschlagt. Dann nahmen wir am 15ten Sept. unsern weitern Rück-

weg in einer andern Richtung, als in welcher wir hergekommen waren.

Zuerst setzten wir gleich in der Nähe der *Zoetemelks-Valley* über den *Rivier zonder end*, besahen am jenseitigen Ufer einige neue Anlagen des Posthalters und die kleine Höhle, die in den ältesten Zeiten auf den Reisen der ersten Cap-Colonisten den Kranken zum Aufenthalt diente, und daher noch jetzt den Name *Ziekenhuis* führet. Unter vielen hier eingehauenen Namen erkannten wir noch einige von Personen, die gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts am Cap in Ansehen standen, und deren Enkel noch jetzt als die vornehmsten Bürger der Capstadt geachtet werden, z. B. J. C. de Wet und Olof Bergh, beide aus Kolbens Reise bekannt. Dann richteten wir uns gegen die östliche Seite des *Zwartebergs* und erreichten gegen Mittag, nachdem wir mehrere *Duiker, Grysböcke* und andre kleine Antilopen gesehen hatten, die erste Pächterei am schwarzen Berge, die von einem kleinen davon herab fliessenden Bache *Speelmans Rivier* genannt wird.

Durch den ganzen westlichen Theil der Colonie sind in mäſsigen Zwischenräumen von 3 bis 4 Stunden auf den freisten und sichtbarsten Bergspitzen Canonen aufgepflanzt, die bei einem feindlichen Angriff abgefeuert werden, und die junge Mannschaft zur Versammlung auf ihren vorher bestimmten Allarmplätzen entbieten. Um zu erfahren, ob dies schon seit langer Zeit bestehende Mittel überall seinem Zwecke entspreche und schnell genug die Nachricht von der bevorstehen-

den Gefahr verbreite, war eben heute damit ein Versuch gemacht, der jedoch lehrte, daſs es nicht ganz genüge, und daſs der Signalposten besonders nach der Küste hin, noch zu wenige seien. Capitain Paravicini zog darüber noch weitere Erkundigungen und Rathschläge ein, die in der Folge zur Verbesserung dieser Maaſsregel dienten. Eine Unvollkommenheit wird sie immer noch behalten, die nemlich, daſs wegen der Entfernung, in welcher die dabei angestellten Personen von den Bergkuppen wohnen, die Signale nur sehr langsam wiederholt werden können. So gelangte, bei dem wirklich erfolgenden Angriff der Engländer, im Januar 1806, die Nachricht davon erst in acht Stunden bis *Zwellendam*, das in gerader Richtung nur 22 Meilen von der *Capstadt* entfernt ist.

Noch einige Stunden weiter kamen wir nach *Roodebloemskloof* an der südlichen Ecke des *Zwartebergs* und erreichten bald darauf die heiſse Quelle an diesem Berge, neben welcher einige Häuschen zur Bequemlichkeit der Badegäste errichtet sind. Der Aufseher und Pächter dieser Anstalt wohnt aber eine Viertelstunde abwärts und zieht dessenungeachtet seinen Hauptgewinn aus dem Vermiethen seiner Zimmer an die Kranken, und aus dem Verkauf der Lebensmittel. Da eben noch keine Badegäste gegenwärtig waren, so fanden wir bei ihm ein ziemlich bequemes Unterkommen, muſsten uns aber doch wundern, daſs an einem so vielbesuchten Orte die Anstalten zur Bewirthung der Gäste nicht besser seien. Es fehlte zum Theil an dem nothwendigsten Haus-

geräth, das für ziemlich hohen Preis gelieferte Essen war mittelmäſsig, die Betten sogar schlecht, und doch hat ein Kranker, der sich nicht alles Erforderliche selbst mitbringt, und der nicht in dem obern kleinen Badehäuschen ein Logis bekommt, keine andere Zuflucht, als dieses Haus. Schon lange hatten die Bewohner der Capstadt, die zu ihrer Gesundheit zuweilen das Bad besuchen, über diesen ärmlichen Zustand des Pächters Klagen geführt, die das Gouvernement im folgenden Jahre bewegten, nach abgelaufenem Contract auf die Vorschläge eines Arztes zu *Paarl* einzugehn, der sich erbot, unter gewissen Begünstigungen ein geräumiges und geschmackvolles Gebäude in der Nähe der Quelle aufzuführen, in welchem die Kranken alle mögliche Bequemlichkeit, die nöthige Beköstigung und zugleich seinen ärztlichen Rath finden sollten. Nachdem er den Riſs des Gebäudes eingeliefert und die Pacht für die folgenden Jahre übernommen hatte, machte er mit dem Bau schon im Jahre 1805 den Anfang, und es ist zu hoffen daſs er bei dem Rufe, in welchem das hiesige warme Bad bei den Engländern, (vorzüglich in Bengalen, als ein Zertheilungsmittel für Leberverhärtungen,) steht, sein Unternehmen nicht zu bereuen haben werde. Ubrigens ist dieser Arzt wieder ein Deutscher, sein Name Haſsner, seine Vaterstadt *Breslau*.

Wir machten hier einen Rasttag, den wir dazu benutzten, die warme Quelle und die dabei befindlichen Badeanstalten näher in Augenschein zu nehmen. Diese Quelle entspringt auf einem

mäſsig steilen Bergrücken, der sich an die Südwestseite des schwarzen Berges anlehnt, etwa 200 Fuſs höher als der Ort, wo die Pächterei steht. Der Weg zu ihr hinauf führt über einen harten Thonboden, die Fläche ringsumher ist tief sandig. Wenn man auf den Gipfel des Rückens gekommen ist, erblickt man ein, häufig in groſsen, festen Massen zu Tage kommendes schwarzes Gestein, das Anfangs eine verwitterte Lava zu sein scheint, sich aber bei näherer Betrachtung seines Gefüges als ein lockerer Braun-Eisenstein zu erkennen giebt. Es liegt theils in einzelnen groſsen Brocken, theils in Platten übereinander, die meistens eine nicht sichtbare Höhlung bedecken und unter dem Fuſstritt dumpf wiederhallen. Zwischen ihnen bricht an mehrern Stellen das heiſse Wasser bald stärker bald schwächer hervor. Durch tieferes Nachgraben bekommt man ebenfalls Quellen, hat aber die mehrsten davon wieder verstopft, um den Hauptausflüssen keinen Abbruch zu thun. Drei natürliche Quellen sind besonders stark und werden fast ausschlieſslich benutzt; sie liegen jede nur 15 bis 20 Schritt von der andern entfernt. Der Bergrücken selbst ist von dem nach Norden darauf folgenden nur durch eine schmale, mit Gebüsch bewachsene Schlucht getrennt, aus welchem ein kalter ziemlich reicher Bach herabrieselt. Der lange Gipfel des *Zwarteberges*, der etwa hundert Fuſs über der heiſsen Quelle anfängt, besteht aus grobkörnigem, stark eisenschüſsigem Sandstein.

Eisen und Kohlensäure scheinen die vorwal-

tenden Bestandtheile dieses Wassers. Es ist hellgeblich gefärbt, setzt viel Ocher ab, und hat einen merklichen prikkelnden Dintengeschmack. Die Temperatur der drei Quellen ist nicht ganz gleich, die der höhern beträgt 29° des Réaumurschen Thermometers, die beiden untern haben 30°.

Man rühmt dieses Wasser als das heilkräftigste von allen südafricanischen Mineralwassern, und gebraucht es sowohl innerlich als zum Baden. Chronische Rheumatismen, selbst Gicht, Nervenschwäche uud Ausschlagskrankheiten sind die Gebrechen, gegen welche es sich am nützlichsten erweiset. Es werden auch Beispiele von ganz auffallend glücklichen Erfolgen bei veralteten siphylitischen Übeln angeführt, die sich zwar Anfangs immer bedeutend danach verschlimmern, aber doch einem muthig fortgesetzten Gebrauch auf immer weichen, besonders wenn die Cur ein Paar Jahre hinter einander wieder angewandt wird. Für den Gebrauch zum Baden ist hier zwar besser gesorgt, als an den übrigen heifsen Quellen der Colonie, doch bleibt dem Herrn Doctor Hafsner noch immer Vieles zu verbessern übrig. Die stärkste Quelle ist in ein kleines viereckiges Häuschen geleitet, in dessen unterm Raume sich eine geräumige ausgemauerte Wanne nebst Ruhebänken zum Ausschwitzen befinden. Oben ist ein kleines Zimmerchen, das gewöhnlich einer der vornehmsten Badegäste bewohnt. Ein andres Haus ist nur ein Dach für eine grofse Badewanne, und die dritte Quelle ist fast ganz offen, und wird nur von Hottentotten und Sclaven benutzt. Seit-

wärts steht ein gröſseres, dem Gouvernement zugehöriges Gebäude, das drei Zimmer und eine Küche enthält und ebenfalls den Kranken zur Wohnung dient. Es ist aber in so verfallenem Zustande, daſs die mehrsten Gäste sich für die Zeit ihrer Cur lieber unter Zelten behelfen, und dergleichen auch für ihre Dienerschaft mitbringen. Vom October bis December ist die Zeit, in welcher das Bad am häufigsten und mit dem mehrsten Nutzen besucht wird; die Hitze ist dann noch erträglich, das Feld noch nicht so kahl und die Lebensmittel sind am leichtesten und von der besten Güte zu haben. Doch ward bisher im Ganzen von den umher wohnenden Colonisten noch viel zu wenig auf den Absatz an die Badegäste gerechnet, und Gemüse waren oft für keinen Preis zu bekommen, so daſs die Kranken sich ihren Bedarf von *Hottentottsch-Holland* muſsten holen lassen.

Hier stand wieder viele Heide und zwar von fünf bis sechs der schönsten Arten mit den brennendsten Farben und den zierlichsten Blüthen. In der Nähe der heiſsen Quelle wuchs auch sehr häufig eine *Eucomis* ohne Schaft, deren groſser, fast bienenkorbförmiger Blüthenschopf die platt am Boden liegenden Blätter unmittelbar berührte. Diese Blätter paſsten übrigens gut zur Beschreibung der *E. nana;* es mag auch wohl eine Folge der sorgfältigern Pflege und feuchtern Behandlung sein, daſs diese Pflanze in unsern Treibhäusern einen Schaft treibt. Überhaupt zeigt sich diese Wirkung fast an allen Cappflanzen, die in

unsern botanischen Gärten vorkommen. Wenn nicht Blätter und Blüthen dieselben blieben, so würde man sie nicht wieder erkennen, so sehr sind sie in die Höhe getrieben und haben ihre ursprüngliche, kräftig gedrungene Gestalt verloren. Viele Arten von Heiden, Proteen und andern Staudengewächsen, die ich seit meiner Zurückkunft in Treibhäusern gesehen habe, sind mir oft nur als Waſserschöſslinge von ihren africanischen Stammgewächsen vorgekommen. Besonders gilt diese Bemerkung von einer Pflanze, die am *Zwarteberg* ebenfalls häufig wuchs, dem *Wachsstrauch, (Myrica cordifolia;)* er wird hier selten über zwei Fuſs hoch, hat einen dicken, zähholzigen Stamm, und ist ganz bedeckt mit Blüthen und Beeren. In unsern Treibhäusern dagegen erreicht er zuweilen eine Höhe von zwölf Fuſs, ohne je einen derben Stamm oder Blüthen zu treiben. Die Beeren dieses Strauchs sind es bekanntlich, die das vegetabilische Wachs liefern, das auch in Nordamerica von einer nahe verwandten Art *(M. cerifera)* gewonnen wird. Sie sind von auſsen damit ganz, wie mit einem gröblichen Staube überzogen, der schon bei einem mäſsigen Wärmegrade schmilzt, und beim Erkalten zu einem Wachsklumpen erhärtet. Man gewinnt dieses Wachs in gröſsern Quantitäten, indem man die Beeren in groſsen eisernen Gefäſsen auskocht, und die, dann wie ein Öl oben aufschwimmende Masse erkalten läſst. In der That ist diese Masse mit eben so vielem Rechte ein Fett, wie ein Wachs zu nennen, denn ihre leich-

te Schmelzbarkeit (bei 28° R.) ihre mehr glatte als klebrige Beschaffenheit beim Anfühlen und die Leichtigkeit, mit welcher sich aus ihr eine brauchbare Seife bereiten läſst, scheinen für das erste zu stimmen, indessen ihre Trockenheit und Zerreiblichkeit (man kann sie zu einer Art von Mehl zerkleinern), der Glanz ihrer Oberfläche, und ihr gröſseres specifisches Gewicht, das in ihrem erstarrten und ganz gereinigten Zustande genau = 1,000 oder dem Gewicht des Wassers völlig gleich ist, sie dem Wachs ähnlicher machen. Wenn die Beeren auch noch so sorgfältig gesammelt sind, hat diese Masse doch eine immer mehr oder weniger grünliche Färbung, die freilich gesättigter erscheint, wenn viel Blätter und Stiele mit durchgekocht werden. Im November geschieht das Einsammeln und Auskochen mit dem mehrsten Erfolge, und sechs bis sieben Pfund Beeren geben dann im Durchschnitt ein Pfund Wachs. Früher und später im Jahr erhält man weniger, auch ist das Einsammeln früher mühsamer, später sind schon zu viele Beeren abgefallen. Man verfährt überdies mit geringer Sorgfalt dabei, und reiſst die Bäume mit Stiel und Wurzel aus, statt daſs man für die künftige Generation sorgen und die Beeren allein abpflücken sollte. Die gröſsere Schnelligkeit des Einsammelns und die Leichtigkeit des Transports, indem man nun keine Säcke braucht, und den Vorrath Fuderweise nach Hause bringen läſst, sind wohl keine Entschuldigung für dieses rohe Verfahren. In den Haushaltungen hat das Wachs keinen andern Nutzen als

zur Verfertigung von Kerzen, man mischt es aber zu diesem Behuf noch mit der Hälfte Talg, weil es an sich zwar sparsamer, aber auch dunkler als Wachskerzen brennt, denn die Flamme giebt rund umher noch einen bläulichen Schein. Die Hottentotten halten die Beeren für eine gesunde und nahrhafte Speise, und viele Arten von Vögeln sind nach ihnen sehr begierig. In Terpentinöl löst sich das Wachs vollkommen, weniger leicht in Weingeist auf, und durch Salzsäure läſst es sich bleichen. —

Wenige Stunden nach unsrer Abreise von hier gelangten wir wieder in den Weg, den wir auf unsrer Hinreise genommen hatten, und kamen über *Hou-hoek* und *Hottentottsch-Hollands kloof* ohne erhebliche Begegnisse am 20sten Sept. wieder in der Capstadt an.

Hier hatte man inzwischen mit einem americanischen Schiffe die, zwar nicht officiell vom Staatsbewind mitgetheilte, aber durch gleichlautende Artikel in allen europäischen Zeitungen sehr glaublich gemachte Nachricht erhalten, daſs in England eine bedeutende Expedition gegen das Cap ausgerüstet werde, nnd daſs man sich eines Angriffs daher in den ersten Monaten zu versehen habe. General Janssens hielt es unter diesen Umständen für nöthig, die wenigen Truppen, die ihm zu Gebote standen, so früh wie möglich mobil zu machen, und sie nach und nach an das rauhere Leben während eines Feldzugs, zu ge-

wohnen. Er bezog deshalb mit ihnen ein Lager, in der Ebene am östlichen Fuſse des Tafelberges, neben einem davon herabflieſsenden Bache, dem *Liesbeeksrivier.* Indessen die, aus ehemaligen Soldaten der Compagnie gebildete auxiliäre Infanterie zugleich mit der Bürgermiliz den Garnisondienst in der Capstadt versah, und das auxiliäre Artillerie-Corps die Batterien besetzte, wurden die Linientruppen im Lager fortdauernd mit Waffenübungen beschäftigt und überall wo man noch Mängel und Lücken in dem Proviantwesen und in der Fürsorge für sonstige Bedürfnisse eines im Felde stehenden kleinen Heeres entdeckte, ward schleunigst und zweckmäſsigst abgeholfen. Die ganze Macht bestand aus dem Bataillon Waldeck, dem 22sten Bataillon Batavischer Linientruppen, dem 9ten Bataillon Jäger und dem Bataillon Hottentotten, zusammen ungefähr 2000 Mann Infanterie; dann aus dem Escadron leichter Dragoner und zwei Compagnien Bürgercavallerie, endlich aus dem 5ten Bataillon Artillerie, einer reitenden Batterie und einer Division neuerrichteter javanischer Artillerie, welche zusammen achtzehn Feldstücke bedienten. Ein guter Geist beseelte das kleine Heer, und hätten die Engländer, statt ein ganzes Jahr auf sich warten zu lassen, damals ihren Angriff unternommen, so würde man ihnen mit besserm Erfolge Widerstand geleistet haben, als es 1806 der Fall war.

Willig hatten sich die Bürger und Colonisten zum Dienst gestellt, und für die Vertheidigung der Colonie die Waffen ergriffen, aber Mancher

fand es doch hart, das Leben eines oder mehrerer Söhne dabei aufs Spiel setzen zu müssen. General Janssens wünschte daher ein Beispiel rein patriotischer Gesinnung zu geben, und stellte ebenfalls seinen 15jährigen Sohn, meinen bisherigen Zögling, der schon früher sich dem Militärstande bestimmt hatte, unter die Waffen. Er ward vorläufig als Cadet beim Bataillon Waldeck, später als Lieutenant bei den Dragonern angestellt. Wiewohl mein liebreicher Gönner mich versicherte, daſs dadurch in meinen Verhältnisse zu ihm nichts geändert werde, so fand ich es doch ehrenvoller und wünschenswerther, bei dem allgemeinen Eifer, der Alles beseelte, nicht müssig zu bleiben, sondern in irgend einem öffentlichen Geschäfte mich dem Staate und der Colonie nützlich zu machen. Der General lieſs mir unter mehrern Vorschlägen die Wahl, die bald auf den Posten eines Chirurgien-Majors bei dem Bataillon Hottentottischer leichter Infanterie fiel. Nach abgelegtem Examen trat ich in den letzten Tagen des Octobers meinen Dienst an, und bezog im Lager mein Zelt mitten zwischen denen der übrigen Officiere des Corps, unter welchen viele Bekannte und Landsleute waren. Ich war kaum mit meinen neuen Pflichten etwas bekannt geworden, als ich leider schon reichliche Gelegenheit fand, meinen Eifer an den Tag zu legen. Schon vor meiner Ankunft im Lager hatten sich Spuren einer bösartigen Ruhrepidemie gezeigt, eine Menge von Kranken waren bereits in das Hospital nach der Capstadt geschickt, ihre Zahl

wuchs noch täglich, und die mehrsten von ihnen starben in kurzer Zeit unter den schmerzhaftesten Zufällen, ja, selbst den Geretteten blieben Nachkrankheiten zurück, die sich bis auf wenige Ausnahmen, unheilbar erwiesen. Ungeachtet der sorgsamsten Anstalten, die von dem General getroffen wurden, um das Volk durch guten Wein, durch gesunde Nahrung, durch zweckmäfsige Bekleidung und Bedeckung bei Nacht, gegen die Einflüfse des Climas zu schützen, nahm das Übel mit jedem Tage mehr Überhand; gegen Ende Novembers wurden an manchem Tage zehn Leichen aus dem Hospital begraben und mehrere tüchtige Officiere theilten dasselbe Loos. Es ward zuletzt deutlich, dafs die Lage des Orts, an welchem sich das Lager befand, hauptsächlich als Ursache der Krankheit zu betrachten sei, indem sie am Tage keinen Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen bot, und am Abend den feuchten Seewinden vollkommen offen stand, die, zwischen den beiden Gebirgsreihen hinziehend, plötzlich wie mit Einem Hauch alle Wärme hinwegnahmen, und eine Veränderung der Temperatur hervorbrachten, die nicht selten in Zeit von einer Stunde 40 (!) Grad des Fahrenheitschen Thermometers betrug. Das Lager ward deshalb gegen Ende Decembers von da näher unter den Tafelberg, an die sogenannten *Weinberge* verlegt, wo zwar das Terrain weniger günstig, aber die Lage als gesünder ohne Bedenken vorzuziehn war. Ehe jedoch diese Verlegung zu Stande kam und ehe man in dem frühzeitigen und reichlichen Gebrauch

von

von Mercurialpräparaten ein so untrügliches Mittel gegen die Wuth der Epidemie kennen gelernt hatte *), waren Hunderte von rüstigen Kriegern ihre Beute geworden, und die Zahl der Streiter zugleich mit dem Muthe der übrig gebliebenen bedeutend vermindert. Besonders litt das Bataillon Waldek, wie denn überhaupt alle Deutsche von der Krankheit leichter und schneller ergriffen wurden, als die Holländer und Eingebornen. Ich selbst blieb nicht davon verschont; die Abwesenheit meiner mehrsten Collegen, die nach der Stadt berufen waren, um den Dienst im Hospital zu versehn, machte meinen Posten sehr beschwerlich; als der einzige Chirurgien-Major im Lager, ward ich manche Nacht drei bis viermal zu Kranken gerufen, und hatte am Tage, aufser achtzig Quartierkranken von meinem Bataillon, noch sämtliche halbkranke Officiere des ganzen Lagers zu besuchen, die mit Recht um so besorglicher und schneller selbst bei unbedeutenden Zufällen Hülfe suchten, je schreckender die Beispiele wurden. Häufige Erkältung war bei dieser mühsamen Praxis unvermeidlich; ich fühlte bald ihre Folgen, hielt mich mehrere Wochen bei höchst unbehaglichem Zustande, durch den Gebrauch von Arzneien hin, bis ich endlich unterlag und mich nach

*) Wen unter meinen Lesern eine genauere Nachricht von dieser allerdings merkwürdigen Krankheit interessiren sollte, (die eigentlich in nichts anderm, als einer Leberentzündung bestand,) den verweise ich auf eine ausführlichere Abhandlung darüber, die ich im 27sten Bande von *Hufelands* Journal der practischen Heilkunde mitgetheilt habe.

der Stadt bringen lassen mufste. Ich hatte damals einen Kranken, der mir sehr am Herzen lag, den Chef der leichten Truppen, Oberstlieutenant von Gilten, einen der edelsten Männer in jedem Sinne des Worts, mit dem ich in genauster Freundschaft lebte. Die Wichtigkeit seines Postens, und das Vertrauen auf meine Geschicklichkeit hatten ihn bis jetzt, ungeachtet seines Übelbefindens und meiner dringenden Vorstellungen, im Lager zurückgehalten. Jetzt begaben wir uns mit einander zur Stadt, und bezogen eine gemeinschaftliche Wohnung, wo ich seiner noch pflegte, so lange es meine Kräfte gestatteten. Vier Tage nach unserer Rückkehr verschied er in meinen Armen; mit seinem Leben sank dem Staate und unserm Chef eine bedeutende Stütze, und wenn mich selbst die Sorge für ihn noch aufrecht erhalten hatte, so warf mich nun der Schmerz, unter zunehmender Krankheit, desto gewaltsamer nieder. General Janssens gestattete nicht, dafs ich in einem fremden Hause bliebe, sondern liefs mich nach dem seinigen bringen; nur der guten Pflege, die ich dort genofs, und der sorgfältigen Behandlung meines Freundes und Collegen von Zinkgraf, verdanke ichs, dafs meine ungeschwächte Jugend den Sieg über die Krankheit davon tragen konnte, denn acht Tage lang lag ich in dem gefährlichsten Zustande, und sah unter denselben Erscheinungen, die das Leben meines unvergefslichen Freundes geendet hatten, meinen Tod herannahen.

Sehr langsam erfolgte meine Genesung, und

noch länger würde sie durch die Nachkrankheiten, die dieser Epidemie eigen waren, verzögert worden sein, wenn mich nicht der General-Commissär de Mist, der damals einen freundlichen Landsitz an den *Tigerbergen* bewohnte, zu sich genommen, und nebst seinen Kindern auf das Liebreichste für meine Verpflegung gesorgt hätte. Dieser heitre Aufenthalt und der Genuſs der stärkenden Landluft brachten mich endlich soweit, daſs ich im Februar 1805 meinen Dienst wieder antreten und mich ins Lager begeben konnte.

Die verderbliche Epidemie war jetzt vorüber, aber Unglücksfälle andrer Art machten unserm braven General das Geschäft der Regierung und Vertheidigung fortdaurend beschwerlich. Die Kornerndte fiel dies Jahr in der ganzen Colonie fast noch ärmlicher aus, als im vorigen. Es trat wirklicher Brodmangel ein, und hätte man nicht frühzeitig die oben genannten Vorsichtsmaaſsregeln getroffen, so würde für die Unterhaltung der Truppen fast kein Mittel zu finden gewesen sein. Nur sehr langsam füllten sich daher auch die Vorräthe jenseits des Gebirges, und ein andrer Zweck unsrer damaligen Reise ward ebenfalls durch einen gräſslichen Unglücksfall vereitelt. Das Laboratorium zu *Zwellendam* nemlich, dessen Aufsicht dem redlichen Lieutenant Meier anvertraut war, entzündete sich, eben als er selbst mit sieben seiner Leute darin beschäftigt war, man hat nie erfahren auf welche Weise. Alle darin befindlichen Personen verloren das Leben, mehrere auſserhalb Stehende wurden hart verwundet,

und die Kirche durch die gewaltsame Explosion bedeutend beschädigt. Meier hinterliefs eine Wittwe und acht hülflose Waisen, deren Versorgung sich General Janssens auf das Eifrigste angelegen sein liefs, ohne ihnen jedoch den Verlust ihres rechtschaffenen, auf ihre Erziehung sorgfältig bedachten Vaters ersetzen zu können. — Noch in demselben Jahre verlor ich einen andern, meinem Herzen theurern Gefährten von jener Reise, und ein dritter endigte in der Folge sein Leben in dem Kriege in Spanien, so dafs ich nur noch den Capitain Paravicini und den Rittmeister Verkouteren als lebende Zeugen des oben Erzählten zu nennen habe.

Am 25sten Februar verliefs der General-Commissär de Mist, dessen mühsame Arbeiten zur Organisation der Colonie nunmehr beendigt waren, mit seiner Familie das Cap, nachdem er sich Tags zuvor unter den, seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen an Bord eines americanischen Schiffes begeben hatte. Die verdienten Segenswünsche vieler Tausend Menschen, deren Wohl ihm seit drei Jahren unablässig am Herzen gelegen hatte, begleiteten ihn auf der glücklichen Fahrt nach dem Vaterlande, in welchem er im Julius anlangte.

Da die Winterzeit herannahete, in welcher man, wegen der heftigen Nordwestwinde vor dem Angriff der Engländer sicher sein konnte, und in welcher überdies der Aufenthalt im Lager beschwerlich und Krankheit bringend sein mufste, so liefs General Janssens gegen Ende des Mo-

nats März die Truppen wieder die Casernen in der Capstadt beziehen. Nur das Bataillon Hottentotten blieb im Lager, und ich auf meinem Posten, bis mich eine neue Reise ins Innre abrief, von welcher im folgenden Abschnitt Rechenschaft gegeben werden wird.

Sechster Abschnitt.

Reise ins Land der Buschmänner, Koranen und Beetjuanen.

In der Mitte des Jahrs 1804 hatte die Regierung die schon früher entworfenen und wohldurchdachten Maaſsregeln zu einer zweckmäſsigeren Vertheilung der Colonie in mehrere Districte oder Drosteien, in Ausführung gebracht. Die Gegend an der Kafferschen Grenze, östlich vom *Krummen-Flusse* und *Sitzikamma* war zu einem eignen District erhohoben, in dessen Mitte unweit des *Zwartkopsfluſses* ein neues Dorf unter dem Namen *Uitenhage* *) angelegt ward, welches der Sitz eines Landdrosten und mehrerer Civilbeamten werden sollte. Hauptmann Alberti, bisheriger Commandant des Forts *Fredric* an der *Algoabay*, war einstweilen zum Landdrosten ernannt, und mit der Einrichtung des Ganzen beauftragt. Der ganze District, der aus der südlichen Hälfte des bisherigen *Graaff-Reynett* und einem Theil von *Zwellendam* zusammengesetzt war, trug wie die übrigen Districte den Namen des Hauptorts.

*) Mit diesem alten Familiennamen des General-Commissärs belegte der Gouverneur den Ort, um dem verdienten Regenten ein Denkmal zu stiften.

Ganz auf dieselbe Weise war der nördliche, weit ausgedehnte und dünn bewohnte Theil des Districts *Stellenbosch* einem eignen Landdrosten untergeben, der seinen Sitz in dem bisherigen *Roodezand* bekam, welcher Ort nunmehr, nebst dem ganzen District, zu Ehren des verdienstvollen Gouverneurs Tülbagh, der während seiner 20-jährigen Regierung besonders viel für die Bevölkerung und Wohlfahrt von diesem Theil der Colonie gewirkt hatte, mit seinem Namen belegt und *Tülbagh* genannt wurde. Herr Hendrik van de Graaff, ein Neffe des ehemaligen Gouverneurs Cornelis van de Graaff, bisher Mitglied der Weeskamer (des Vormundschafts-Collegiums) in der Capstadt, war zu dem Posten eines Landdrosten berufen, indessen Herr L. Blettermann, ehemaliger Landdrost von Stellenbosch, als Commissär der Regierung für die erste Einrichtung der Drostei, für die Anlegung der Gebäude, die Bestimmung der Grenzen u. s. w. sorgte.

Nirgends war die Vertheilung der Regierungsgeschäfte unter eine gröfsere Zahl von Magistratspersonen nothwendiger und wohlthätiger als hier. So lange die entfernten nördlichen Gegenden, deren Zustand ich zum Theil in dem ersten Abschnitt des vorigen Bandes dargestellt habe, zu der Drostei *Stellenbosch* gehörten, und fortfuhren sich immer mehr zu bevölkern, war es unmöglich, dafs sie mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt regiert würden. Es rifs unter ihren Bewohnern immer mehr Ungehorsam gegen die

Regierung, immer mehr willkührliche Härte gegen ihre Untergebenen, und gegenseitige Lieblosigkeit und Streitsucht ein, und die Commissionen welche nicht selten zur Entscheidung von Grenzstreitigkeiten dahin verlangt wurden, kosteten wegen der weiten Entfernung, und der dadurch vermehrten Diäten, unerschwingliche Summen.

Die neue Einrichtung hatte die Abstellung und Milderung dieser Übel zum Zweck, zugleich aber sollte auch das Verhältnifs der Colonisten zu den, an den nördlichen Grenzen umherstreifenden Buschmännern genauer bestimmt, und von den neuen Magistratspersonen sorgfältig über das Betragen beider Theile gewacht werden. Es war der Wunsch der Regierung, den Räubereien dieser armen Wilden durch gütliche Verträge ein Ende zu machen, und auf diese Weise die Colonisten des *Roggevelds* und *Unterbokkevelds* allmählig den alten Hafs vergessen zu lehren.

Der neue Landdrost von *Tülbagh*, bekam daher bald nach dem Antritt seines Postens den Auftrag, die entferntesten Gegenden seines Districts zu bereisen und an den Grenzen vorläufig mit den Buschmännern in Unterhandlung zu treten. Es glückte ihm, im December 1804, eine ansehnliche Zahl dieser Wilden am *Sackrivier* zu versammeln, und sie zu friedfertigen Gesinnungen zu stimmen. Man wählte einen von ihnen, der bei den Übrigen etwas zu gelten schien, und der mit dem Namen Captein Goedhart (Gutherz) bezeichnet wurde, zum Sprecher, und ging darauf aus, diesen wo möglich zum wirklichen Oberhaupt

der Andern zu machen, und ihm Gehorsam zu verschaffen. Wiewohl diese Bemühung gleich Anfangs vergeblich schien, indem die Buschmänner nicht zu einer Anerkennung dieser neuen Autorität zu bewegen waren, und besonders bei den Auszeichnungen, die man ihrem Hauptmann bewies, viel Unwillen und Eifersucht zeigten, so gelangte man doch in den Unterhandlungen so weit, daſs sie versprachen, sich gegen eine gewisse noch zu bestimmende jährliche Gabe an Vieh, zu einem ruhigen, friedlichen Verhalten anheischig zu machen, und die Übertreter des Vertrags zur Bestrafung auszuliefern. Dagegen ward ihnen feierlich gelobt, daſs kein Colonist Selbstrache an solchen Übertretern üben, noch sie wegen früherer Räubereien verfolgen solle. Man fügte hinzu, die Regierung werde sich die Entscheidung aller obwaltenden Streitigkeiten selbst vorbehalten, und jährlich einigemal Abgeordnete schicken, um ihre Klagen anzuhören und ihnen Recht zu verschaffen. — Diese Zusammenkunft, die eine ganze Woche dauerte, ward ihnen durch freien Unterhalt und ein ansehnliches Geschenk an lebenden Schafen noch angenehmer gemacht, und beim Abschiede versprach der Landdrost, binnen sechs Monaten zur feierlichen Abschliessung des Vertrages mit mancherlei Geschenken wiederzukehren.

Der Gouverneur, welcher die ganze Wichtigkeit dieser Angelegenheit kannte, beschloſs, die eingeleiteten Unterhandlungen sobald als möglich zur Abschlieſsung eines wirklichen und dauerhaf-

ten Friedens zu benutzen. Der Landdrost von *Tülbagh* ward daher gleich im März des folgenden Jahrs bestimmt, die Reise aufs Neue zu unternehmen, und zwar sollte sich sein Geschäft nicht auf diesen Vertrag mit den Buschmännern allein beschränken, sondern die Reise nach abgeschlossenem Frieden weiter nach Norden, ausserhalb der Colonie fortgesetzt werden, wo mehrere Gegenstände die Aufmerksamheit der Regierung auf sich gezogen hatten, die ihr eine genauere Untersuchung zu fordern schienen. Es waren ihrer besonders drei, nemlich erstens das Betragen und die Verfassung der sogenannten *Grootriviers-Hottentotten*, dann die Verrichtungen der Missionäre bei diesen, nach allen Berichten sehr zweideutigen und gefährlichen Menschen, und endlich der Zustand der grofsen Nation, welche man bisher unter dem Namen *Briquas* dunkel gekannt, seit der englischen Expedition aber, die im Jahr 1801 des Viehhandels wegen zu ihr unternommen wurde, *Butschuanas* genannt hatte. Da über das ganze Land jenseits des *Sackriviers* keine durchaus unverdächtige Nachrichten zu Gebote standen, und ungeachtet der eben genannten Expedition noch immer die widersprechendsten Gerüchte darüber verbreitet wurden, so schien es der Regierung wichtig, sich sichere Auskunft über die Lage der Dinge zu verschaffen, zumal da der Zustand und die Gesinnungen jener entferntern Völkerstämme mit der Zeit eben so bedeutenden Einflufs auf das Wohl und Wehe der Colonie gewinnen konnten, als die der be-

nachbarten Buschmänner. Da nun ohnehin die Reise nach dem *Sackrivier* in der geradesten Richtung nach jenen Gegenden lag, und die Geschäfte des Landdrosten während einer längern Abwesenheit jetzt noch von dem Commissär Blettermann versehen werden knnnten, so gab diese Reise selbst die bequemste Gelegenheit zur Anstellung der gewünschten Untersuchungen. Man durfte nur die ohnehin erforderlichen Zurüstungen um etwas ausdehnen und die Reisegesellschaft um einige Personen verstärken, um ohne groſse Gefahr eine Reise nach jenen entfernten Gegenden unternehmen, und sich einigen Erfolg davon versprechen zu können.

Indessen die dazu nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, gefiel es dem Gouverneur Janssens mich zur Theilnahme an dieser Expedition zu berufen, und mich inbesondre zu den anzustellenden sorgfältigen Untersuchungen über die Natur des Landes jenseits des *Oranjeflusses* und über den Zustand seiner Bewohner zu beauftragen, indessen der Landdrost die Unterhandlungen mit den Buschmännern und die Geschäfte mit den Missionären leiten sollte. Nichts konnte mit meinen Wünschen, die schon längst nach jenen wenig bekannten Ländern gerichtet gewesen waren, mehr übereinstimmen, als ein solcher Auftrag. Obgleich ich noch immer mit kleinen Rückfällen meiner überstandenen Krankheit zu kämpfen hatte, und nur mit Mühe meinen Dienst beim Bataillon zu versehn im Stande war, so besann ich mich dennoch keinen Augenblick, den

Antrag anzunehmen, indem die Begierde, soviel Neues und Wunderbares zu sehn, als mir immer von den Gegenden des *Oranjeflusses* und von den *Briquas* erzählt worden war, mich alle Furcht vor dem gefährlichen und hülflosen Zustande vergessen liefs, in welchen mich eine neue ernsthafte Krankheit, während der Reise, versetzen konnte. Ich vernachläfsigte indessen keine Vorsichtsmaafsregel und traf selbst Anordnungen auf den Fall, wenn ich nicht wiederkehren sollte.

Da ich überdies mit Herrn van de Graaff genau bekannt war, und auf ein angenehmes collegialisches Verhältnifs rechnen konnte, so machte mir dies die Reise um so wünschenwerther. Er kam im Anfang des Monats April selbst nach der Capstadt, wo wir über die nöthigen Zurüstungen Verabredung trafen, und unsre Abreise auf den Anfang des künftigen Monats festsetzten. Der Gouverneur überliefs es uns, unsre Begleiter selbst zu wählen, und gab Befehl, dafs uns aus den Magazinen und Werkstätten des Gouvernements Alles, was wir zu unsrer Reise nöthig achten möchten, verabfolgt und angefertigt würde. Unsre Bedürfnisse bestanden ungefähr in denselben, die ich bei unsrer ersten Reise genannt habe, nur unterschieden sie sich darin, dafs unser Mundvorrath nach Verhältnifs gröfser sein mufste, da wir die Colonie und alle menschliche Wohnungen auf längere Zeit ganz verlassen sollten. Dagegen bedurften wir von manchen andern Artikeln, wegen der geringern Zahl unsrer Begleiter, bedeutend weniger als damals; die gemach-

ten Erfahrungen liessen mich Manches als unbrauchbar verwerfen, womit wir auf jener Reise unser Gepäck beschwert hatten, und liefsen mich statt dessen Vieles wählen und besser einrichten, was uns damals gefehlt oder nur unvollständig zu Gebote gestanden hatte.

Nachdem, bis auf einige wenige Artikel, Alles fertig geworden und nach *Tülbagh* vorausgeschickt war, verliefs ich am 24sten April die Capstadt, und trabte, ohne Begleitung, den *Tigerbergen* zu. Die Sonne ging eben unter, als ich ihren Gipfel erreichte, von welchem man eine herrliche Aussicht über das Meer und die ganze Ausdehnung der capischen Fläche hat. Über sie hin, sieht man von hier aus den *Tafelberg* nach seiner ganzen Breite vor sich, zur Linken von ihm den *Teufelsberg*, zur Rechten den *Löwenkopf*, und an seinem Fufs dehnt sich die Stadt mit ihren weifsen Dächern und den reichbegrünten Umgebungen freundlich hin. Weiter abwärts vom *Teufelsberge* stellen sich die *Weinberge*, *Constantia*, die *Steenberge* und *Muysenburg* in der Verkürzung dar, und hinter diesem Allen, über die ganze Fläche des sandigen Isthmus hin, öffnet die *Falsbay* ihren geräumigen Hafen. Gegen Osten hindert die nahe Bergkette hinter *Stellenbosch* und *Hottentottsch-Holland*, wie eine hohe Mauer, die Aussicht, und um den lebhaftesten Gegensatz darzustellen, bietet der ganze westliche Himmel die unabsehbare Weite des atlantischen Oceans. Die sinkende Sonne vergoldete einen breiten Streifen des ruhigen Meers, in welchem das

Robben-Eiland wie eine schwarze Scheibe zu schwimmen schien. Die Pracht des Schauspiels, die Erinnerungen an weitentfernte Freunde, mit denen ich noch vor wenigen Monaten, von eben diesem Puncte, oft denselben Anblick genossen hatte, und die Ahnungen bevorstehender Gefahren und Abentheuer wirkten in mir zu einer angenehm wehmüthigen Stimmung zusammen. Ich grüſste noch einmal die *Capstadt* und die Dächer meiner Freunde, die ich vielleicht nie wiedersehen sollte, und ritt dann langsam am jenseitigen Abhange der *Tigerberge* hinab.

Gleich im nächsten Thale liegt das Gut *Mastricht*, dem Herrn J. de Voſs in der Capstadt zugehörig, wo eben damals General Janssens eine Zeitlang sich aufhielt, um ungestört einige wichtige Arbeiten vollenden zu können. Ich brachte dort den Abend mit ihm in einer traulichen lehrreichen Unterredung, vor einem hellen Caminfeuer zu, in welcher der trefliche Mann mir den Zweck meiner Sendung deutlicher vor Augen und näher ans Herz legte. Der alte *Kolbe* lag aufgeschlagen zwischen uns und gab Veranlassung zu mancher Bemerkung über den damaligen und jetzigen Zustand der Colonie. Es war gerade hundert Jahr her, seit dieser Reisende hier ankam (1705 d. 12ten Jun.). Der General äusserte die Meinung, er habe wohl soviel nicht gelogen, als ihm spätere Reisende Schuld gegeben, die zu ihrer Zeit schon Alles ganz anders gefunden, als er. Damals seien die Hottentotten wohl noch ein Volk gewesen, das eigne Sitten gehabt

habe, die in spätern Generationen durch den Umgang mit den Weiſsen allmählich abgeschliffen und vergessen werden muſsten. Über hundert Jahre werde man auch uns Vieles von dem nicht glauben, was von unsern ohne Zeugen angestellten Beobachtungen über dies Land, etwa bis dahin gelangen möchte.

Nachdem ich am andern Morgen eine schriftliche Instruction von dem Gouverneur erhalten hatte, nahm ich von ihm Abschied, und setzte meine Reise fort. Um Mittag befand ich mich in der Nähe des *Paarlberges*, wo ich auf einer Pächterei einkehrte. Überall waren die Leute schon emsig mit den Feldarbeiten beschäftigt. Obgleich nemlich die Jahrszeiten hier ganz im umgekehrten Verhältniſs eintreten, wie in der nördlichen gemäſsigten Zone, so ist doch das Clima Veranlassung, daſs man ungefähr in denselben Monaten das Land bestellt, wie bei uns. Sobald sich im Herbst häufigere Regen einstellen, und den ausgedörrten Boden erweichen, wird, wenn es anders die Kräfte des um diese Jahrszeit gewöhnlich etwas abgemagerten Viehes erlauben, der Pflug in die Erde gebracht, und das Land gedüngt und besäet. Besonders wird um diese Zeit viel Gerste gesäet, die in der ganzen Colonie fast das einzige Pferdefutter abgiebt, und zum Theil schon grün verfüttert wird. Hafer gedeiht nicht sonderlich, und soll den africanischen Pferden nicht so zuträglich sein wie Gerste. Das Land worauf man Waizen säen will, wird ebenfalls im April oder Mai gepflügt und gedüngt, aber erst

im August besäet. Die Erndte fällt dann zu Ende Novembers oder Anfang Decembers, und ist besonders ergiebig, wenn die Frühlingsmonate nicht gar zu heiſs sind, und der Himmel im October, gegen die Blüthezeit, hinreichenden Regen giebt.

Inzwischen ist das Verfahren beim Ackerbau durchaus nicht dasselbe in der ganzen Colonie, und wird gar sehr von der Lage und Natur des Bodens bestimmt, so daſs fast in jedem Hauptstriche der Colonie darin eine andre Weise und andre Meinungen herrschen, die gewöhnlich von ankommenden Europäern für sehr thöricht gehalten und oft laut getadelt werden. Besonders scheint es Solchen, als sei man hier im Ackerbau noch weit zurück und unbekannt mit vielen Vortheilen, die man in Europa sich zu Nutze zu machen pflegt. Indessen muſs man wohl weniger diese Unkunde, als die mancherlei Hindernisse des Clima's anklagen, und man geht da leicht in seinem Urtheile zu weit. Es sind bei dem südafricanischen Landbau gewiſs noch sehr viele Versuche zu machen übrig, indem der Colonist mit unüberwindlicher Vorliebe an seinen Vorurtheilen klebt und nur den Erfahrungen seiner Voraltern folgen will, aber es ist dagegen auch nicht zu leugnen, daſs die mehrsten solcher Versuche, die hier von europäischen, verständig gebildeten Öconomen angestellt worden sind, bei weitem nicht den erwünschten Erfolg gehabt haben, der von ihnen vorher gesagt ward, wodurch denn der Africaner nur noch mehr in seinem Eigensinne bestärkt ist. —

Auf dem weitern Wege begegnete ich einigen

gen Familien, die nach *Paarl* reisten, um dort der Einweihung des neuen Kirchengebäudes beizuwohnen, die am nächsten Sonntag statt haben sollte. Herr Serrurier, erster Prediger der reformirten Kirche in der Capstadt, ein Mann, der jetzt schon seit 51 Jahren seinem Amte mit Ruhm vorstand, sollte die Feierlichkeit vollziehen. Eine Deputation der Kirchenvorsteher war hingereiset, ihn abzuholen.

Bald befand ich mich am östlichen Fuſse des *Paardebergs*, dessen Abhänge wegen ihrer besondern Fruchtbarkeit berühmt sind. Der Weg führt an mehrern lachenden Pächtereien vorüber, deren ganzes Äuſsere den Wohlstand ihrer Bewohner verräth. Besonders zeichnet sich das Haus eines gewissen Ménard aus, das gar einladend unter einer doppelten Allee alter Eichen hervorsieht. Der Mann war unweit der Heerstraſse mit seinen Sclaven im Felde beschäftigt, und kam freundlich zu mir heran, einige Worte zu wechseln. Ich muſste ihm versprechen, auf der Rückreise bei ihm einzukehren; als ich aber fünf Monate nachher Wort halten wollte, fand ich ihn nicht mehr, denn er hatte unterdessen ein trauriges Ende genommen, indem ihn einer seiner Sclaven, ein Malayer, in der Wuth über eine erhaltene Bestrafung, mit einem Beile erschlagen hatte. Der Bursche war immer einer der treusten Diener gewesen, und von Ménard, der überhaupt kein harter Mann war, stets mit auszeichnender Liebe behandelt. Desto mehr hatte ihn die, übrigens nach seinem eignen Geständniſs, wohlverdiente

Strafe aufgebracht, alle Empfindungen ehemaliger Anhänglichkeit waren plötzlich von einer blinden Rachwuth erstickt, und er benutzte gleich den ersten Augenblick, wo er seinen Herrn allein fand, zur Verübung der schrecklichen That. Sie gereuete ihn unmittelbar nachher, er überlieferte sich willig seinen Mitsclaven, gestand vor Gericht sein Verbrechen und büfste es auf dem Blutgerüst.

Gegen Abend kam ich an den Bergflufs, und fand zu meiner grofsen Verwunderung die Furth (*Bürgersdrift*) vollkommen trocken. Es hatte drei Tage vorher, 36 Stunden anhaltend geregnet; Reisende, denen ich begegnet war, erzählten mir, dafs schon vorgestern der Bergflufs bei Drakenstein nicht mehr durchfahrbar gewesen sei, und hier in einer Entfernung von kaum drittehalb Meilen, war noch kein Tropfen Wasser zu sehn: eine Erscheinung, die Jeden befremden mufs, der mit der Natur dieses Landes nicht vertraut ist. Alle Bergströme nemlich, haben hier das Eigne, dafs sie dicht mit Palmiten (*Acorus Palmita*) bewachsen sind. Dies ist eine Wasserpflanze, die ihre Wurzeln tief in das Flufsbette schlägt, und die einen nackten hohen zwei bis drei Zoll dicken aber hohlen Schaft treibt, an dessen äufserster Spitze die Blätter eine Palmenähnliche Krone bilden. Diese Kronen ragen über dem gewöhnlichen Wasserstande vor und stehn so dicht an einander gedrängt, dafs man von dem Wasser nichts zu sehn bekommt, und in manchen Gegenden ohne grofse Mühe leichte Brücken über sie bauen kann. Sie schützen zu-

gleich den Fluſs gegen die ausdörrende Kraft der Sonne, und erhalten ihn auch in der trocknen Jahrszeit bis weit in den Sommer hinein, flieſsend. Jeder Schaft, jede Wurzel bildet einen kleinen Wasserbehälter, aus welchem ganz allmählich der Vorrath nach und nach durchsickert, so daſs der Fluſs in der Ebene noch lange laufendes Wasser hat, wenn gleich in dem Gebirge seit Monaten kein Regen fiel. Endlich wird denn aber doch der Vorrath erschöpft, das Fluſsbette trocknet aus und die Palmiten stehn gegen Ende des Sommers ohne Nahrung da, vor dem Ersterben durch nichts geschützt, als durch den kühlenden Schatten ihrer eignen Kronen. Fällt nun wieder der erste reichliche Regen, so bilden eben diese dicht gehäuften Schafte und Wurzeln mit jedem Schritt einen neuen Damm, durch welchen sich das Wasser um so mühsamer durcharbeitet, je ausgedörrter sie selbst und das Fluſsbette sind, und je mehr daher die Masse und die Kraft der andrängenden Feuchtigkeit in jedem Augenblicke durch Einsaugung vermindert wird. So geschieht es, daſs das Wasser nach einem mäſsigen Regen nie bis in die Fläche durchdringt, nach einem heftigen aber erst nach mehrern Tagen dahin gelangt. Reisende, die zwölf Stunden nach mir durch die *Bürgersdrift* kamen, fanden das Wasser schon drittehalb Fuſs tief. So waren also wirklich vier Tage vergangen, ehe das Gebirgswasser eine Strekke von sieben Stunden (alle Krümmungen mitgerechnet) zurücklegen konnte.

Nachdem ich die Nacht in der ärmlichen

Wohnung einer gutmüthigen Colonistenfamilie zugebracht hatte, kam ich gegen Mittag des folgenden Tages an die *Roodezandskloof*. Überall begann in den Niederungen das junge Gras schon hervorzukommen, und viele Arten von *Oxalis*, *Hypoxis* und *Moraea* standen am Wege schon in Blüthe. Diese kleinen Zwiebelgewächse sind, wie bei uns die Schneeglöckchen und Christwurz die Erstlinge der Blumenzeit, die hier aber nicht mit dem Frühling, sondern mit dem Anfange des Winters beginnt. Indessen bei eintretender Nässe und Kälte die Eichen und andre hieher verpflanzte europäische Bäume ihre Blätter abwerfen, und einer zweimonatlichen Winterruhe genieſsen, stehen die africanischen Gewächse grünend und blühend da. Die dürre Jahrszeit ist eigentlich ihr Winter, und die wenigen unter ihnen, die überhaupt jemals die Blätter verlieren, entlauben sich mehr oder weniger gegen das Ende der heiſsen Jahrszeit *). Der Frühling beginnt

*) Es ist der eigenthümliche Character der Vegetation aller warmen Länder, daſs die einheimischen Bäume und Sträuche zu keiner Zeit blätterlos dastehn; aber eben daher ist ihr Laub trocken, starr, düster, bei vielen mit einem filzigen Überzuge bedeckt, und das Auge wird zu keiner Jahrszeit durch den Anblick des jungen frischen Grüns erfreut. Das südliche Africa, besonders die Capcolonie, vereinigt in Absicht der Vegetation die Vorzüge mehrerer Climate. Man entbehrt hier nie den Anblick des belaubten Gebüsches, aber dennoch bieten in der obengenannten Jahrszeit die wiederausschlagenden *Mimosen, Lycien* und einheimischen Weidenarten durch ihr heiteres Grün eine erfreuliche Erinnerung an den europäischen Frühling.

mit dem ersten Regen, zur Zeit der längeren Nächte. Selbst die Vögel verändern um diese Zeit ihr Gefieder, und sind schon im Julius und August in ihren hochzeitlichen Schmuck gekleidet. In eben diesen Monaten schlagen auch die europäischen Bäume aus, und im September lebt und grünt Alles. — In der Roodezandskloof standen schon alle die höhern Sträuche, die das Ufer des kleinen Bergriviers umschatten, in voller Blüthe, besonders *Capraria lanceolata* und *undulata*, *Phylica buxifolia*, *Cluytia alaternoides*, *polygonoides* und *tomentosa*, *Halleria elliptica* nebst vielen andern kleinen Gewächsen. Zwischen den Felsen an den Wänden der Schlucht drängten sich *Lachenalien*, *Amaryllis* und *Massonien* zum Theil mit glühenden Farben hervor und die gröſsern Liliengewächse trieben kräftige Schafte.

In *Tülbagh*, wo ich in dem Hause meines Freundes des Landdrosten Van de Graaf eine freundliche Aufnahme fand, beschäftigte ich mich während des zehntägigen Aufenthalts, theils mit den nöthigen nächsten Zurüstungen zur Reise, theils mit dem Abfassen einer Menge von Briefen an meine Freunde in Europa. Meine Muſse nutzte ich zu häufigen botanischen Spatziergängen, besuchte zweimal den Wasserfall, den ich jetzt wegen des vielen gefallenen Regens in seiner gröſsten Schönheit fand, und brachte die übrige Zeit in dem angenehmen Umgange mit meinen *Tülbaghschen* Freunden zu. Inzwischen sammelte sich allmählig die Reisegesellschaft, die auſser dem Landdrost und mir noch aus drei Personen be-

stand, nemlich Herrn van der Byl, aus Paarl, einem Schwager des Drosten, dem Privatsecretär des letztern, Herrn Winterbach und dem Gerichtsboten Mong (einem gebohrnen Breslauer). Unsre drei Lastwagen, bepackt mit Zelten, Feldbetten und dem übrigen Campements-Apparat, ferner mit einem Vorrath an trocknen Früchten, Zwieback, Mehl und andern Lebensmitteln, mit der Feldküche, dem Vorrath von Wein, Branntwein und Essig, einigen Kistchen mit Handelswaaren, und endlich mit meinen naturhistorischen und geometrischen Apparaten, gingen am ersten Mai voraus. Sie mufsten den weiten Umweg durch das *Hexrivier-Thal* nehmen, indem die Passage über den *Witsemberg* und selbst die *Mostertshoek* in diesem Augenblick für schwere Lastwagen nicht befahrbar waren. Die dabei befindlichen Aufseher erhielten den Befehl, unsre Ankunft auf dem kalten Bokkeveld abzuwarten. Wir selbst reisten am 7ten Mai von *Tülbagh* ab, und erreichten nach drittehalb Stunden Fahrens den Platz des Veld-Cornet Müller, am Fufse der *Mostertshoek*, wo die Last unsers Reisewagens zur Hälfte auf einen andern geladen ward, und wo eine hinreichende Zahl im Klettern geübter Pferde für die ganze Gesellschaft bereit stand. Nachdem wir ein gutes Frühstück eingenommen, bestiegen wir sie und machten uns auf den Weg. Die eigentliche *Mostertshoek* ist das südliche Ende von der steilen Bergwand, die den Namen *Witsemberg* führt. Hier stofst der ebenfalls von Norden sich herziehende *Schurfdeberg*

mit dem *Witsemberg* zusammen und von Osten her trit das Gebirge von *Hexrivier*, das hier den Namen *Breederiviers-* und *Zwarteberg* trägt, nahe an die *Mostertshoek* heran. Letzteres ist von ihr nur durch eine enge, tiefe Schlucht getrennt, durch welche sich der, im Bokkeveld entspringende *Breederivier* herabstürzt. Die ganze Gestalt dieser Schlucht deutet auf eine gewaltsame Entstehungsart. Alle Lagen der benachbarten Gebirge laufen mehr oder weniger schräg gegen die Schlucht ab, als ob hier die ganze Masse eingesunken wäre. Groſse Felsblöcke, von den Höhen abgerissen und in die Tiefe gerollt, wo der Strom allmählich ihre untere Flächen ganz ausgespült hat, oder an den Abhängen hin und wieder auf losen verwitterten Unterlagen gefährlich ruhend und jähen Einsturz drohend, zeugen von vormaligen gewaltsamen Erschütterungen. Anfangs läuft die Schlucht in östlicher Richtung aufwärts, wendet sich dann in der Mitte unweit einer lauwarmen Quelle, die aus dem Felsen hervorrieselt, nach Norden, und führt endlich nach mancher Krümmung auf die Fläche des warmen Bokkeveldes hinaus. Der, von einem gewissen Jan Mostert vor etwa 40 Jahren angelegte Fahrweg folgt den ebenern Abhängen zu beiden Seiten des Flusses, den er daher auch sieben bis achtmal durchschneidet. Die Furthen sind wegen der darin liegenden groſsen und glatten Steine sehr unbequem; ungeübte Pferde stürzen leicht darüber oder bleiben mit den Füssen in den Lücken stecken. Bei starkem Regen und selbst noch ei-

nen oder zwei Tage nachher ist die Schlucht ganz ungangbar; wir selbst hatten unsre Reise, die schon auf den dritten festgesetzt gewesen war, wegen des Wassers bis auf heute verschieben müssen, und kamen demohngeachtet an manchen Stellen nicht ohne groſse Gefahr durch den Strom, der uns dagegen durch seine schäumenden Wasserfälle hin und wieder einen herrlichen Anblick gewährte. Gegen das Ende der Schlucht verläſst der Weg den Lauf des Flusses und ist am rechten Ufer durch die gesprengten Felsen in der Fronte des Schurfdeberges hinaufgeführt. Hier giebt es sehr steile Stellen, wo die Ochsen leicht ermüden; auch heute ward das eine Spann ungeachtet der geringen Ladung, von den wiederhohlten Anstrengungen erschöpft, und sämtliche Güter muſsten von unsern Hottentotten hinaufgetragen werden. Wenn man den höchsten Punct des Weges erreicht hat, geht er wohl noch eine Viertelstunde wieder abwärts, ehe man sich in der Fläche befindet.

Diese Fläche heiſst das *warme Bokkeveld* und ist einer der schönsten und fruchtbarsten Bezirke der Colonie. Sie bildet ein fast vollkommenes Parallelogramm, das von allen Seiten durch hohe Berge eingeschlossen, vier Stunden lang und von Norden nach Süden drei Stunden breit ist. Die Ostseite wird von dem *Hexriviersgebirge* gebildet, von Norden stoſsen die Höhen des *kalten Bokkeveldes* an diesen Bezirk, der *Schurfdeberg* giebt die westliche, und der *Zwarteberg* die südliche Grenze ab; das warme Bokkeveld liegt etwa 1500

Fuſs höher als *Tülbagh*, aber mehrere hundert Fuſs tiefer als die niedrigsten Plätze im *kalten Bokkeveld.* Das Clima ist das ganze Jahr hindurch ziemlich gemäſsigt, so daſs man zu sagen pflegt, es wehe hier eine recht vaterländische (europäische) Luft. Das warme Bokkeveld bleibt auch im strengsten Winter bewohnbar, und im Sommer steigt die Hitze nie auf einen auſserordentlich hohen Grad. Das Thermometer stand während meines diesmaligen Aufenthalts Morgens bei Sonnenaufgang gewöhnlich auf 8° R., und pflegte um Mittag eine Höhe von 17° R. zu erreichen. Wegen dieses gemäſsigten Clima's gedeihen hier europäische Obstarten, Äpfel, Birnen, Pflaumen u. s. w. besser als sonst irgendwo in der Colonie, und Kirschen sind das ausschlieſsliche Eigenthum dieses Bezirks, und der niedriger liegenden Pächtereien des kalten Bokkevelds. Die Weiden sind vortrefflich, und besonders dem Rindvieh zuträglich; indessen kommen auch Schafe hier besser fort, als im kalten Bokkeveld.

Die Eichen waren hier noch auffallend grüner als unten in den Thälern und die Südfrüchte fingen jetzt erst an, recht reif zu werden. Man setzte uns auf dem Platz des Heemrad Frans van der Merwe, wo wir diesen Abend und den folgenden Tag zubrachten, noch schöne Trauben vor, die es in *Tülbagh* und in der Nähe der Capstadt schon längst nicht mehr gab. Neben mehrern schönen Orangebäumen fiel uns hier noch ein besonders groſser Feigenbaum auf, der über einen Fuſs im Durchmesser hatte; der Besitzer

versicherte uns aber, dafs es deren in diesem Bezirk unendlich viel dickere gebe, und dafs namentlich bei einem seiner Nachbaren ein, wegen seiner Dicke berühmter Feigenbaum sich befinde, der wohl drei Fufs im Durchmesser habe. In der That erfuhr ich in der Folge von dem Herrn van der Riet, Landdrosten zu Stellenbosch, der diesen Wunderbaum selbst gemessen hatte, dafs sein Umfang 11 Fufs Rheinl. betrage.

Schon im Januar säen die Colonisten hier ihre Gerste, um in der Winterzeit, wenn sich das Feld zuweilen mit Schnee bedeckt, Futter für die Pferde zu haben. Diese Gerste wird auch nicht reif, sondern dient als grünes Futter, das mit Häkkerling und trockner Gerste gemischt, eine kräftige Nahrung abgiebt; sie stand jetzt schon in Ähren.

Das warme Bokkeveld enthält 11 Pächtereien, die fast alle ausnehmend ergiebig sind. Auf den besten von ihnen finden sich ansehnliche Anpflanzungen von Eichen und Pappeln, die einen bedeutenden Ertrag an Nutzholz liefern. Das Clima scheint auf die Bewohner dieses Districts einen wohlthätigen Einflufs zu haben; sie sind im Durchschnitt fester, thätiger und rühriger als in vielen andern Gegenden der Colonie. Sie würden den Bewohnern der Schneeberge sehr ähnlich sein, wenn die Nähe der Hauptstadt und überhaupt die gröfsere Bevölkerung ihrer Nachbarschaft, ihre Sitten nicht schon verfeinert, ihre Bedürfnisse nicht schon mehr vervielfacht hätte, als sie es dort sind. Auch hier ist Bigotterie ein

Hauptzug in dem Character der Colonisten. Man freut sich Anfangs, wenn man hört, wie gern sie in allen ihren Reden die Erinnerung an ein höheres Wesen ausdrücken, bald aber lernt man einsehen, dafs ihnen diese Ausdrücke so geläufig geworden sind, dafs sie sich gar nichts mehr dabei denken. Einer der Nachbarn unsers Wirths suchte sich uns besonders dadurch auszuzeichnen, dafs er jedesmal vor dem Essen mit vielem Pathos und in dem Tone der Kirchenvorleser eine lange, auswendig gelernte Rede hersagte, die man leicht als ein Bruchstück von der ersten besten alten Predigt erkannte. Was diese Frömmelei noch widriger machte, war, dafs dieser Mann wirklich eben nicht als ein Muster von Tugend und unbescholtenem Wandel bekannt war.

Als eine Merkwürdigkeit zeigte man uns hier ein gezähmtes Quagga, das mit den Pferden auf die Weide ging, und sich von den Menschen willig streicheln und liebkosen liefs. Es war jedoch bis jetzt noch nicht dahin zu bringen gewesen, dafs es sich reiten liefse, und von dem Besitzer nur vorläufig zu dem Versuche hestimmt, seine Pferderaçe damit zu verbessern.

Am Morgen des 10ten Mai verliessen wir diesen Ort und zogen queer durch das *warme Bokkeveld* nach dem nordöstlichen Winkel desselben, aus welchem der kleine Fluſs *Bussinka* entspringt. Hier fängt dieser übrigens ganz ebene District an, hügelig zu werden, und terrassenförmig erheben sich über einander immer gröſsere Felsenmassen, deren oberste völlig horizontale Schichten in im-

mer neuer Wiederholung die häufig vorkommende Form darstellen, welche die Africaner *Klipkransen*, (Felsenkränze) nennen. Viele dieser Hügel, deren Platten winklig ausgebrochen sind, haben von unten betrachtet, völlig das Ansehn künstlich angelegter Festungswerke und erinnern den deutschen Reisenden an die Batterien unter dem *Königstein* und *Ehrenbreitstein*. Das Gebirge, von welchem diese Hügel den Fuſs bilden, scheidet als eine unübersteigliche Mauer das *warme Bokkeveld* von dem *Hexrivierthale*. Von dem einen zum andern kann man nur auf einem Umwege durch das kalte Bokkeveld gelangen. —

Zwischen den eben genannten Hügeln läuft der ziemlich steile Fahrweg in nordöstlicher Richtung gegen die Anhöhen hinauf, die das *kalte Bokkeveld* bilden. Gleich der erste Platz, den man hier antrifft, liegt schon 600 Fuſs höher, als die Fläche des *warmen Bokkeveldes*. Er heiſst *Lakenvalley* und gehört einem gewissen Petrus van der Merwe, der zur Unterscheidung von seinen zahlreichen Vettern, nach dem schon einmal erwähnten Gebrauch schlechthin Piet Lakenvalley genannt wird und unter diesem Namen allgemein als einer der achtungswerthesten Colonisten bekannt ist. Wir wurden hier als Abgeordnete der Regierung nicht nur aufs Glänzendste bewirthet, sondern von dem jovialischen Alten auch auf die angenehmste Weise unterhalten, indem er uns von seinen vieljährigen Streifereien in- und ausserhalb der Colonie erzählte, und uns manche Erfahrung mittheilte, die uns in

der Folge zu statten kam. Ungeachtet eines Alters von 66 Jahren war dieser Mann noch ungemein rüstig und thätig und traf noch persönlich alle, auch die geringfügigsten, Anordnungen in seinem ausgedehnten Hauswesen. Er war Vater von einer grofsen Anzahl Kinder; sein ältester Sohn, Roelof, ist derselbe, den wir am *Hexenflusse* besuchten, ein Mann von mehr als 40 Jahren und selbst schon Grofsvater, sein jüngster Sohn war ein bildschöner munterer Knabe von 8 Jahren. Wir feierten hier den Vorabend einer Hochzeit, denn am andern Morgen zur selbigen Stunde, als wir nordwärts zogen, reiste unsers Wirths jüngste 17jährige Tochter mit ihrem Bräutigam, von Geschwistern und Verwandten begleitet, nach *Tülbagh* ab, um von den dortigen Commissarien den Trauungsact gerichtlich vollziehen zu lassen. Vormals konnte diese Ceremonie nur in der Capstadt vorgenommen werden, und aus der ganzen Colonie mufsten die Brautpaare deshalb die oft sehr weite Reise unternehmen, eine Einrichtung, die, wie Herr Barrow mit Recht bemerkt, Vieles wider sich hatte. Zufolge der neuen Organisation der Colonie hatten es die Einwohner nun bequemer, uud konnten ihre Heirathen in dem Hauptort ihres Districts vor dem Landdrost und den Heemraaden abschliefsen.

Dieses bevorstehende Hochzeitsfest und unsre Durchreise selbst hatte eine Menge Menschen herbeigezogen, welche Alle unsre Reise zu den Briquas als höchstgefährlich betrachteten. Ihr Abschiedswunsch war immer, uns lebendig zurückkehren zu sehen.

Nach einer Reise von wenigen Stunden erreichten wir am andern Morgen den Platz des Veld-Cornet Brüel *de Uitkomst* dessen anmuthige Lage ich im ersten Abschnitt des ersten Bandes beschrieben habe. Hier fanden wir unsre, über *Hexrivier* vorausgegangnen Packwagen, die schon zwei Tage auf uns gewartet hatten, und setzten in ihrer Begleitung sogleich unsre Reise fort. Man hat von hier noch eine kleine Stunde, ehe man die *Karroospoort* (die Karroopforte) erreicht, einen engen Paſs zwischen zwei hohen Felsen, dessen ich ebenfalls dort schon Erwähnung gethan habe. Beim Heraustreten aus diesem Defilé sieht man einen ansehnlichen Theil der ungeheuren Karroofläche vor sich, in welcher drei isolirt stehende Berge sich auf den ersten Anblick auszeichnen: der *Towerberg* im O. g. S., der *Paardeberg* im O. N. O. ½ O. und *Zoutpanskopjes* im N. N. O. Dieser letzte ist der kleinste und unterscheidet sich dadurch aus, daſs sein Gipfel in zwei Kuppen *(kopjes)* getheilt ist. Nicht weit davon ist ein kleiner Salzsee *(Zoutpan)*, aus welchem die Bewohner des *Roggevelds* und *Bokkevelds* sich mit Salz versehen, wenn sie im Winter in die *Karroo* hinabziehen und ihre Legplaatsen bewohnen. Das jenseitige Ende der Fläche nach Norden wird in einem Abstande von etwa 10 Stunden von einem andern Gebirge begrenzt, das mitten in der *Karroo* liegt und ansehnlich niedriger ist, als die Gipfel der *Bokkeveldsberge* und des *Roggevelds*. Die Fläche der *Karroo* selbst liegt niedriger als die Thäler des kalten *Bokkevelds*. Man nimmt durch-

gehends an, dafs sie eben so hoch über der Meeresfläche erhaben sei, als die Platte des Tafelberges.

Wir hatten gehofft, die *Karroo* nach dem gefallnen Regen schon ziemlich grün zu finden, sahen uns aber zu unserm nicht geringen Kummer in dieser Hoffnung betrogen. Der neuliche Regen war nicht bis hieher gelangt, und das Feld war fast noch so dürre wie damals, als ich es in der heifsen Jahrszeit durchreiste. Nur die Saftgewächse, die Channasträuche, die Mesembryanthemen, Euphorbien u. s. w. fingen an, sich auf den Spitzen frisch zu vergrünen. In der That liefs uns dies keinen sehr erfreulichen Schlufs auf den Zustand der weiter nordwärts gelegenen Landstriche machen, und uns mit Recht grofse Schwierigkeiten, sowohl wegen des Wassermangels, als wegen des fehlenden Unterhalts für unsre Pferde und Ochsen befürchten.

Nachdem wir fünf Stunden auf den sehr ebenen und bequemen Karroowegen fortgezogen waren, erreichten wir den Fufs des oben erwähnten *Paardebergs*, neben welchem eine kleine Quelle und ein Ausspannplatz befindlich ist, der den Namen *Pretoriskraal* führt. An diesem Ort, wo wir unser Lager aufschlugen und übernachteten, wuchs hin und wieder eine schöne Pflanze, die einzige auf dem ganzen Felde, die wir blühend fanden. Sie gehörte zu der Familie der Liliengewächse, welche dieses Land in so reicher Manchfaltigkeit hervorbringt, und ihr, von allen übrigen Gattungen so sehr unterschiedener Bau liefs mich gleich

damals vermuthen, daſs sie neu und von den Botanikern, die dieses Land vor mir bereisten, vielleicht eben wegen der ungünstigen Jahrszeit in welcher sie blüht, übersehn worden sei. Spätere Untersuchungen haben diese Vermuthung bestätigt *). Auf der Rückreise fand ich an eben diesem Gewächs Früchte und Samen.

Noch ehe in dieser Nacht der Mond unterging, brachen wir wieder auf und die aufgehende Sonne fand uns schon einige Stunden von unserm Lagerplatze entfernt. Etwa um 9 Uhr kamen wir an die erste Anhöhe, mit welcher der nördliche, gebirgige Theil der Karroo beginnt. Diese Anhöhe ist nach vorn senkrecht abgeschnitten, mit fast überhängendem Gipfel, und wird deshalb *de Hanglip* (die Hängelippe) genannt. Eben diesen Namen trägt bekanntlich ein viel gröſserer Felsen von ähnlicher Gestalt, der die äuſserste südöstliche Begrenzung der Falsbay abgiebt. Von hier an geht es fortdaurend aufwärts längs

*) Der Herr Graf von Hoffmansegg und Herr Professor Willdenow zu Berlin, welche die Durchsicht meiner Pflanzensammlung übernahmen, erkannten nemlich in dieser Pflanze eine neue Gattung und Letzterer lieferte von ihr, unter dem Namen: *Lichtensteinia undulata* eine Beschreibung und Abbildung in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft Naturforschender Freunde vom Jahr 1807. Der generische Character ist: (*Hexandria Trigynia*) *Cal.* o — *Cor. infera hexapetala, petalis basi cucullatis.* — *Filam. basi canaliculata.* — *Styli divaricati.* — Eine andere Art dieser Gattung fand ich nachher am Orangeflusse. Sie ward L. *laevigata* genannt.

längs dem *Ongeluksrivier* hinauf, in welchen bei starkem Regen das Wasser aus den sämtlichen südlichen Schluchten dieses kleinen Gebirges zusammenfliefst. Einer der Hauptzweige, der fast auf dem Gipfel entspringt, heifst *Jukrivier* (Jochflufs). Den gröfssten Theil des Jahrs hindurch sind alle diese Flufsbetten trocken und nur im Winter sickert hin und wieder eine dürftige Quelle aus dem Gestein, neben welcher denn jedesmal eine Winterwohnung angelegt ist. Einige dieser Plätze fanden wir bereits von ihren Besitzern bewohnt. Sie kamen zu uns heran und klagten mit Thränen, wie die ungewöhnliche Dürre dieses Jahrs, die Pferdeseuche, uud vor allem die neuen häufigen Einfälle der Buschmänner ihnen den längern Aufenthalt, auf ihren Wohnplätzen an der Grenze unmöglich gemacht und sie gezwungen hätten, jetzt schon in die *Karroo* hinabzuziehen, obgleich hier für ihr Vieh fast noch nichts zu fressen, vielweniger aber hinlänglicher Vorrath an Wasser vorhanden sei, und sie fast befürchten müfsten, einen grofsen Theil ihrer Habe unter diesen Umständen einzubüfsen.

Wir gelangten bald auf die Höhe und sahen uns dort von einem andern Berge durch ein Thal getrennt, das etwa eine Stunde breit ist, und in welchem sich ein, ebenfalls periodischer Flufs hinschlängelt, der de *Goudsbloemsrivier*, der Goldblumenflufs, genannt wird, weil in der Regenzeit seine Ufer mit Goldblumen *(Gorterien)* bewachsen sind. Um etwas Wasser für unsre nach neunstündiger Reise ermüdeten Pferde zu

finden, lenkten wir von der Straſse ab, an dem Ufer des Fluſses hinunter, und fanden nach einer kleinen halben Stunde eine verlassene Wohnung neben einer ziemlich stark fliessenden Quelle. Das Haus stand offen, und in einem Winkel lag einiges altes Hausgeräth auf einander, das wir zu unserm Gebrauch untersuchten und auf die Beine brachten. Einige Tonnen und Kasten gaben Tische und Stühle ab, ein Sieb aus durchlöchertem Schafleder paſste gerade in die sehr lästige Fensteröffnung, und andre Unbequemlichkeiten lehrte die Noth uns ebenfalls aus dem Wege räumen, so daſs wir uns bald an dem einsamen Orte so wohl befanden, daſs wir beschlossen, ihn für heute nicht wieder zu verlassen, zumal da unsre Pferde ermüdet waren, und hier noch erträgliche Weide fanden. Wir liessen also die von faulenden Pflanzen und Thieren fast verschüttete Quelle gleich etwas reinigen, und bekamen dann ein sehr trinkbares Wasser, da es vorher kaum zu geniessen war, und beständig groſse stinkende Luftblasen sich daraus entwickelten.

In der heiſsen Jahrszeit ist die Gemeinschaft zwischen dem *Roggeveld* und dem bewohnteren Theil der Colonie, wegen des Wassermangels in dieser Gegend, fast aufgehoben, und man muſs dann den groſsen Umweg durch das *kleine Roggeveld* und über dem *Komberg* nehmen Wir waren deshalb von dem Gouverneur angewiesen, irgend einen Ort in diesem Theil der *Karroo* ausfindig zu machen, der Jahraus Jahrein wenigstens nothdürftig mit Wasser versehen wäre, und wo

man ein ordentliches Wirthshaus für Reisende anlegen könnte, das ihnen auf halbem Wege durch die unwirthbare Wüste, zu allen Jahrszeiten Obdach und neuen Vorrath von Lebensmitteln böte. Da wir nun erfuhren, daſs die eben gereinigte Quelle das ganze Jahr hindurch fliesse, und wenn sie ordentlich aufgegraben und eingefaſst würde, noch ergiebiger gemacht werden könnte, so trugen wir kein Bedenken, diesen Platz zu dem genannten Zweck vorzuschlagen. Das Gouvernement war eben im Begriff, ihn einzuziehn, und bequeme Gebäude darauf errichten zu lassen, deren Aufsicht dann irgend einem alten verdienten Soldaten oder Unterofficier anvertraut werden sollte, als die Eroberung der Colonie durch die Engländer, die Ausführung dieses für alle nördlichen Grenzbewohner wohlthätigen Plans störte. Das Bedürfniſs eines solchen zu jeder Zeit bewohnten Punets in der *Karroo* ist indessen zu groſs, als daſs die englische Regierung ihn ganz aus den Augen verlieren könnte. Der Boden schien weiter abwärts immer fruchtbarer, und die Ausgedehntheit der leeren Viehkraale zeugte von beträchtlichen Heerden, die der Besitzer im Winter hier zu unterhalten im Stande ist.

Beim Schlafengehn wurden wir von unsern Wegweisern vor den giftigen Eidechsen gewarnt, die sich in dieser Jahrszeit gern in dem Gemäuer unbewohnter Häuser aufhalten sollen, und die hier unter dem Namen *Geitjes* so allgemein gefürchtet sind. Ich war sehr neugierig, diese verrufenen Thierchen kennen zu lernen, und setzte

eine kleine Belohnung für den aus, der mir eins brächte. Mein Wunsch blieb aber unerfüllt, ich habe es nie zu sehen bekommen, in der Folge auch erfahren, daſs man noch sehr darüber im Streit ist, ob das Thier wirklich so giftig sei, und ob die tödlichen Verwundungen, von denen man Beispiele anführt, wohl wirklich von diesen Eidechsen herrührten. Die Colonisten sind sehr leichtgläubig in Allem, was die Schädlickeit oder die Heilkräfte der sie umgebenden Thiere betrifft, und hegen darüber eine Menge von Vorurtheilen, die ihren Grund nur in der mehr oder weniger drohenden oder widrigen Gestalt eines Thiers haben. So ist es bei ihnen ausgemacht, daſs es kein schädlicheres Insect gebe, als den Todtenkopffalter *(Sphinx Atropos)*, obgleich man nicht einsieht, wie das Thier, wenn es anders auch wirklich schädliche Säfte hätte, eine Verwundung zu Stande bringen sollte. Auf gleiche Weise stehn alle Schlangen und Eidechsen bei ihnen in dem Ruf der Schädlichkeit, obgleich viele darunter durchaus nicht giftig sind. Indessen ist doch das *Geitje* zu oft als das furchtbarste dieser Thiere genannt, als daſs man nicht vermuthen sollte, es müsse etwas Wahres daran sein. Nur sind mir davon keine authentische Beispiele bekannt geworden, das Thier ist überhaupt selten, wird auf sehr widersprechende Weise beschrieben, und schon der Streit, der darüber obwaltet, scheint mir zu beweisen, daſs es nicht immer, sondern nur in gewissen Zuständen seines

Lebens gefährlich oder wohl gar tödlich verwunden könne.

Wir hatten am andern Tage noch einen Berg zu übersteigen, der ebenfalls noch in der *Karroo* liegt und *Windheuvel* (Windhügel) genannt wird. Auf seinem sehr platten und ausgedehnten Gipfel fanden wir eine leerstehende Winterwohnung ohne eine Spur von Wasser daneben. Schon von Ferne sahen wir einen dicken Rauch davon aufsteigen, und bemerkten als wir herankamen, daſs der Viehmist in allen Kraalen um das Haus her brenne. Unvorsichtiger Weise hatten wahrscheinlich Reisende in einem derselben Feuer angemacht, und es zu löschen vergessen. Der oft mehr als zwei Fuſs hohe festgetretene Mist glimmt dann wie Torf, Monate und Jahre lang fort und es ist schwer, ja fast unmöglich ihn zu löschen. Selbst nach starkem Regen sieht man einen solchen in Brand gerathenen Kraal nur lebhafter dampfen, mit jeder Veränderung des Windes bekommt das Feuer neue Nahrung, und der Schaden der dadurch dem Besitzer zugefügt wird, ist in seiner Art oft beträchtlich, indem kein andres Mittel übrig bleibt, als ganz neue Kraale zu bauen, was bei der Schwierigkeit, Pfähle und Zweige zu den Umzäunungen herbei zu schaffen, nicht anders als mit vieler Mühe und unverhältniſsmäſsig groſsen Kosten geschehen kann.

Jenseits des *Windheuvels* nahm die Zahl der Winterwohnungen immer mehr zu. In einer derselben rasteten wir Mittags und fuhren späterhin durch das trockne Bette des *Tanqua*, des ersten

größsern Flusses, den wir wieder antrafen. Er erhält in der nassen Jahrszeit sein Wasser aus dem, hier schon ganz nahen Gebirge, an welchem er vom *kleinen Roggevelde* bis zum *Dornflusse* der ganzen Länge nach hinfliefst. Seine Breite ist an manchen Stellen beträchlich, er gilt zur Winterzeit für den gefährlichsten dieser Gegend, und seine Überschwemmungen richten nicht selten die nahen Wohnungen und Gärten der Colonisten zu Grunde, dennoch ist er auf keiner der bisherigen Karten bemerkt.

Auf einer Winterwohnung am Fusse des *Roggeveldsberges*, wo wir Abends anlangten, fanden wir die angesehensten Bewohner des *Roggeveldes* versammelt. Statt der Nachricht, dafs der befehligte Vorspann hier bereit stehe, schallten uns nichts als Entschuldigungen, Klagen und böse Zeitungen entgegen. Die Buschmänner hatten in den letzten Wochen wieder arg gehauset. Mehr als zweihundert Stück Rindvieh und eine noch gröfsere Anzahl von Schafen waren von ihnen hinweggeführt, mehrere Hirten im Felde erschlagen, und die Bewohner der einsamern Grenzen fingen an zu flüchten, und in die dürre *Karroo* hinabzuziehn, nur um ihres Lebens sicher zu sein. Von *Tülbagh* aus hatten wir einen unsrer treusten Hottentotten zu Fufs vorausgeschickt, um auf dem *Roggeveld* Vorspann zu bestellen und dann unsre Ankunft am *Sakkrivier* zu melden, damit die Buschmänner, der Verabredung gemäfs, dort sich versammeln und Vorschläge zum Frieden empfangen möchten. Man brachte uns eini-

ges Papiergeld, und die Briefe die wir ihm mitgegeben hatten. Von seinem Leichnam waren sie genommen; ein reisender Pächter hatte ihn vorgestern, bedeckt mit Pfeilen am Wege liegend gefunden, an einer Stelle, wo der Pfad sich schmal um eine Bergkette windet, und wo ihn aus sicherm Hinterhalte, das giftige Geschütz zahlreich auflauernder Bösewichter treffen mufste. Das Gewehr und Pulverhorn hatten sie genommen, von den Kleidern nur die Knöpfe abgeschnitten.

Dieser traurige Vorfall mufste mancherlei Betrachtungen in uns wecken; die Nachricht von unsrer Ankunft gelangte nun nicht zur bestimmten Zeit nach dem Sackrivier, das ganze Geschäft ward verzögert, unsre Reise durch die Muthlosigkeit der Colonisten gehemmt, die ungewöhnliche Kühnheit, die die Buschmänner diesmal bewiesen, konnten unserm Vordringen noch gröfsere Hindernisse in den Weg legen. Alle diese Bedenken wurden fürerst überwogen von dem Schmerz über den Verlust eines unsrer bravsten Burschen, der uns mit ganzer Seele ergeben war, und überdies eine Frau und viele Kinder hinterliefs. Indessen mufste doch rasch auf Hinwegräumung der entstandenen Schwierigkeiten gedacht werden; wir hatten aber noch nicht Alles gehört. Man versuchte, uns zu überreden, dafs die Reise unter diesen Umständen ganz unmöglich sei. Keiner werde so thöricht sein, erklärten Alle, uns zu begleiten, oder seine Söhne zu der verlangten Escorte zu stellen, es sei denn, dafs man ein grofses Commando gegen die Buschmänner auf-

stellen, und sie mit Gewalt verjagen wollte. Der Landdrost erklärte nachdrücklich, es bleibe bei seinem Befehl, daſs sich sechs bis acht der brauchbarsten jungen Leute, die er bereits dazu ausgesucht hatte und funfzehn Hottentotten an unsern Zug anschliessen sollten; mit dieser kleinen Zahl wolle er nach dem *Sackrivier* und weiter ziehen und nicht mit Gewalt, sondern gütlich die Buschmänner zur Vernunft zu bringen suchen. Hier ergaben sich neue Schwierigkeiten. Die Pferdeseuche hatte seit den letzten Monaten heftig gewüthet, und die Zahl dieser Thiere bedeutend vermindert, die übrig gebliebenen seien mager und kraftlos wegen der Dürre des Sommers, und nicht im Stande, eine so weite Reise mit zu machen. Nirgends werde man Weide für sie finden, und jenseits des *Sackriviers* sei kein Tropfen Wasser zu haben. Wir bestanden indessen darauf, diese Schwierigkeiten selbst kennen zu lernen; noch in der Nacht wurden Befehle an die nächsten Pächter ausgefertigt und Eilboten damit auf das Gebirge geschickt, die am andern Morgen Vorspann für unsre Wagen herunter brachten.

Mit diesen unternahmen wir sogleich den Zug und gelangten nach einigen Stunden, unter den oft beschriebenen Mühseligkeiten, auf den Rand des Gebirges. Eine weite Aussicht breitet sich hier vor den Blicken des Reisenden aus; zu seinen Füssen liegt die ungeheure *Karroo*, ihre Berge ragen nur wie Hügel aus der Fläche empor, denn das Auge miſst sie vergleichend mit

dem Standpunct und mit den weit im Süden sich erhebenden Hexriviersgebirgen. Am fernsten Horizont schimmern wie aufsteigendes Gewölk, nur in so heitrer Winterluft sichtbar, die Gipfel der *schwarzen Berge* bei *Zwellendam.* — Nachdem wir uns eine Zeitlang an diesem Rückblick geweidet, zogen wir weiter. Wir befanden uns auf völlig ebener Fläche, nicht weit von der Stelle, wo ich vor anderthalb Jahren die gröſste aller Strauſsenheerden gesehen hatte, nur in einiger Ferne nach Norden ragten wieder höhere Berge und die kleinen Bäche, die wir durchschnitten liefen abwärts gegen sie hin, zum Beweise, daſs das Land dort allmählig sich senke.

Die erste Pächterei, die wir erreichten, heiſst *Jakhalsfontein.* Hier schlugen wir für einige Tage unser Lager auf, um alle Mittel zur Fortsetzung unsrer Reise ins Werk zu richten. Zuerst sandten wir dem General unsern Bericht über die Lage der Dinge, und ersuchten ihn, wofern er es nöthig finde, uns nach dem *Sackrivier* Verhaltungsbefehle zu schicken. Dann wurden die zur Reise befehligten jungen Leute entboten, die mit ihren Vätern erschienen, und um Erlassung dieses Befehls baten. So gegründete Entschuldigungen Manche von ihnen vorzubringen hatten, so konnten wir ihrer Hülfe zu wenig entbehren, um danach hinzuhören. Der Gouverneur hatte einmal die Reise anbefohlen, unser Geschäft war es, die Mittel dazu ausfindig zu machen, die Colonisten durften sich der Last nicht entziehen. Soviel als möglich ward dahin gesehen, daſs sie kei-

nen zu schwer drücke. So stellte der Eine seinen Sohn, oder ein Paar Hottentotten, ein Andrer gab ein Spann Ochsen, ein Dritter das brauchbarste Jagdpferd, die Übrigen sorgten für andre Bedürfnisse, die, soweit sie unsern Mundvorrath betrafen, baar bezahlt wurden. Aufs Neue wurden wohlbewaffnete Boten nach dem *Sackrivier* abgefertigt, um dort unsre Ankunft zu melden, und die Grenzbewohner zusammen zu rufen. Dann lieferten die Colonisten genaue Angaben über den Verlust ein, den sie durch die Buschmänner, durch die Pferdeseuche und die Dürre in den letzten vier Monaten erlitten hatten. Des Klagens ward kein Ende, wir kamen mit dem Geschäft nicht zu Stande. Abgesandte erschienen aus dem *Nieuweveld*, um zu melden, daſs auch bei ihnen die Buschmänner durch häufige Einfälle sich furchtbar machten. Funfzehn hundert Schafe und hundert Rinder waren dort in Zeit von drei Wochen hinweggeführt. Auch sie baten um Hülfe und um Erlaubniſs zu einem Commando. Letztre ward ihnen abgeschlagen; dagegen machte der Landdrost ihnen Hoffnung, durch seine persönliche Gegenwart an den Grenzen die Buschmänner zu friedlichern Gesinnungen zu stimmen. In der That wäre es unverzeihliche Feigheit gewesen, wenn wir den Vorstellungen unsrer Begleiter hätten nachgeben und wieder umkehren wollen. Zu keiner Zeit war die Gegenwart einer Magistratsperson dringender erforderlich, um dem Wüthen der Wilden Einhalt zu thun und den Colonisten die Selbstrache zu wehren. Sie

sahen es endlich auch selbst ein, daſs bei dem Mangel an Pferden und Pulver ein groſses Commando ohne Nutzen sein müsse, und daſs ihr eignes Wohl es erfordre, daſs sie unserm muthigen Unternehmen auf alle Weise die Hand böten.

Wir konnten indessen noch nicht fort, ohne einige bedeutende Miſshelligkeiten vorher noch geschlichtet zu haben, durch welche diese Menschen ihre ohnehin unglückliche Lage noch elender machten, indem sie zu den äuſsern Übeln den innern Zwiespalt gesellten. Diese Angelegenheit war einer der Hauptzwecke der Reise, sie war zu dringend, als daſs sie bis zur Rückkehr hätte verschoben werden können. Die mehrsten der hiesigen Colonisten hatten nemlich ihrem gesetzmäſsig von der Regierung bestellten Veldcornet den Gehorsam völlig aufgekündigt, klagten ihn der Härte gegen sie, der Untreue gegen die Regierung an, und verlangten seine Entsetzung. Es ist schon früher von mir angeführt worden, daſs die aus der Mitte der Colonisten gewählten Untermagistratspersonen wenig Ansehen bei den Übrigen haben, und entweder, gegen den Willen der Regierung, sich selbst ihres Rechts begeben, und ihre Geschäfte lässig verwalten, oder durch strenge Erfüllung ihrer Pflichten sich den allgemeinen Haſs ihrer Mitbürger zuziehen. In diesem letzten Falle befand sich der Veldcornet dieses Districts, Gerrit Marits, der sich seiner Einsichten, seines Alters und seiner Pünctlichkeit wegen, wohl recht gut zu diesem Amte gepaſst hätte, wenn er nicht zugleich arm und manchem seiner reichen

Untergebenen verschuldet gewesen wäre. Überdies hatte er vergessen, sich bei den Aftermissionären und frommen Weibern in Gunst zu setzen, und ward nun mit dem bittersten Hasse von ihnen verfolgt. Der Zufall hatte gewollt, daſs er, von der Regierung dazu beauftragt, einige Colonisten gerade an einem Sonntag Nachmittag zu einer gerichtlichen Beschauung beordern muſste, als sie eben eine gemeinschaftliche Andachtsübung hielten, bei welcher ein gewisser Heenop, der sich zum Prediger oder Vorleser aufgeworfen hatte, den Vorsitz führte. Dieser war sein erklärter Gegner, und obgleich Marits das Ende des Gottesdienstes abgewartet hatte und dann erst seinen Auftrag vorbrachte, scheute sich der Frömmling nicht, eine neue Predigt gegen die Sabbathschänder anzufangen, und die beorderten Personen zur Verweigerung des unzeitig angebrachten Befehls anzumahnen. Die ganze Versammlung erklärte einmüthig, daſs sie von dem Veldcornet weiter keine Befehle annehmen werde, und zwang ihn unter tumultuarischen Bewegungen, das Haus zu verlassen. Ein Brief, den der Veldcornet darüber an den Landdrost schrieb, ward aufgefangen und erbrochen und circulirte unter den Einwohnern zur Unterschrift durch welche sich Alle verbanden, sich durch die harten Dienste, die man von ihnen forderte nicht länger zu Tode quälen *(vermoorden)* zu lassen, obgleich diese in nichts Andern bestanden, als daſs sie zu Zeiten ein Spann Ochsen oder ein Pferd zur Fortschaffung eines Boten hergeben muſsten.

Von jeher an eine ganz ungezügelte Freiheit gewöhnt, fiel es ihnen wahrscheinlich nicht ein, daſs in dem Schritt eine sehr revolutionäre Handlung liege, denn sie sandten die Schrift nebst ihren Klagen über den Veldcornet an den Landdrost ein, und waren so standhaft bei ihrem Vorsatz, nicht weiter zu gehorchen, geblieben, daſs wir allein aus diesem Grunde am Fuſs des Gebirges keinen Vorspann für unsre Wagen gefunden hatten. Kaum waren wir auf der *Jakhalsfontein* angekommen, als eine unzählige Menge sogenannter *Verklaaringen* einliefen, in welchen bezeugt ward, daſs Marits ein ungerechter Veldcornet, ein schlechter Christ und Gotteslängner, ein untreuer Diener der Regierung sei, und vor zehn Jahren, zur Zeit der Unruhen in *Graaff-Reynett*, eine dreifarbige Cocarde getragen habe. Der Colonist Heenop, der sich allein davon nährte, daſs er bei den Leuten von Haus zu Haus zog und ihnen etwas vorbetete, befand sich gerade an diesem Ort und brachte seine Klagen ebenfalls ein. Marits ward entboten und erschien ungeachtet seiner herannahenden Altersschwäche und einer erst kürzlich gehobenen Krankheit. Es ward ein förmlicher Proceſs eröffnet, bei welchem der Landdrost den Vorsitz nahm. Herr Winterbach führte das Protocoll, Herr Van der Byl und ich gaben die Beisitzer ab. Unser Zelt war zu beiden Seiten aufgeschlagen, und eine groſse Zahl von Bauern stand rundumher, um von dem Verhör nichts zu verlieren, das übrigens noch ziemlich regelmäſsig und ohne leidenschaftliche

Ausbrüche der Kläger, ablief. Der alte Marits vertheidigte sich ruhig und bündig. Gegen den Hauptpunct der Klage, daſs er Güter der Regierung untergeschlagen, und einen Wagen, der von der Trüterschen Reise zu den Briquas hier stehn geblieben war, zurückbehalten habe, rechtfertigte er sich durch einen eigenhändigen Brief von Herrn Barrow, worin ihm dieser Wagen nebst einigen andern Sachen zur Belohnung für seine Dienste geschenkt wurden. Eben so zeigte es sich, daſs die mehrsten der übrigen Anklagen theils ganz erdichtet, theils aus verdrehten Thatsachen zusammengesetzt sein, und nur über den einen Punct, daſs er zuweilen den einen oder den andern seiner Freunde im Commandiren übergehe, konnte er sich nicht ganz rechtfertigen. Nachdem denn in drei verschiedenen Sitzungen, während welcher unsre Geduld durch manche abgeschmackte Äuſserung der bigotten und gesetzlosen Bauern auf harte Proben gesetzt wurde, alle Klagen und Vertheidigungen vorgebracht waren, entschied sich die Sache sehr leicht dahin, daſs Marits mit erneuerter Macht in sein Amt eintreten, ein Jeder ihm von nun an pünctlich gehorchen, und alles Geschehene vergeben und vergessen sein solle. Es kostete Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daſs Versöhnlichkeit und Gehorsam gegen die Obrigkeit, eben so gut zum Christenthum gehörten, wie Singen und Beten, indessen waren doch die Vernünftigsten jetzt überzeugt, daſs man dem Beklagten zu viel gethan, und boten ihm freudig die Rechte zur Ver-

söhnung, (wie denn nachher auch wirklich Alles viel besser gegangen ist) und die Übrigen folgten theils aus Klugheit, theils aus Noth ihrem Beispiel. Am Mittag des folgenden Tages gaben wir in unserm Zelt den Vornehmsten ein Gastmahl, wobei der fromme Heenop nicht unterliefs ein langes Tischgebet zu sprechen, und für den hergestellten Frieden zu danken.

Während wir noch dies Versöhnungsfest feierten, erschien ein Trupp Kaffern auf dem Platz. Verwundert, so weit von den östlichen Grenzen der Colonie Menschen von dieser Nation anzutreffen, eilten wir zu ihnen hinaus und erfuhren, dafs sie zu einer ausgewanderten Horde gehörten, die schon seit mehrern Jahren an den Quellen des *Chamka* sich aufhält. Ihr Hauptmann hat den Namen Hendrik angenommen, und schickt fast alljährlich einige seiner Leute hieher um sich etwas Nahrungsmittel und lebendes Vieh zu erbetteln. Da sie noch ziemlich bescheiden und allezeit friedlich sich verhalten, auch wohl ihre kleinen Waaren, z. B. geflochtne Körbchen und ausgeschnitzte Kalbassen zum Tausch anbieten, so duldet man sie und giebt ihnen von dem Überflufs an Schafen etwas ab. Diesmal kamen sie früher als in andern Jahren, und gaben den Schaden, den auch sie von den Buschmännern erlitten, und den Mangel, in welchen sie dadurch versetzt wären, als den Grund dieses frühen Erscheinens an. Der Eine ward fast wüthend, als von den Buschmännern die Rede war und meinte man müsse die ganze Nation mit Stumpf und

Stiel ausrotten. Es waren drei Männer und acht Frauen, nebst einer grofsen Zahl von Kindern, die auf den Ochsen festgebunden safsen. Obgleich schon seit langer Zeit von ihren Landsleuten entfernt, hatten sie doch das den Kaffern eigne, so lästige Betteln nicht verlernt, und begehrten, zwar nicht ungestüm aber anhaltend, sowohl Beiträge zu ihrer schon ziemlich stark angewachsenen Schafheerde, als manches einzelne Geräth, das sie neben unsern Wagen oder im Hause des Colonisten bemerkten. Der Landdrost, bei welchem sich einige Hausväter über diese lästigen Kaffernbesuche beschwerten, die man doch nicht mit Gewalt abwehren dürfe, wenn man nicht einen neuen Feind sich über den Hals ziehen wolle, liefs die drei Männer zu sich kommen und trug ihnen auf, ihrem Hauptmann zu sagen, dafs die Regierung ihre öftern Besuche auf dem *Roggeveld* mit grofsem Mifsfallen sehe, und besonders in diesem Jahr, wo die Christen selbst Mangel hätten, es kaum erlauben könne, dafs ihnen (den Kaffern) noch etwas abgegeben werde. Wenn sie nicht selbst im Stande seien, sich ihren Unterhalt durch Viehzucht oder sonstigen Betrieb an dem ihnen angewiesenen Wohnort zu gewinnen, so sollten sie lieber sich bei den Colonisten als Knechte vermiethen. Man dulde aber in der Colonie durchaus keine Müssiggänger, am wenigsten ganze herrumschwärmende Gesellschaften davon, und gebe ihnen daher die Weisung, sogleich diese Gegend zu verlassen, zu den Ihrigen zurückzukehren und ein andres Leben anzufangen oder

zu

zu erwarten, dafs man sie mit Gewalt und auf Kosten ihrer Freiheit für den Staat nützlich mache.

Am 17ten Mai war endlich Alles zur Fortsetzung unsrer Reise in Bereitschaft gesetzt, und unsre Packwagen wurden noch am Abend desselben Tages, bei aufgehendem Mond, vorausgeschickt. Während der vier Tage, die wir uns hier aufhielten, wehte ein kalter Nordwestwind über die Fläche, der gegen Mittag immer so heftig ward, dafs wir Mühe hatten, unser Zelt aufrecht zu erhalten. Morgens und Abends war es still, jedoch so kalt, dafs das Thermometer auf 6° Réaum. sank, indessen es gegen Mittag bei heitrer klarer Luft und hellem Sonnenschein im Schatten auf 17 bis 18° stand. Bei dieser Temperatur der Luft und der langen Dauer der Nächte machte das Wachsthum der Pflanzen ungeachtet des mangelnden Regens sichtbare Fortschritte. In der Nähe von *Jakhalsfontein* wuchsen zwischen den höhern Felsen viele kleine Arten von *Oxalis*, und die kleinsten von *Ixia* (*rosea*, *Bulbocodium* und *tortuosa*), ferner *Ornithogalum parviflorum*, mehrere *Melanthien* und viele niedrige Syngenesisten aus den Gattungen *Aster*, *Relhania*, *Cotula*, *Mussinia*, *Gorteria*, *Berkheya*, *Arctotis* und *Othonna*. An den Quellen blühte *Anamenia laserpitiifolia* und weiter an den Abhängen herunter war fast Alles mit einem zwei bis drittehalb Fufs hohen Strauch bedeckt, der bei den Colonisten unter dem Namen des Harzstrauches (*Harpuisbosjes*) in grofser Achtung steht. Es ergiefst sich nemlich zur Blüthezeit (die eben

jetzt war) aus ihm in groſser Menge ein Harz, das, zu mäſsig groſsen Perlen erhärtet, die jüngern Äste bedeckt und von den Colonisten als ein bewährtes Heilmittel bei äuſsern Verletzungen eingesammelt wird. Es ist sehr klebrig, durchsichtig und von strengem Geruch; im trocknen Zustande mit einem weiſslichen Staube bedeckt, und löst sich in Weingeist vollkommen auf. Man bereitet Salben und Pflaster daraus, die hier fast das einzige Mittel bei Verwundungen abgeben. Obgleich Herr Thunberg das Roggeveld oft besuchte, so hat er wahrscheinlich die Pflanze nie blühend gesehen, denn man findet ihrer in seinen botanischen Schriften nicht erwähnt. Herr Professor Willdenow erkannte in ihr eine *Cineraria* und benannte die beiden Arten, die hier durcheinander wuchsen C. *resinifera* und *polygaloides*; beide haben dieselben allgemeinen Eigenschaften, doch ist die letzte die kleinere.

Gleich von der ersten Pächterei, die wir auf der weitern Reise besuchten, schallten uns neue Klagen über die Buschmänner entgegen. Die Frau war allein, der Mann mit einigen Hottentotten ausgeritten, um den Wilden sein Vieh wieder abzujagen, daſs sie eben diese Nacht gestohlen hatten. Während unsers augenblicklichen Verweilens zogen mehrere Wagen mit Colonisten vorüber, die, ohne sich aufzuhalten flüchteten, und dringend warnten, nicht länger auf dem Roggeveld zu bleiben. *Kuilenburgsrivier* war Mittags unser Rastplatz; von hier fing das Land an, sich nach Norden zu neigen, und wir zogen nunmehr langsam

Bergab, durch die *kleine Rietrivierspoort*, und kamen noch vor einbrechender Nacht an den Platz eines gewissen Van Wyk. Da der fernere Weg gerade einer der unsichersten war, und da die Nacht regnicht und finster wurde, so schlugen wir gegen unser anfängliches Vorhaben hier unser Lager auf. Auch hier wieder Krieg mit den Buschmännern, die vor wenigen Tagen fast die ganze Heerde unsers Wirths geraubt, und den Hirten mit Verlust seines Gewehrs davon gejagt hatten. Indessen war ihnen Van Wyk sogleich gefolgt, hatte sie eingeholt, und sein Vieh ohne weiter einen Schufs zu thun, wiederbekommen. Denn sobald sie ihn erblickten, ergriffen sie die Flucht, machten aber doch vorher noch drei Ochsen durch Abschneiden der Hackensehnen unbrauchbar. Er selbst hatte seine eigentliche Wohnung verlassen und sich hieher mehr in die Nähe der übrigen Menschen zurückgezogen, bis seine Winterwohnung in der Karroo erst Wasser haben würde. Wir besuchten seine Familie in einer elenden kleinen Hütte, die auf den Ruinen eines gröfsern Hauses erbaut war. Der Kälte wegen hatten sich Frau und Kinder um ein Kohlenfeuer gehukt, und die Letztern weinten und zitterten, sobald von Buschmännern die Rede war.

Beim Erwachen und Hervortreten aus dem Zelt, fanden wir die ganze Landschaft mit Reif bedeckt, ein dicker Nebel lag auf der Fläche, und das Wasser in unsern Marmiten war einen kleinen Finger dick gefroren. Für die Mehrsten

unsrer Begleiter war dies ein ganz neuer Anblick und die Verwunderung unsrer Sclaven, die weder in Mosambique noch in der Capstadt je etwas Ähnliches gesehn hatten, gab uns reichlichen Stoff zum Lachen. Daſs sie das Wasser als einen harten Körper in der Hand halten konnten, war ihnen gar zu auffallend. Sie machten hundert kleine Versuche damit, hielten es gegen das Licht, steckten es ins Feuer, versuchten es zu beiſsen, zu käuen und gebehrdeten sich wie die Kinder.

Erst gegen 10 Uhr brach die Sonne durch, und die reinste, heiterste Winterluft trat an die Stelle des Nebels. Indessen die Fläche in der Frische des Thaus glänzte, blieben die Berge noch eine Zeitlang weiſs bedeckt, bis auch von ihnen die Sonne allmählig den Überzug wegnahm, und die traurige Schwärze ihrer Felsenmassen zum Vorschein kam. Auf den höchsten der uns umgebenden Berge, der etwa eine Meile ostwärts liegt, und der *Bonteberg* genannt wird, machte man uns besonders aufmerksam, als auf einen der bequemsten Schlupfwinkel für die Buschmänner. Es giebt nur einen und zwar sehr beschwerlichen Zugang zu dem platten Gipfel, und oben ist eine Quelle. Diese Umstände benutzen die Buschmänner und treiben das gestohlne Vieh da hinauf, wo Niemand es ihnen wieder abzujagen im Stande ist. Sehen sie sich dennoch verfolgt, so lagern sie sich zwischen den Felsen der Schlucht, die ganz die Farbe ihres eignen Leibes haben, und empfangen ihre Verfolger mit einem Regen von Pfeilen,

ohne dafs diese einen einzigen Buschmann gewahr werden können. Die Schlucht ist so steil, dafs man nicht begreift, wie sie es anfangen, die Ochsen da hinauf zu treiben, sie erreichen ihre Absicht aber durch Stiche mit Hassagaien, wodurch sie die unglücklichen Thiere zur äufsersten Anstrengung ihrer Kräfte anspornen.

Nicht weit von hier bahnt sich der Flufs einen Weg durch die Berge, der etwa Dreiviertelstunden lang ist, und *Rietriviersspoort* genannt wird. Man folgt seinem Ufer zwischen höherem Gebüsch, nur das hohe Schilf hindert, im Flufsbette selbst den bequemeren Weg zu nehmen, denn selten enthält es etwas Wasser. Erst an der andern Seite der Schlucht, wo man wieder eine gröfsere Ebene vor sich sieht, findet sich in den tieferen Stellen des Bettes wieder stehen gebliebenes Wasser, das jedoch sehr mit Salztheilen geschwängert ist, und rund umher an den Ufern schlägt das Natron in einer dicken Rinde aus der Erde. Zu keiner Jahrszeit sind diese sogenannten *Kuilen* ganz ohne Wasser, auch ohne Regen nimmt seine Menge im Winter zu und verliert zugleich den Salzgeschmack.

Neben einer dieser Gruben hatte Van Wyk, der uns, wegen der Schwäche unsrer Pferde mit seinen Ochsen bis zum nächsten Rastplatz bringen wollte, sein eigentliches Wohnhaus. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden liefsen und in der Thür seines Hauses den Schatten suchten, begann der Mann also zu uns: „Es ist etwas über „zwei Jahre, dafs ich auf der Stelle, wo wir hier

„stehen, einen schweren Schufs gewagt habe. „Hier im Hause, neben der Thür, safs meine Frau, „die Kinder spielten neben ihr, und ich war „draufsen zur Seite des Hauses an meinem Wa- „gen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage „ein grofser Löwe erscheint, und sich ruhig auf „der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, „vor Schrecken erstarrt oder mit der Gefahr des „Entfliehens bekannt, bleibt auf ihrem Platz, die „Kinder fliehen in ihren Schoofs. Ihr Geschrei „macht mich aufmerksam, ich eile nach der Thür, „und man denke sich mein Erstaunen, als ich den „Zugang mir auf diese Weise versperrt sah. Ob- „gleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so „schien doch, unbewaffnet wie ich war, alle Ret- „tung unmöglich, doch bewegte ich mich fast un- „willkührlich nach der Seite des Hauses zu dem „Fenster des Zimmers, in welchem mein gelade- „nes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich „es zufällig in die nächste Ecke gestellt und konn- „te mit der Hand es erreichen, denn zum Herein- „steigen ist, wie Sie sehen, die Öffnung zu klein, „und zu noch gröfserm Glück war die Thür des „Zimmers offen, so dafs ich die ganze drohende „Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt mach- „te der Löwe eine Bewegung, es war vielleicht „zum Sprunge, da besann ich mich nicht länger, „rief der Mutter leise Trost zu, und schofs in „Gottes Namen hart an den Locken meines Kna- „ben vorbei, dem Löwen über dem funkelnden „Auge in die Stirn, dafs er weiter sich nicht reg- „te." — Allerdings ein schwerer, verhängnifsvol-

ler Schufs! Wenn er fehlte, waren Mutter und Kinder verloren. Eine Bewegung des Knaben, und er war getroffen; eine Wendung des Löwen, und ihm war kein tödlicher Schufs beizubringen, denn von Aufsen war der Angriff nicht möglich, ohne ihn durch den Wiederschein des Sonnenlichts schon von Weitem zu verrathen, und überdies um so schwerer, da der Kopf des Thieres durch den Thürpfosten geschützt lag. —

Wir zogen weiter, nachdem mir dieser Ort noch dadurch doppelt merkwürdig geworden war, dafs ich dicht neben dem Hause in losem Sandsteingerölle einen schönen *Prehnit* fand, der aber wohl nur zufällig dahin gekommen sein mochte, denn die hiesigen Bauern kannten diese Art von Steinen nicht. — Spät Abends erreichten wir die *Selderyfontein*, wo wir einen vom Veldcornet Olivier abgesandten Wagen fanden, der im Begriff war nach der Capstadt zu ziehen, um vom Gouvernement wo möglich einen Vorrath an Pulver und Blei zu bekommen, mit welchem ein Commando gegen die Buschmänner ausgerüstet werden sollte. In einem Brief an den Landdrost, dessen Ankunft man hier noch nicht vermuthete, gab der Veldcornet dieselbe Absicht zu erkennen, und führte viele neue Räubereien und Mordthaten der Wilden als dringende Ursache dazu an. Nach kurzem Überlegen liefsen wir den Wagen mit der dabei befindlichen Mannschaft seinen Weg fortsetzen, und fügten in einem Bericht an den General noch einige nöthige Aufklärungen hinzu. — Der folgende Tag brachte uns durch eine höchst

einförmige todte Gegend bis *Channakraal;* der Weg dahin verlief unter ernsten Berathschlagungen über die zu nehmenden Maaſsregeln und in eben nicht sehr heitrer Stimmung langten wir dort an. Die Lage des Orts am Fusse eines kahlen Hügels, der von der dürren Ebene nur durch das strohgelbe Schilf im trocknen Bette des *kleinen Rietriviers* geschieden wird, trug eben nicht dazu bei, diese Stimmung zu bessern. Eine kleine verlassen stehende Hütte war mit auf einander gelegten Schichten von Schiefersteinen verschlossen. Nach Landessitte ward diese Mauer, die nur wilde Thiere und Buschmänner abhalten soll, demolirt und wir nahmen Besitz von der Wohnung, die gerade für einen Tisch und vier Stühle Raum genug hätte. Man hätte Ursache, sich zu wundern, daſs die Landleute hier so enge ärmliche Hütten bauen, da doch brauchbare Steine genug vorhanden sind, um ohne groſse Mühe ganze Palläste davon aufzuführen, und Schilf genug um sie zu decken, wenn nicht das zu den Dachsparren nöthige Holz so schwer zu haben wäre. Seit dem *Bokkeveld* hatten wir nun schon keinen Baum mehr gesehen, und die *Karroo* dünkte uns jetzt eine lachende Gegend, weil es dort doch wenigstens Mimosen längs den Bächen gab. Ein zwei Fuſs hohes *Lycium*, ein Busch von gelblich grünen *Euphorbien* dünkte uns hier schon eine Merkwürdigkeit, weil *„zwei Fuſs hoch“* und *„grün“* sich hier von so wenigen Pflanzen rühmen läſst. Unter diesen und ähnlichen betrübten Betrachtungen wandelten wir ein wenig an dem *Rietri-*

vier hinab, wo sich noch an einzelnen Stellen tiefe Gruben mit stehendem Wasser finden sollten. Wir fanden dies zwar bestätigt, aber das Wasser sah trübe, und die Ufer waren mit einer dicken Natronrinde bedeckt. Wir bemerkten inzwischen, daſs dieses Wasser von Fischen wimmle, liessen unser Netz herbeiholen, und durchzogen damit die Grube nach ihrer ganzen Länge, worauf es so ganz und gar voll ward, daſs es nicht auf das Ufer gezogen werden konnte. Wir muſsten einige Hottentotten ins Wasser schicken, um den Sack des Netzes zu stützen und die Fische mit herauszuholen. Es waren drei unterschiedene Arten von *Cyprinus*, von denen die gröſste, ein schöner fast zwei Fuſs langer hochgelber Karpfen (jedoch ohne Bartfäden) sich besonders auszeichnete. Auf die zweite paſste Linnés Beschreibung des *C. Gonorhynchos;* die dritte unterschied sich von beiden durch die Zahl der Flossengräten und durch eine längere Nase, wie der Schnepel. Die Zahl aller gefangenen Fische betrug nahe an 1500 Stück, von denen die mehrsten über ein Pfund schwer waren. Wir behielten nur die gröſsten, schafften uns davon ein schmackhaftes Abendessen, und nahmen noch zwei Fässer voll eingesalzen mit. Da die Flüsse der Colonie so arm an Fischen sind, und da namentlich Karpfen dort nirgends gefunden werden, so trug dieser reiche Fang allerdings zu unsrer Erheiterung Vieles bei.

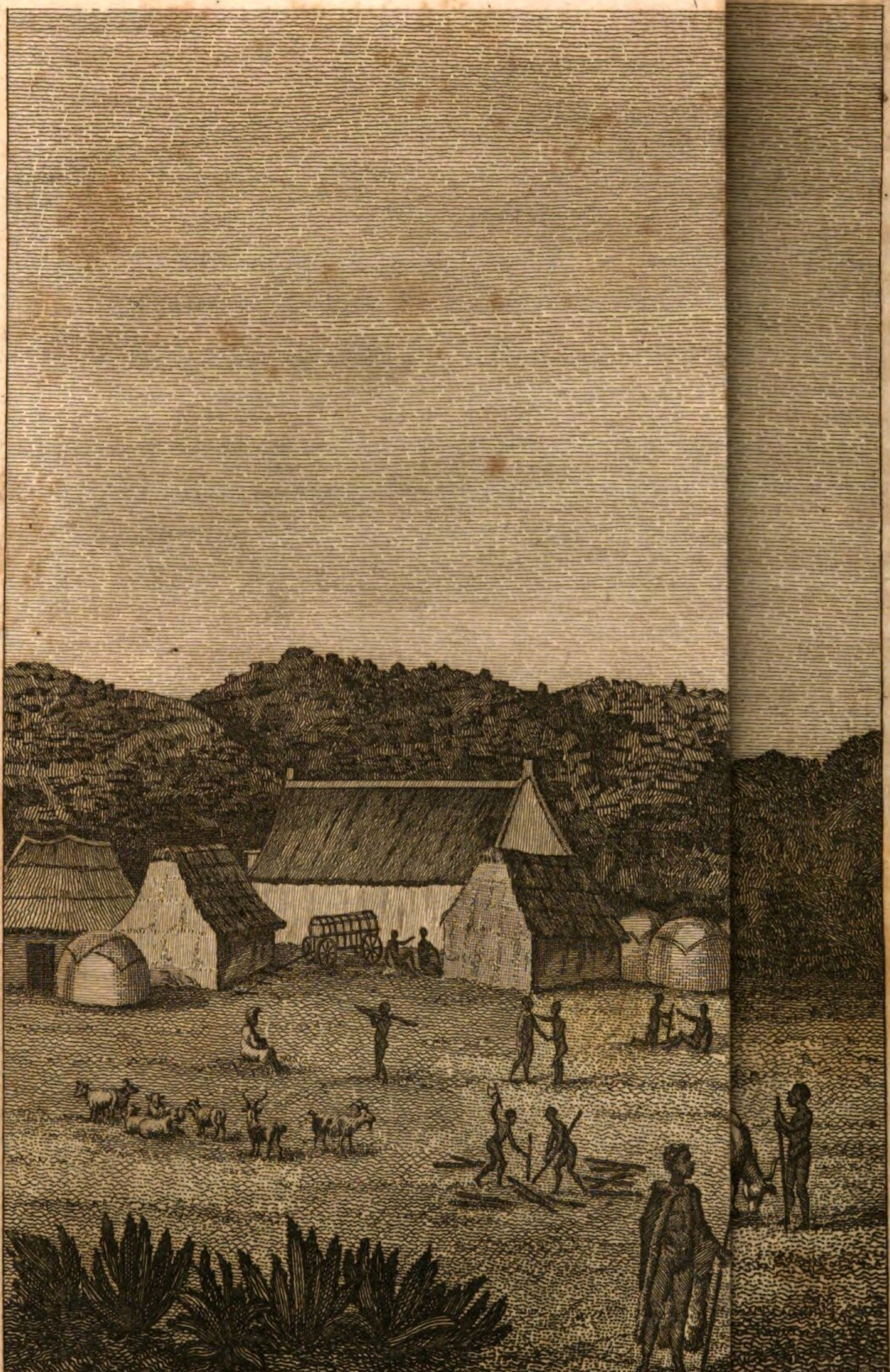
Ehe wir uns zur Ruhe begaben, theilten wir unsre Mannschaft in drei Haufen, die in der Nacht abwechselnd Wache halten muſsten, denn in eini-

ger Ferne zeigten sich auf den Hügeln die Feuer der Buschmänner. Wir selbst standen in der Nacht mehrmals auf und visitirten die Posten, um die Leute wachsam zu erhalten. Doch blieb Alles ruhig und das Gebelle unsrer Hunde, die einigemal unruhig wurden, hielt die wilden Thiere und Buschmänner in der Entfernung.

Wir brachen am folgenden Morgen früh wieder auf, und befanden uns nun nach der bisherigen, auch noch auf der Barrowschen Karte befolgten Bestimmung, nach welcher der *kleine Rietrivier* die Grenze abgiebt, ausserhalb der Colonie. Da aber die Gegend bis an den *Sackrivier* noch hin und wieder von Weissen bewohnt wird, so ist dieser Fluss in den neuesten Zeiten als Grenze angenommen.

Zum erstenmal erlebten wir heute, was uns nachher noch so oft begegnete, dass wir an dem Ort wo wir ausspannen wollten, kein Wasser fanden. Wir zogen daher bis gegen Abend fort und blieben an der *Quaggafontein*, wo wir durch Aufgraben der Quelle uns dürftig mit diesem ersten Lebensbedürfniss versahen. Nachdem wir soviel geschöpft, als für uns und die Küche nöthig war, ward auch das Vieh einzeln herangeführt und getränkt. Doch ging es damit sehr langsam, indem die Quelle nur so schwach floss, dass immer, wenn drei bis vier Ochsen sich gesättigt hatten, ihr erst wieder Zeit gelassen werden musste, sich zu füllen.

Nachdem wir die Nacht wieder unter den gestern beobachteten Vorsichtsmaassregeln zugebracht hatten, setzten wir unsre Reise immer



1811.

Kicherers

gegen Norden fort. Je weiter wir kamen, desto dürrer ward die Gegend und hatte hin und wieder ganz das Ansehn, als ob die Pflanzen abgesengt wären, wie man dies in der Nähe der Capstadt wohl zu thun pflegt, um das Land zu düngen und eine neue Vegetation zu wecken. Wir rasteten Mittags an *Dwaalfontein* und kamen gegen Abend in *Sakriviersρoort* an.

So heiſst eine Öffnung, die zwischen einer Hügelreihe von nackten, zerbröckelten, schwarzüberzogenen *) Sandsteinfelsen in das Thal des *Sakriviers* hinausführt, und in welche sich zur Seite eine klare, nie versiegende Quelle ergieſst. Sie ist etwa hundert Schritt lang, und das Erdreich in derselben fruchtbarer als rund umher, weil es gewissermaſsen als das Bette eines Fluſses zu betrachten ist, der aus der höher liegenden Fläche die beste Erde hieher schwemmt. Abwärts sieht man daher auch diese Niederung noch einige hundert Schritte weit mit kurzem Rasen bedeckt, dessen Grün gegen die traurigen Felsen und die graue Vegetation der anstoſsenden Ebene vortheilhaft absticht. Neben dieser Poort hat der Missionär Kicherer um das Jahr 1799 ein

*) Aller Sandstein, den wir seit dem *Roggeveld* und weiter Landeinwärts antrafen, war mit diesem dichten, schwarzen Überzuge bedeckt. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob er allein von dem Eisengehalt herrührte, oder ob seine Ursachen in der Beschaffenheit der Athmosphäre liegen, welches fast wahrscheinlicher ist, da man nach den neuesten Erfahrungen im tropischen Africa alles Gestein ohne Ausnahme, in Ägypten sogar Kreidefelsen damit überzogen findet.

Institut zur Bekehrung der Heiden angelegt, von welchem er selbst und seine Freunde, in Europa viel Aufhebens und Rühmens gemacht haben. Unterstützt durch die ziemlich reichen Beiträge englischer Missionsgesellschaften kam er mit einer groſsen Schafherde und anderm Schlachtvieh hieher, und zog eine bedeutende Zahl von Hottentotten, ja sogar eine Horde von Buschmännern zu sich heran, denen er freien Unterhalt versprach, wenn sie seine Lehren annehmen und danach thun wollten. Er baute eine Art von Kirche, neben welcher die Wilden ihre Hütten aufschlugen, hielt einigemal täglich Gottesdienst, und predigte ihnen das Evangelium, ohne aber sonst weiter auf ihre sittliche Bildung sonderlich zu wirken. Im Gegentheil ward auch hier, wie bei van der Kemp, ganz vergessen, daſs der Mensch nicht nur beten, sondern auch arbeiten soll. Überdies betete man den Wilden in einer Sprache vor, von welcher Viele unter ihnen kein Wort verstanden, ja man lieſs sie wohl gar Sprüche und Gebete auswendig lernen, und hoffte sie würden dadurch der Sprache selbst mächtig werden, und dann auch wohl den Sinn verstehen, wie mystisch dieser übrigens auch sein mochte. Das Institut trug den Keim seines Untergangs in sich, da auf die Vermehrung des Mundbedarfs nicht vorgesehen war, und da man die Lehrlinge nicht zum Ackerbau oder zur Viehzucht anhielt. Die mitgebrachten Heerden, so bedeutend sie sein mochten, fingen daher nach und nach an, immer mehr zu mindern, die Nachschüsse blieben aus, die Colonisten wei-

gerten sich, freiwillige Beiträge zu geben, und so waren denn die Buschmänner die ersten, die dem Christenthum untreu wurden, sobald es nicht mehr hinreichend zu essen gab. Als in der Folge wieder Vieh herbeigeschafft wurde, fanden sie es bequemer, es dem Institut zu stehlen und damit in die Wildnifs zu fliehen, als es sich durch die geringe Mühe des Predigthörens und Betens zu verdienen, und aus den Lehrlingen des Instituts wurden nun seine furchtbarsten Feinde. Die Dürre einiger auf einander folgenden Jahre kam hinzu, das Geld aus Europa blieb aus, der Lehrlinge wurden immer weniger, und dies Alles brachte Herrn Kicherer im Jahr 1803 zu dem Entschlufs, das Institut auf eine Zeitlang zu verlassen und nach Europa zu reisen, um sich neue Unterstützung zu verschaffen. Damit ihm das desto besser gelinge, nahm er drei Hottentotten mit (einen Mann und zwei Weiber), die schon vor mehrern Jahren von dem Prediger Fleck in der Capstadt getauft waren, und gab diese für Zöglinge seines Instituts aus. Wieviel Aufsehen diese christlichen Hottentotten in London machten, und wie sehr sie, vorzüglich durch ihr dreistes Betragen gegen Grofse, die Herzen aller Frommen und Demüthigen erbauten, ist aus Kicherers eigner Schrift mit ihrem Bildnisse, ja sogar aus manchen öffentlichen Blättern aus jenen Zeiten bekannt. Was übrigens Herrn Kicherer selbst und seine Verdienste betrifft, so mufs ich die ganz auf ihrem Werth beruhen lassen, da ich ihn nicht persönlich kennen gelernt habe, und nur aus dem

Erfolge zu urtheilen im Stande bin; ich habe also nur von diesem zu reden. *)

Bei seiner Abreise nach Europa hatte Kicherer die Aufsicht über sein Institut einem seiner Gehülfen, einen gebornen Africaner, und nicht unbemittelten vormaligen Colonisten Namens Christian Botma übergeben, der aus reinem Enthusiasmus für die Sache des Christenthums nicht nur dem Lehrer hieher gefolgt war, sondern auch in seiner Abwesenheit die ganze Mühe des Unterrichts und die Abgeschiedenheit von den Seinen, ja selbst ansehnliche Aufopferungen an baarem Gelde sich nicht verdriessen liefs. Ihn fanden wir hier, einen schlichten, ruhigen, völlig anspruchlosen Mann, der bei mehrern Kenntnissen und Einsichten sich gewifs besser zum Missionär geschickt haben würde, als mancher aus Europa zu ähnlichem Zweck herübergesandte Frömmling. Schon bei dem ersten Besuch hatte er dem Landdrost zu seinen Unterhandlungen mit den Buschmännern auf alle Weise die Hand geboten, und auch seine sonstigen Zwecke nach besten Kräften gefördert, er empfing uns daher auch diesmal offen und gastfrei. Die sogenannte Kirche ward uns

*) Herr K. ist auch der Stifter eines ähnlichen Instituts jenseits des *Oranjeriviers*, das er aber bald einem andern Missionär, Namens Kramer, übergab. Hierauf bezieht sich, was Barrow (2ter Thl. S. 54) von ihm sagt. Er ging aber nicht allein unter die Buschmänner, sondern begleitet von vielen Bastardhottentotten. Übrigens gesteht Barrow selbst die grofsen Vorzüge der Herrnhutermissionen willig ein.

zur Wohnung angeboten, da wir aber die täglichen gottesdienstlichen Versammlungen nicht stören wollten, so liessen wir sogleich unser Zelt aufschlagen und baten nur um die Erlaubnifs, in dem Hause schlafen zu dürfen, um der nächtlichen Kälte auszuweichen.

Diese Kirche hat die Gestalt einer kleinen Scheune, denn sie besteht aus weiter nichts als den vier Wänden und dem Dache, ohne innere Abtheilungen oder Verzierungen. Gleich zur Linken des Einganges befindet sich eine Art von Catheder, von Steinen aufgemauert, auf welchem der Lehrer seinen Sitz nimmt und vor demselben sind 6 bis 8 Bänke für die zu unterrichtenden Hottentotten. Von einem Altar oder Kreuze, von Bildern oder sonst irgend einem Symbol des Christenthums ist keine Spur vorhanden. Statt dessen stehn in dem dunkeln Hintergrunde des Gebäudes ein Bett, ein Tisch, ein Paar mit ledernen Riemen überflochtene Stühle, und ein Paar alte Kasten, der ganze Hausrath des Sendlings. Die Fensteröffnungen sind mit Rahmen verschlossen, über welche klargegerbtes Schafleder gespannt ist. Sie passen aber zu schlecht um den Luftzug abzuhalten, zu gut um viel Licht durchzulassen. Neben diesem Gebäude, das 40 Fufs lang und 17 Fufs, breit ist, stehn 6 bis 8 sogenannte *Pondokken*, (kleine von Binsen über ein hölzernes Gerüst geflochtne und halb mit Lehm überstrichene Häuschen) in welchen die vornehmsten Bastardhottentotten wohnen, die Ärmern haben sich niedrige hemisphärische Hütten gebaut, die nur aus einem

hölzernen Gerippe bestehn, das mit Matten überzogen ist. Die ganze Zahl der Lehrlinge betrug in diesem Augenblick nicht mehr als 40 Köpfe, und unter diesen waren nur acht wehrbare Männer. Einige, die bisher auch noch hier gelebt hatten, waren erst vor Kurzem mit ihrem wenigen Vieh an einen andern Ort, den Kicherer ebenfalls zum Aufenthalt für seine Zöglinge bestimmt und *Blyde Vooruitzigt* (frohe Aussicht) genannt genannt hatte, hingezogen. Die mehrsten unter den hier Anwesenden waren Bastardhottentotten, und Viele darunter ganz weiſs von Farbe, auch gröſstentheils alle Erwachsene bereits getauft, ja in manchen Familien war der Vater oder die Mutter schon von christlichen Ältern geboren. Eigentliche reine Hottentotten waren nicht vorhanden, denn diese hatten das Institut wieder verlassen, und was hier noch übrig blieb war der alte Stamm des Instituts, die Ausgewählten, die Kicherer mitgebracht hatte, um die Andern durch sie zu bilden und die ihm daher auch treu zu bleiben gelobt hatten. Durch den Unterricht dieser wenigen, meistens schon im Christenthum erzognen Menschen, wird der Zweck des Instituts offenbar schlecht erfüllt; denn sie würden denselben auch im Dienst der Colonisten, für ihr Bedürfniſs vielleicht besser gefunden haben, und nicht so sehr zum Müssiggang verleitet sein, als hier der Fall ist. Ihre Faulheit ist in der That zuweilen empörend; anstatt sich etwas mit dem Ackerbau zu beschäftigen, oder wenigstens die geringe Anzahl von Vieh, die ihnen geblieben ist, or-

ordentlich zu warten, liegen sie den ganzen Tag ruhig in ihren Hütten, schicken einen Knaben mit der Heerde ins Feld, der manchen Tag zwei, drei und mehr davon entlaufen läſst, ohne daſs sie sich einmal sonderliche Mühe gäben, der verlornen wieder habhaft zu werden. So fanden unsre Leute auf der Jagd einmal sechs ihrer Ochsen, die ruhig an einem Berge weideten, indessen die Eigenthümer aussagten, die Buschmänner hätten sie gestohlen. Es bedurfte aber erst eines Befehls vom Landdrosten, ehe jemand hinging sie wiederzuholen, was vielleicht sonst aus Faulheit ganz unterblieben sein würde.

Der ganze Viehbestand, der vormals sehr ansehnlich gewesen war, betrug 300 Schafe und 40 Rinder. Die Kraale, worin diese Thiere billig bei Nacht sollen gehegt werden, sind eingefallen, und werden nicht wieder aufgebaut; das Vieh legt sich Nachts zwischen den Hütten nieder, oder verläuft sich, zertritt dem Missionär sein wenig Gartenland, verunreinigt die Quelle u. s. w. kurz, Sorglosigkeit und Müssiggang sind zu solchem Grade gestiegen, daſs man nicht ohne Unwillen und Ärger zwischen diesen Menschen verweilt. Botma selbst geht ihnen mit gutem Beispiele voran, und hat ein Stückchen Land von etwa anderthalb Morgen mit Getreide und Küchengewächsen bestellt und dürftig umzäunt, erlebt aber nicht selten den Kummer, daſs ihm seine eignen Zöglinge ganze Seiten des Zauns stehlen, um sich den weiten Gang nach Brennholz zu sparen, das in der Nähe nicht zu haben ist. Er klagte uns

mit Thränen, daſs alle seine Ermunterungen zur Thätigkeit und Betriebsamkeit fruchtlos blieben, Zwangsmittel habe er nicht, und könne sie auch deshalb nicht anwenden, weil sie sämtlich fromme und lernbegierige Menschen wären. Statt seiner übernahm denn der Landdrost das Geschäft, ihnen die Folgen ihres müſsigen Lebens etwas deutlicher zu machen, und drohte, wenn sie nicht selbst für ihren Unterhalt besorgt sein wollten, sie alle nach *Tülbagh* bringen und bei den öffentlichen Arbeiten gegen einen gewissen Lohn anstellen zu lassen. In der That hatte Botma aus reiner Gutmüthigkeit schon sein halbes Vermögen zugesetzt, um nur das Institut nicht untergehn zu lassen, und fuhr noch immer fort, aus eignen Mitteln die nöthigen Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen. Er verlangte daher sehnlichst nach Kicherers Rückkehr, mit welcher, wie er hoffte, eine glücklichere und nützlichere Periode des Instituts beginnen sollte.

Der Unterricht bestand darin, daſs auf den Schall einer alten Trommel, sich alle Lehrlinge in der Kirche versammelten, gemeinschaftlich einen Psalm sangen, und sich von dem Missionär ein Capitel aus der Bibel vorlesen und erklären lieſsen. Letzteres geschah zwar mit pietistischer Salbung, aber hier doch im Ganzen noch vernünftiger, als ich es von den mehrsten andern Missionären gehört habe. Diese Zusammenkünfte fanden täglich zweimal, Morgens um 7 Uhr und Abends um 5 Uhr statt, dauerten jedesmal drei Viertelstunden, und die ganze übrige Zeit ward

müssig und schlafend zugebracht. Sowohl Männer als Frauen trugen Kleider aus gegerbtem Antilopenleder von demselben Schnitt wie die Colonisten, die Weiber hatten überdies noch schmutzige leinene Mützen oder Tücher auf dem Kopfe. Nur hin und wieder sah man die Weiber mit dem Verfertigen dieser Kleider beschäftigt, Andre flochten zuweilen Matten aus Binsen *(Cyperus textilis)* zum Decken der Hütten, noch Andre kochten sich etwas Fleisch oder holten Wasser und Holz, aber immer mit einer Langsamkeit die auf eine ganz zur Gewohnheit gewordene Trägheit schliessen liefs. In ihrem ganzen Betragen, und besonders im Gespräch, trachteten sie eine fromme Demuth und Gelassenheit bemerklich zu machen, und entschuldigten ihre Faulheit immer mit ihrer Gleichgültigkeit gegen alles Irdische und Vergängliche. — Dafs die Schuld nicht ihnen beizumessen sei, sondern dem Geist in welchem das Institut errichtet ward, dazu bedarf es keines andern Beweises, als der Erinnerung, dafs dieselben Menschen in *Baviaanskloof* zu thätigen und glücklichen Bürgern umgebildet werden. —

Auch hier erfuhren wir wieder von allen Seiten Klagen über die Räubereien der Buschmänner. Vor kaum acht Tagen war die ganze Heerde der hiesigen Hottentotten von ihnen hinweggeführt, man hatte es aber noch zeitig genug entdeckt, und ihnen die Beute wieder abgejagt. Von den vier Bastarden, die sich dies Verdienst erworben hatten, waren zwei in dem Gefecht verwundet worden, der Eine, wie es scheint, mit ei-

nem frisch vergifteten Pfeile, denn er war eine Stunde nachher gestorben. Der Andre lag noch krank und begehrte meine Hülfe. Die Wunde war unbedeutend gewesen, und kaum durch die äufsern Bedeckungen des Unterarms gegangen, der Pfeil auch in der Minute der Verwundung wieder ausgezogen, dennoch hatte sich wenige Stunden nachher, eine aufserordentliche Geschwulst eingestellt, an welcher der Mensch unsägliche Schmerzen litt. Ich liefs den Verband abnehmen, der in blofsem frischem Schaffett und ledernen Lappen bestand, und fand noch die Hand, den Unteram und die Hälfte des Oberarms ansehnlich geschwollen. Aus der Wunde hatte sich ein bösartiges Geschwür gebildet, das selbst auf der Gegenseite des Arms durchgebrochen war, und ein dünnes scharfes Eiter ergofs. Die Ränder waren flach und speckig, und die Haut, an der Seite wo das Eiter ablief, mit Bläschen bedeckt, die besonders viel Schmerz verursachten. Der Kranke meinte, es gehe schon besser, er fühle sich seit den beiden letzten Tagen Fieberfrei und weniger vom Schmerz angegriffen, der Anfangs, zumal des Nachts unerträglich gewesen sei. Ich bereitete ihm eine Präcipitatsalbe und gab ihm einige innerliche Mittel, worauf es sich noch während meines Aufenthalts merklich besserte. Doch hatte sich die Wunde kaum geschlossen, als ich zwei Monate später auf der Rückreise wieder hier durch kam.

Auf einer benachbarten Pächterei, wo einige sogenannte zahme Buschmänner im Dienst standen, hatte einer derselben Meuterei gegen seinen Herrn

gestiftet, ihn ermorden und mit dem Vieh davon gehen wollen. Einer der Mitverschwornen verrieth das Complott, und half die Rädelsführer gefangen nehmen. Sie wurden zu uns gebracht, leugneten aber Alles standhaft, bis von einem andern Colonisten einige aufgefangene Buschmänner (vier junge Burschen von 16 bis 20 Jahren) herbeigebracht wurden, welche bekannten, daſs sie Willens gewesen wären, weiter landeinwärts zu gehn, und daſs sie den Beschuldigten bei ihrem letzten friedlichen Besuch auf der Pächterei seines Dienstherrn aufgefordert hätten, sie zu begleiten. Er habe auch versprochen, seinen Abschied zu nehmen und ihnen gegen den nächsten Vollmond zu folgen. Aus diesen und vielen andern Umständen, die sich beim Verhör ergaben, ging die Überzeugung von der Schuld des Verhafteten hervor, die er zuletzt auch zum Theil eingestand. Es ward daher beschlossen, ihn nach *Tülbagh* zu senden, und ihm dort den Prozeſs zu machen. Die übrigen Buschmänner aber, die sich bis jetzt immer ziemlich friedlich in dieser Gegend aufgehalten, und von den Colonisten dann und wann etwas Tabak und Branntwein erbettelt hatten, wurden in Freiheit gesetzt, so sehr sie auch der Verdacht traf, von der bösen Absicht ihres Landmanns unterrichtet gewesen zu sein, oder sie wohl gar angestiftet zu haben. Es schien uns aber nothwendig, diesen Menschen alle mögliche Schonung zu beweisen, um sie zu friedlichen Gesinnungen zu stimmen. Wir erkundigten uns durch unsre Dolmetscher angelegent-

lich nach dem jetzigen Aufenthalt des Captein Goedhart, mit welchem wir eben auf dieser Reise einen förmlichen Friedensvertrag abschliessen sollten und für den wir selbst ansehnliche Geschenke mitgebracht hatten. Unsre Buschmänner erklärten ihn für einen argen Schelm, auf den man sich nicht verlassen dürfe; er habe gleich nach dem letzten Besuche des Landdrosten zuerst wieder angefangen zu rauben, er sei der Anstifter alles des Bösen, was jetzt von den Buschmännern geschehe, und die Nachricht von unsrer Ankunft habe ihn daher so erschreckt, dafs er mit allen seinen Leuten nach den *Karreebergen* entflohen sei. Dort würden wir ihn vielleicht treffen, und eine Heerde von vierhundert Rindern bei ihm finden, die er in den letzten Monaten durch Raub an sich gebracht. Wir boten ihnen darauf eine Belohnung, wenn sie zu ihm gehn und ihn zu uns einladen wollten, um mit ihm über die Herausgabe dieser Heerde und über Bedingungen zu einem festen Frieden zu unterhandeln. Im Weigerungsfall sollten sie ihm drohen, dafs man ein grofses Commando gegen ihn schikken und ihn für seine Übelthaten bestrafen werde. Sie erklärten aber einmüthig, dafs sie nicht zu ihm gehn könnten, weil er sie gewifs gleich todtschlagen werde, denn das habe er Allen gedroht, die noch bei den Christen blieben.

Wir gaben ihnen noch einige kleine Geschenke und entliessen sie mit guten Ermahnungen, hätten aber (wie der Erfolg lehrte) besser gethan, sie gefangen nach *Tülbagh* zu senden. Denn

kaum einen Monat nachher überfielen diese vier Burschen bei Nacht eine Pächterei, die sie noch Tags vorher friedlich besucht hatten, schlugen die Hunde todt und gingen mit dem Vieh davon. Der Eigenthümer und dessen Nachbaren verfolgten sie, schossen zwei von ihnen todt, und bemächtigten sich wieder der Beute.

In eben diesen Tagen wurden noch mehr gefangne Buschmänner eingebracht, die ein Spann Ochsen gestohlen hatten, das uns zu unsrer Reise aus dem *Roggeveld* gesandt war. Man hatte sie ertappt, während sie beschäftigt waren, einen davon zu verzehren.

Unter diesen befand sich Einer, der sich schon seit einem Menschenalter in dieser Gegend furchtbar gemacht hatte, oft schon gefangen gewesen, aber immer wieder glücklich entkommen war. Die Colonisten kannten ihn unter dem Namen Bartman, denn er war der einzige, der wegen seines Alters, (er mochte zwischen 50 und 60 Jahr alt sein,) um Lippen und Kinn behaart war, mit ihm waren seine Frau und zwei Kinder von 4 bis 6 Jahren gefangen. Unterwegs hatte man ihm erzählt, der Landdrost sei da, und werde ihn gleich erschiessen lassen. Er zitterte am ganzen Leibe, als er vor uns gebracht ward, und es dauerte lange, ehe der Dolmetscher eine Antwort aus ihm hervorbringen konnte. Er ward befragt, warum er immer soviel gestohlen habe, statt der Antwort deutete er auf seinen ganz in Runzeln zusammengeschrumpften Bauch, faſste die Haut und zog sie weit vor, damit man sähe, wie weit sie

sich ausdehnen könne, wenn er den Leib voll habe. Ohne sich auch sonst auf eine Antwort einzulassen, bat er gleich um etwas zu essen, obgleich er erst vor einer Stunde ein gutes Frühstück zu sich genommen hatte. Jede seiner Antworten verrieth eine völlige Gleichgültigkeit gegen Alles was mit ihm vorging, er sprach sehr beschwerlich und zeigte überhaupt soviel Stumpfsinn und sonstige Altersschwächen, daſs wir in Verlegenheit geriethen, was mit ihm zu machen sei. Da er indessen bewiesen hatte, daſs er noch Kräfte habe zu schaden, ward er mit seinem Landsmann nach *Tülbagh* gesandt. Auch seine Frau, der die Colonisten Schuld gaben, daſs sie ihn immer zu Räuberien gereizt und dazu ihre Hülfe geliehen habe, durfte man nicht frei lassen, doch ward sie der Kinder wegen milder behandelt, und auf einem andern Wagen, nur an einem Arm geschlossen, abgeführt. Als man die Eheleute von einander trennte, gab der alte Bartman, der doch immer noch glauben muſste, es gehe zum Tode, kein Zeichen von Betrübniſs von sich, sondern verlieſs die Kinder, ohne sich einmal nach ihnen umzusehen. Zwei andre Gefangne, die eben noch gebracht wurden, muſsten sein Loos theilen, und mitreisen, um weiter kein Unheil anrichten zu können. Sie entkamen aber unterwegs wieder, weil die Colonisten, die im *Roggeveld* zu ihrer Bewachung mitgegeben waren, ihnen aus Mitleiden die Eisen abnahmen, und sie in diesem Zustand aus der Acht liessen.

Wir sandten zugleich einen ausführlichen Be-

richt an den General ab, in welchem wir ihm die traurige Lage der Colonisten schilderten, und es ihm anheim stellten, ob ein Commando gegen die Buschmänner ausziehen solle, worüber wir bei unsrer Zurückkunft seine Befehle hier erwarten wollten, im Bejahungsfall aber um einen Vorrath an Pulver und Blei ersuchten, weil es hier in solchem Grade daran fehlte, daſs die Bauern nicht einmal zu ihrer Vertheidigung, vielweniger zur Jagd oder zum Kriege damit versehen waren. In einem Privatschreiben that ich den Vorschlag, die Instruction zu einem solchen Commando so einzurichten, daſs den Bauern geboten würde, des Lebens dieser unglücklichen Wilden soviel möglich zu schonen, dagegen alle einzufangen, deren man habhaft werden könne. In der Nähe der Capstadt müsse dann ein Ort gefunden werden, (etwa das *Robbeneiland,)* wo man sie in leichter Gefangenschaft an mäſsige Arbeit gewöhnen könne, deren Ertrag nur soviel abzuwerfen brauche, als ihre Unterhaltung dem Staat koste. So könne man hoffen, sie nach und nach, wenn auch erst in der zweiten Generation, an ein thätigeres Leben und an gewisse Bedürfnisse zu gewöhnen, da sie jetzt nur ein Gut, das Leben, und nur ein Bedürfniſs, das der Ernährung kennten. So werde ein doppelter Nutzen erreicht, die Grenze von einem groſsen Übel befreit und das arme Volk selbst zu einer höhern Stuffe von Cultur erhoben. Zur Belohnung könne man die Besten unter ihnen nach und nach in Freiheit setzen und wieder hieher schicken und sie viel-

leicht gar zu Bekehrern ihrer Landsleute machen. Dagegen mufste ich freilich zu bedenken geben, dafs die wilden Buschmänner keinen wieder unter sich aufnehmen, der lange bei den Christen gelebt hat, und dafs ein entwilderter Buschmann schwerlich sich wieder an den Aufenthalt in diesen unwirthbaren Wüsten gewöhnen werde, ohne auch die sanfteren Sitten wieder abzulegen und aufs Neue den Raub zu seinem Gewerbe zu machen. — Da indessen General Janssens (und zwar aus guten Gründen) dem Ausschreiben des Commando's seine Zustimmung versagte, und überdies wichtigere Angelegenheiten, z. B. die Vertheidigung der Colonie gegen den Angriff der Engländer, bald seine Aufmerksamkeit ganz von diesem Gegenstand ablenkten, so konnte auch von der Ausführung solcher Vorschläge die Rede nicht weiter sein, und es ist der jetzigen Regierung vorbehalten geblieben, dem grofsen Übel des Kriegs mit den Buschmännern durch ähnliche Maafsregeln abzuhelfen. Vorläufig ward den Colonisten befohlen, auch in ihrer Vertheidigung so menschlich als möglich zu verfahren, kein Blut zu vergiessen, wo die Noth es nicht heische, dagegen die Räuber einzufangen, und nach *Tülbagh* zu senden. Jeder Greuel werde hart geahndet und von der Regierung Rechenschaft über jeden getödteten Buschmann gefordert werden.

Es ist hier vielleicht der beste Ort, das, was ich bisher an einzelnen Stellen über die Buschmänner gesagt habe, durch einige ergänzende Bemerkungen zu vervollständigen. Die

folgenden Begebenheiten der Reise werden dann um so leichter zu erzählen sein, und zugleich Belege zu manchen Behauptungen liefern. *)

Die Gegend zwischen dem *Oranjerivier* und dem Gebirge, das sich vom *Roggeveld* durch die *Schneeberge* weiter nach Osten hinzieht, ist das wahre Vaterland der Buschmänner. Hier überzeugt sich der Reisende, daſs es einen Landstrich gebe, der noch unwirthbarer und widriger sein könne, als die *Karroo* selbst. Dort erfrischt doch noch zu mancher Jahreszeit der Regen das Feld und alljährlich grünt wenigstens einmal die Flur, hier aber vergehen Jahre ohne Regen; der Boden, dort fruchtbarer Thon, der nur der Befeuchtung bedarf, um der Pflanzenwelt reichliche Nahrung zu geben, ist hier mit Felsbrocken und Gerölle bedeckt, nur eine dünne Schicht verwitterter Steinmasse, kaum die dürftigsten Saftgewächse nährend. Zwei sehr merklich unterschiedne Climate trennt dieser Landstrich: das der Capcolonie und das, des innern Kaffernlandes. Doch theilt er nicht mit jener die fruchtbaren Winterregen, nicht mit diesem die häufigen Gewitter der heiſsen Jahrszeit, sondern nur unregelmäſsig und gleichsam zufällig scheinen sich hier schnell vorüberziehende Wolken zuweilen zu entladen. — Nur wenige Thiere finden hier Nahrung, nur die, welche die Natur eigends für solche dürre Landstriche geschaffen zu haben scheint: der

*) Man vergleiche mit dem Folgenden S. 182 des ersten, und S. 71 dieses Bandes.

Straufs, die Elennantilope, das Rhinoceros und das genügsame Schaf, das der eingewanderte Menschenstamm mit hieher geführt hat, und von welchem allein er das kümmerliche Leben fristet. Den ursprünglichen Bewohner dieser Gegend aber kann die Viehzucht nicht nähren, da das Rindvieh, das einzige gezähmte, das von jeher im südlichen Africa vorhanden war, auf so schlechten Weiden nicht artet. Schlangen, Eidechsen, Ameisen und Heuschrecken sind die Thiere die der Buschmann erjagt, und wovon er sich nährt, denn nur selten steht ein gröfseres Wild seinem schwachen Geschütz. Des Trinkens fast entwöhnt, begnügt er sich Tagelang ohne Wasser, käut statt dessen Saftgewächse, und geniefst seine Speisen ohne Salz. Seine Nahrung immer an einem andern Ort aufsuchend und den Zügen der Antilopen und Insecten nachgehend, kennt er keine feste Wohnung, sondern birgt sich bei Nacht in Höhlen, in selbst gescharrten Gruben, oder in der milderen Jahrszeit unter den Zweigen der Bäume, wo er deren findet. Bei dieser Lebensart kann die körperliche Bildung des Volks keine andre sein, als die sie wirklich ist. Die Buschmänner sind klein, hager, scheinbar schwach, aber durch die Abhärtungen ihres irrenden Lebens auch wieder grofser Anstrengungen fähig; ihr äufseres Ansehen ist weniger schlaff, als das der Koranen und andrer civilisirterer Hottentottenstämme. Ihre höheren Sinneswerkzeuge sind von besondrer Schärfe, da sie sie täglich üben, um ihre Nahrung von Weitem zu erspähen und zu er-

lauern. Ihre niedern dagegen sind schwach und fast sollte man glauben, sie hätten weder Geschmack, noch Geruch, noch Gefühl, denn man bemerkt weder Ekel gegen die widrigsten Speisen, noch Empfindlichkeit gegen die auffallendsten Änderungen der Lufttemperatur.

Wo ein jeder Einzelne nur auf die augenblickliche Befriedigung des ersten thierischen Bedürfnisses bedacht ist, ohne auf die Zukunft vorauszudenken, ohne sich den dauernden Besitz irgend eines Guts sichern zu wollen, da kann sich kein geselliges Band um eine gröſsere Zahl von Menschen schlingen. Nur Familien giebt es, einzelne kleine Horden, die der Geschlechtstrieb, die *instinctmäſsige Liebe* zu den Kindern oder die zur Gewohnheit gewordne gegenseitige Anhänglichkeit der Geschwister zusammenhält. Auch verstattet die Dürftigkeit, in welcher die Lebensmittel zu Gebote stehn keine gröſseren Gesellschaften; selbst diese Familien müssen zuweilen sich trennen, weil ein und derselbe Ort nicht für sie Alle die nöthige Menge von Nahrung hervorbringt. Ein Theil wandert hier, der andre dort hin, nur der Zufall führt sie zuweilen wieder zusammen, und wenn die Umstände dann günstiger sind, wenn etwa die Jagd ihnen gröſsere Thiere in die Hände liefert, oder wenn die Noth sie endlich zwingt, einen gemeinschaftlichen Raub zu unternehmen, der ihnen einen reichen Vorrath giebt, leben sie auf längere Zeit wieder mit einander. Keiner hat vor den Übrigen ein höheres Ansehn durch ererbten Rang; nur die Körperkraft

entscheidet, und der Stärkere, Gewandtere macht diese oft in solchem Grade geltend, dafs der Schwächere ihm seine Waffen, ja selbst sein Weib und seine Kinder abtreten mufs, wenn er das Leben behalten will.

Es giebt demnach vielleicht keine Wilden auf der Erde, deren ganze physische Existenz der rein thierischen näher verwandt wäre, als die der Buschmänner, deren Bedürfnisse, Sorgen und Freuden unbedeutender und die daher selbst der Cultur unfähiger wären, als sie. Gewifs aber findet man kein wildes Volk, bei welchem ein ähnlicher Grad von thierischer Rohheit mit so viel Verschmitztheit und mit so vielen Beweisen geübter Seelenkräfte verbunden ist. — Schlaf, Essen und Trinken sind wohl die einzigen Bedürfnisse, und wenn man Tabakrauchen und Brantweintrinken dazu rechnet, die einzigen Freuden, die der Buschmann kennt, aber er kann ihnen auf längere Zeit entsagen. Derselbe Buschmann der mit fünf seiner Landsleute ein fettes Schaf in einer Stunde, ein Quagga in einer halben Nacht ganz und gar verzehrt, ist im Stande drei bis vier Tage, ja länger Hunger zu leiden, auch wenn ein solches Fest nicht vorhergegangen ist. Oft ist blofse Faulheit die Ursache dieser Entbehrung und er schnürt sich lieber den Bauch ein und verschläft seinen Hunger, als dafs er sich mit körperlicher Anstrengung Nahrung zu verschaffen suchen sollte. Monate lang lebt er wieder von wenigen kleinen Zwiebeln, die zu gewissen Jahrszeiten in den Niederungen sich finden lassen, und verläfst die Ge-

gend nicht eher, als bis die ganze Erndte verzehrt ist. Eine ungemeine Ausdauer zeigt sich in allen seinen Unternehmungen. Tagelang scharren sie zuweilen in niedrigen Gegenden nach Wasser und wenn sie überzeugt sind, daſs es hier sich finden müsse, so stehen sie nicht davon ab und sollte das Loch Mannstief werden müssen. Der ganze Lohn ist oft eine Handvoll Wasser, die ein Jeder sich, wie ihn die Reihe trift, heraushohlt, indessen der Folgende geduldig wartet, bis das Loch wieder soweit vollgelaufen ist, daſs auch er schöpfen kann. Von der Spur eines einmal verfolgten Wildes bringt sie nichts ab, von einem einmal beschlossenen Unternehmen schreckt keine Schwierigkeit sie zurück. Nur der erste Schritt dazu scheint ihnen immer schwer zu werden. Haben sie sich aber einmal aus ihrer Unthätigkeit aufgerafft, so führen sie ihr Unternehmen mit List, Ausdauer und Kühnheit zu Ende. Aber diese Kühnheit ist kein kriegerischer Muth, sie wagen Vieles auf gut Glück, nichts im Vertrauen auf ihren Arm. Im offenen Felde stellen sie sich ihrem Feinde nimmer zur Schlacht, ein Flintenschuſs jagt Hunderte von ihnen in die Flucht, und wer ihnen mit einem Knüppel bewaffnet auf den Leib rennet, hat sicher von der überlegensten Zahl keinen Widerstand zu fürchten. Dagegen: aus einem sichern Hinterhalte Pfeile abzudrücken, einen Unbewaffneten unerwartet hinterwärts zu durchstoſsen, ihre Art Krieg zu führen ist.

Ihre gröſste Fertigkeit besteht in dem Gebrauch ihrer Waffen, und in dem Erspähen ihres

Feindes oder seiner Bewegungen. Wie unvollkommen ihre Sprache auch ist, so haben sie doch eine sehr zusammengesetzte Art, sich durch Gebehrden und Zeichen verständlich zu machen, welche letztern so vervielfältigt sind, daſs sie sich in meilenweiten Entfernungen, vorzüglich bei Nacht durch Feuer, auf den Gipfeln der Berge angelegt, von der Zahl ihrer Verfolger oder von der Stärke einer zu raubenden Heerde, und dem Vertheidigungszustand der sie bewachenden Hirten zu benachrichtigen wissen. Das Gesicht eines Buschmanns ist durch den Aufenthalt auf den Berghöhen und durch das immerwährende Ausblicken nach entfernter Beute, so geschärft, daſs ihm Gegenstände in Entfernungen deutlich werden, in welchen sie auch das beste europäische Auge nur mit Fernröhren bewaffnet, wahrnimmt. Ich habe davon in der Folge oft Proben gesehn, indem uns unsre zahmen Buschmänner Heerden von Antilopen zuweilen in Entfernungen von anderthalb Meilen nachwiesen. Am auffallendsten bewährte sich aber dies fast angeborne Vermögen der Buschmänner an dem Knaben von dieser Nation, den General Janssens mit nach Europa nahm. Wir hatten, auf der Heimreise am Bord der *Bellona*, oft unsre Freude daran, wenn dieser Knabe vom Verdeck aus, Schiffe am äuſsersten Rande des Horizonts entdeckte, die die Matrosen in den Masten noch nicht sahen, und die auch wir kaum mit Fernröhren auffinden konnten, ehe sie nicht etwas näher gekommen waren. Auch die Gegenprobe ward gemacht, und er

muſs-

mufste Schiffe aufsuchen, die unser Capitain vom Maste durch das Fernglas entdeckt hatte; es gelang ihm auch das jedesmal.

Da ihre Waffen ihr einziges Eigenthum ausmachen, und zugleich das einzige Kunstproduct sind, das aus ihren Händen hervorgeht, so verdienen sie hier auch wohl eine kurze Beschreibung.

Der Bogen hat gewöhnlich eine Länge von fünf Fufs und besteht aus einem mäfsig gebogenen, in der Mitte dickeren Stabe von sehr hartem Holz und einer Strohhalmdicken Sehne, die aus zusammengedrehten und gesponnenen Sehnenscheiden gröfserer Thiere verfertigt wird. Das ganze Werkzeug ist roh und einfach. — Die Pfeile sind im Durchschnitt drittehalb Fufs lang, der Schaft besteht aus dickerem Schilfrohr, und ist am untern Ende eingekerbt, um auf die Sehne zu passen, umsponnen damit er nicht spalte, und mit der Feder eines Raubvogels versehen, um seinem Flug eine gerade, sichere Richtung zu geben. An dem obern Ende ist ein derber Röhrenknochen (gewöhnlich das Wadenbein einer Antilope) statt der Spitze eingefügt, und entweder wirklich scharf zugespitzt, oder noch ein dreieckiges eisernes Plättchen daran befestigt, in beiden Fällen aber immer dick überzogen mit Gift. Dieses Gift hat eine bräunliche Farbe, ist im frischen wirksamsten Zustande, von der Consistenz des Wachses und klebrig, wird aber bald trocken und hart. Sie setzen es aus mehrern Substanzen zusammen, deren schädliche Wirkung auf den thierischen Körper sie durch Erfahrung nach und nach

kennen gelernt haben. Das Hauptingrediens ist immer das Schlangengift, weil dies aber für sich zu dünnflüſsig und flüchtig ist, mischen sie es mit dem giftigen Safte groſser Euphorbien (Arten von Wolfsmilch) der, eingedickt, die oben beschriebene Wachs-Consistenz bekommt. Auſserdem wird der Giftmasse sehr oft noch der ausgepreſste Saft aus der Zwiebel des *Haemanthus toxicarius* zugesetzt, der ihr eine scharf alcalische, die Blutmasse schnell zersetzende Kraft giebt. Die zahmen Buschmänner nennen diesen Saft in holländischer Übersetzung: *Bolletjes-Gift*. Auſserdem beschrieben sie mir noch eine vierte Art unter dem Namen *Klipgift*, als eine zähe bräunliche Masse, die sich hin und wieder auf den Felsen finde. Ich habe sie nie zu sehn bekommen, und kann nicht angeben, was sie gemeint haben mögen. Ein Colonist, der sie gut kannte, und dem ich meine Vermuthung mittheilte, es sei eine Art Erdharz, leugnete dies und behauptete, es sei der natürlich ausfliessende Saft einer Pflanze.

Nach Maasgabe der beabsichteten Wirkung werden diese Ingredienzen in andern Verhältnissen gemischt, z. B. mehr Schlangengift, wenn es einen Angriff auf Menschen gilt, mehr Zwiebelgift, wenn es zur Jagd dienen soll. Obgleich sie wissen, daſs das Gift nicht anders schadet, als wenn es unmittelbar ins Blut kommt, so vermeiden sie doch sehr, es mit bloſsen Händen zu bereiten, sondern dies geschieht auf ausgehöhlten und vorher mäſsig erwärmten Steinen, mit Hülfe eines hölzernen Stäbchens. Besonders sind sie

behutsam beim Aufstreichen auf den Pfeil, wo eine ungeschickte Wendung sie selbst verletzen könnte. Da dient ihnen eine Rinne des Steins, in welche der Pfeil genau paſst, die vorher mit der Giftmasse angefüllt ist, und in welcher die Spitze so lange gedreht und mit dem Stäbchen bestrichen wird, bis die gehörige Menge des Gifts daran sitzt. Eine besonders boshafte Einrichtung des Pfeils ist die, daſs er an einer Stelle, gewöhnlich einen Zoll lang unter der Spitze, zur Hälfte durchgesägt ist, damit diese gleich abknicke und in der Wunde stecken bleibe, wenn sie etwa auf einen Knochen stieſse. Damit auch dasselbe bei der Verwundung weicher Theile, wenigstens bei dem Versuch des Herausziehens erfolge, befindet sich dicht neben dieser eingesägten Stelle, halb nach hinten gerichtet, ein widerhakendes Federblättchen, das bei unvorsichtiger Handhabung des eingedrungenen Pfeils, das Abbrechen der Spitze in der innersten Wunde bewirkt, wo denn gar keine Hülfe mehr möglich ist, weil gleich nachher Alles darüber her schwillt.

Sowohl das Holz zu dem Bogen, als die eisernen Spitzen bekommen sie von weit her, nur durch Tausch gegen fertige Pfeile von ihren Landsleuten im Osten, oder das Eisen durch Raub, indem sie die Hassagien der Kaffervölker dazu verarbeiten. Sie kennen aber den Gebrauch des Feuers zu dieser Arbeit nicht, sondern verfertigen diese dreieckigen Plättchen allein durch Abbrechen, Hämmern und Schleifen des Eisens, daher, nach ihrer eignen Versicherung, ein jeder

Pfeil einen ganzen Tag Arbeit kostet. Übrigens sind bei weitem die wenigsten Pfeile mit solchen eisernen Spitzen versehen, und werden von ihnen immer nur im Kriege gegen Menschen, nie auf der Jagd gebraucht. Die Bereitung dieser Pfeile und die Mischung des Giftes gilt bei ihnen für eine Kunst, in deren vollkommenem Besitz nur Wenige sind.

Eben so wissen nicht Alle die giftigsten Schlangen von den weniger schädlichen zu unterscheiden. Im Allgemeinen aber gilt die Regel, daſs die schnellsten und behendesten am mehrsten Gift bei sich haben. Die bekannten Hornschlangen, die von den Colonisten für so sehr gefährlich gehalten werden, achten sie deshalb wenig, weil sie sich so langsam fortbewegen. Andre sonst sehr giftige Arten sind träge gegen die Zeit wenn sie ihre Haut abwerfen wollen, und haben, nach der Buschmänner Aussage, in diesem Zustaude kein brauchbares Gift bei sich. Je mehr Mühe aber eine Schlange beim Fang macht, je tiefer sie sie zwischen den Felsen hervorholen müssen, je mehr sie sich erbittert und zur Wehr setzt, desto wirksamer ist nach ihrer Meinung das Gift, und desto beharrlicher sind sie in der Verfolgung. Man muſs erstaunen über die Dreistigkeit und Behendigkeit die sie bei diesem Geschäfte zeigen. Sobald sie die Schlange erst auf ebenem Boden haben, ist ihr auf den Hals treten, den Kopf mit den Fingern von den Seiten fest zusammendrücken, daſs sie die Kinnladen nicht zu schliessen im Stande ist, und ihn mit einem Mes-

ser vom Körper trennen, oder in Ermangelung dessen ihn mit den Zähnen abbeifsen, die Sache eines Augenblicks. Dann ziehen sie die Giftsäcke hinten aus dem Kopfe hervor, und bewahren sie bis zum Gebrauch, um dann erst die wenigen Tropfen darin enthaltener Flüssigkeit auszudrükken. Dafs sie kein Bedenken tragen, den ganzen übrigen Körper der Schlange zu verzehren, ja dafs sie sie fast den Fischen vorziehen, habe ich schon angeführt.

Der Köcher in welchem sie die Pfeile bewahren, wird aus dem, schon an sich hohlen Stamm einer grofsen *Aloë* verfertigt, die daher auch bei den Colonisten den Namen des Köcherbaums führt, und mit *A. perfoliata* nahe verwandt ist. Der Boden und Deckel des Köchers sind von Leder, ja zu mehrerer Festigkeit überziehen sie ihn oft ganz damit. Er wird an einem Riemen lose über der linken Schulter getragen, so dafs sie ihn zum Gebrauch gleich auf den Unterarm gleiten lassen können, an welchem sie ihn auch während des Abschiessens der Pfeile hängen lassen, um nach einem Fehlschufs gleich einen neuen zur Hand zu haben. Auf diese Weise thun sie in einer Minute fünf bis sechs Schüsse. Sie halten den Bogen dabei nicht wagerecht, wie man glauben möchte, sondern senkrecht wie der Schütz im Thierkreis; mit der vollen Linken fassen sie ihn in der Mitte, der Pfeil ruht auf dem Daumen, und die Rechte zieht den Pfeil zugleich mit der Sehne zurück. Dies Alles geschieht in bequemer Höhe, ohne mühsames Zielen, weit unter

dem Auge, so daſs sie die Richtung des Pfeils ganz übersehen, aber nicht seine Neigung. Daher fehlen sie oft in der Höhe, nie in der Richtung und werden einen gegebnen Baumstamm von einiger Höhe und etwa halbfüſsiger Dicke jedesmal treffen, indessen sie über eine drei Fuſs hohe Hecke fast immer hinwegschiessen, oder sie nicht erreichen. Die Entfernung in welcher ihr Geschütz noch sicher trifft, ist achtzig Schritt, drüber hinaus fehlen auch wohl die Besten, und der Pfeil verliert an Kraft; wir haben aber ein einzelnes Mal auf 105 Schritt treffen gesehn.

Auf der Jagd muſs daher List und Gewandtheit die Unvollkommenheit dieser Waffen ersetzen, und sie sind denn auch so geübt im Beschleichen des Wildes, daſs sie darin schwerlich ihren Meister finden. Es ist keine kleine Aufgabe, in diesen kahlen Flächen sich dem Auge der scheuen Antilopen und fernsichtigen Strauſse so zu entzielen, daſs man ihnen auf funfzig bis sechzig Schritt nahe kommen könnte. Das erreichen sie aber dadurch, daſs sie fast auf dem Bauche kriechend sich fortbewegen, den Leib und die Kleider mit dem Staube der Erde bestreuen, um nicht durch die Farbe aufzufallen, und sich nicht bewegen, sobald das Thier aufmerksam zu werden droht. Sie verlieren dabei die Geduld nicht, wenn auch mehrere Stunden darüber vergehn sollten, und selten entkommt ihnen ein Thier, dem sie einmal auf diese Weise nachstellen.

Eben so vorsichtig und planmäſsig verfahren sie bei ihren Räubereien, wagen nie einen An-

griff, ohne vorher Alles wohl erspäht und ausgekundschaftet zu haben, und sind schon auf jeden möglichen Fall mit einander über die zu nehmenden Maaſsregeln und die zu gebenden Zeichen einverstanden. In der Zeit des letzten Mondviertels hat man sie am mehrsten zu fürchten, denn dann unternehmen sie den Raub im Dunkeln vor Mitternacht, um nachher im Mondschein desto schneller fliehn zu können. Überhaupt führen sie solche Unternehmungen immer in den ersten Abendstunden aus, um die ganze Nacht vor sich zu haben. Noch mehr aber muſs man sich bei kaltem Regenwetter vor ihnen in Acht nehmen, und darf es in vielen Gegenden kaum wagen, das Vieh dann in die Weide zu treiben. Denn sie wissen gar wohl, daſs ein Gewehr in der Nässe leicht versagt; die Hottentotten die man als Hirten gebraucht, sind überdies gegen die nasse Kälte sehr empfindlich, bergen sich dann in den Felsen, machen sich ein Feuer an, und schlafen wohl gar dabei ein. Da hat man denn oft die Ochsen geraubt, und den Hirten im Schlafe ermordet gefunden. Um vor allem Widerstand sicher zu sein, pflegen sie am liebsten mit einem groſsen Stein dem Schlafenden den Kopf zu zerschmettern.

An zwei (bereits angedeuteten) Stellen dieses Reiseberichts habe ich mir selbst vorgreifen und zum bessern Verständniſs des dort Erzählten schon Einiges über die Buschmänner sagen müssen, das ich hier nicht wiederholen darf. Ihrer Art sich zu kleiden, zu nähren, ihrer Namenlosigkeit, ihres Verfahrens beim Raube, ist dort schon Erwäh-

nung geschehn, und wenn ich noch die Bemerkung hinzufüge, dafs sie keine Vorstellung von dem Dasein eines höchsten Wesens haben, sondern in gröberem Aberglauben befangen sind, als selbst die Kaffern, so kann ich glauben, das Wichtigste von ihnen angegeben zu haben, und wieder zu dem Verfolg meiner Reise zurückkehren. *)

Nach und nach versammelten sich die Colonisten und Hottentotten, die zu unsrer Begleitung entboten waren, doch erschienen bei Weitem nicht Alle, sondern die mehrsten entschuldigten sich schriftlich, und schickten dem nutzlosen Gebrauch gemäfs, eine Menge von *Verklaaringen* (Zeugnissen) ein, dafs sie unmöglich abkommen könnten. Die Veldcornets Nel und Van Aart meldeten, dafs sie dem Befehl, junge Leute aus ihren Bezirken zur Escorte zu stellen, nicht Genüge leisten könnten, da sie bereits sämmtlich nach der *Karroo* gezogen wären. Einige Andre, die wirklich bei uns ankamen, aber zu früh von den Greueln der Buschmänner und von der Gefahr, die mit der Reise verbunden sein konnte, hörten, erbaten sich noch auf wenige Tage Urlaub, um daheim noch etwas zu beschicken, und — kamen nicht wieder. So blieben uns denn, statt der entbotenen gröfsern Zahl nur drei von Allen getreu, die uns aber durch ihren Eifer und andre empfehlende Eigenschaften,

*) Bemerkungen über ihre Sprache werde ich wieder in einer eignen Beilage, am Ende dieses Bandes, mittheilen.

die Übrigen fast ersetzten, und jeder in einer besondern Hinsicht für uns wichtig waren. Der Eine von ihnen war ein bereits bejahrter Mann, Namens Jacob Krieger, der mehrere Jahre unter den Wilden, die wir besuchen wollten, gelebt hatte, und in jenen ungebahnten Gegenden uns als Wegweiser nützlich werden sollte. Zur Zeit der Engländer hatte er sich in Gesellschaft seines Bruders eines Staatsverbrechens schuldig gemacht, war eingezogen worden, aber während des Processes, nebst seinem Mitschuldigen, aus der Haft entkommen, und aus dem Gebiet der Colonie entwichen. Nachdem sie sich drei Jahre lang unter den verschiedenen Koranastämmen in grofsem Elende und Mangel umhergetrieben hatten, kam der eine Bruder ums Leben, und der Andre wagte es, in die Colonie zurückzukehren. Auf die Fürsprache einiger Freunde, fand er Begnadigung und theilte nun der Regierung seine Erfahrungen über die unbekannten Völker mit. Seine freilich etwas übertriebnen Berichte, waren zum Theil mit Veranlassung unsrer Reise, und er sollte uns nun selbst seine Aussagen bewähren. Auf seinem Gesichte hatten die Schuld und die Bufse tiefe Furchen gezogen, er war einsilbig und selten verzog sich sein Mund zum Lächeln; aus seinem tiefliegenden Auge sprach mehr Verachtung der Gefahr, als jugendlicher Muth, der sie aufsucht; ein breiter grauer Bart, dicke Augenbraunen und lang ins Gesicht gewachsenes Haar, gaben ihm ein wildes, drohendes Ansehn; er trug ein kur-

zes und dickes Elephantengewehr, das Viertelpfundskugeln schofs.

Der Zweite, Gerrit Vischer, war ein junger achtzehnjähriger Mensch, dessen Vater so lange er lebte, immer am mehrsten mit dem Buschmännern unterhandelt, auch im Jahr 1796 den Frieden mit ihnen für das *Roggeveld* zu Stande gebracht hatte. Von ihm hatte er die Sprache dieser Wilden vollkommen erlernt, ihn auch immer auf seinen Zügen begleitet, und war sogar einmal mit ihm bis zu den *Briquas* gekommen.

Jan van der Westhuizen, mit ihm von gleichem Alter und von Jugend auf sein Jagdgefährte, ward uns werth wegen seines jugendlich frohen Muths und als einer der fertigsten Schützen der ganzen Gegend. — Unsre ganze Gesellschaft bestand demnach, aufser dem Landdrosten und mir, noch aus sechs Christen, unter welchen noch ein Europäer, der Gerichtsbote Mong; ferner aus zwölf Hottentotten und fünf Sclaven. Zur Fortschaffung unsrer drei Wagen hatten wir nahe an hundert Ochsen bei uns, aufserdem einiges Schlachtvieh und achtzig Stück Schafe als Mundvorrath. An Pferden hatten wir nur acht bei uns, die aber bald durch den Mangel an Nahrung sehr hinfällig wurden und von denen wir nur zwei wieder mit zurückbrachten. Vier Ziegen, die wir mit uns führten, hielten sich am besten und hörten nie auf, uns zum Frühstück Milch zu geben, so dürftige Nahrung das Feld ihnen auch bot.

Ehe wir abreisten, versuchten die Colonisten

dieser Gegend noch einmal uns zurückzuhalten, und stellten uns alle Schwierigkeiten der Unternehmung recht lebhaft vor Augen. Der alte Krieger hatte schon früher alle seine Bedenken über den Wassermangel und die elende Beschaffenheit der Weide mitgetheilt und sie zu Protocoll gegeben, damit man ihm nachher nicht Schuld gebe, daſs er es an Warnungen habe fehlen lassen. Fest entschlossen, dem Befehl des Gouverneurs und unsrer eignen Wiſsbegierde soviel nur immer möglich Genüge zu leisten, bestanden wir auf der Unternehmung der Reise, versprachen aber, alle Vorsichtsmaaſsregeln anzuwenden und wieder umzukehren, sobald weiteres Vordringen mit offenbarer Gefahr verknüpft sein würde.

Donnerstags, am 30sten Mai, verliessen wir den *Sackrivier*, und mit ihm auf mehrere Monate alle von Weissen oder Christen bewohnte Gegenden. Seitdem dieser Fluſs die nördliche Grenze der Colonie ausmacht, ist seine Lage wichtiger geworden. Ich hatte daher in den sieben Tagen unsers Aufenthalts fast täglich Breitenbeobachtungen angestellt und als ziemlich sicheres Resultat für *Sackrivierspoort*, die noch eine Viertelmeile vom Flusse entfernt liegt, 30 Grad und 16 Minuten gefunden. *) Übrigens ist der *Sackrivier*

*) Diese Beobachtungen wurden mit zwei guten Sextanten angestellt, von denen mein Landsmann Mong, der ehemals als Steuermannsgehülfe auf einem Schiffe gedient hatte, glücklicherweise den einen zu führen verstand, um jedesmal zwei correspondirende Beobachtungen zu haben. Den Mangel des reinen Horizonts ersetzte ein Quecksilberspiegel.

nicht die äuſserste nördliche Grenze der Colonie, sondern *'t Koussierivier* unter den *Khamiesbergen.* Der *Sackrivier*, der im Nieuweveldsgebirge entspringt, macht in einer Länge von 30 Meilen die Grenze der Colonie aus, und läuft in der Richtung von O.S.O. nach W N.W. Weiterhin zerstreut er sich in einer sandigen Ebene, so daſs man kaum noch eine Spur seines Bettes bemerkt. Jenseits derselben sollen sich seine Wasser wieder sammeln und aufs Neue einen Fluſs bilden, der nun aber den Namen *Hartebeestrivier* führt, und sich als solcher in den *Oranjerivier* stürzt. In dieser Gegend aber war der *Sackrivier* völlig trocken und hatte nach der Aussage der Colonisten in den letzten sechs Jahren nicht geflossen. Die Abweichung der Magnetnadel fand ich an dem Ort der Beobachtung 25½ Grad N.W.

Gleich jenseits des Flusses kamen wir in eine ziemlich ebne Gegend, in welcher nur hin und wieder einzelne Kuppen hervorragten, die aber bei weitem das schroffe, kahle Ansehn nicht hatten, als die Berge im Süden des Flusses. Nach drei Stunden Reisens fanden wir ein Wasser, das *Kopjesfontein* genannt wird, erreichten Nachmittags *Brakkerivier* und zogen an demselben hinauf bis zu den Ruinen eines ehemaligen Viehplatzes, der einem gewissen Corf gehört hatte, aber von ihm geräumt werden muſste, seitdem die Regierung keine Besitzungen der Bauern auſserhalb den Grenzen mehr duldete. Der Viehkraal stand noch unbeschädigt da, und diente in dieser Nacht unserm Vieh zum Aufenthalt. Wir fanden hier

frische Spuren von Buschmännern, machten ein groſses Feuer an, um zu versuchen, ob auf dieses Signal nicht einige herankommen würden, und verdoppelten, als dies ohne Erfolg blieb, für die Nacht unsre Wachsamkeit. Die Wagen wurden um das Zelt hergezogen und mit bewaffneten Wächtern besetzt, die sich der Reihe nach ablöseten.

Wegen schlechter Beschaffenheit der Weide zogen wir schon mit aufgehender Sonne weiter, und spannten nach einigen Stunden an einer kleinen Quelle aus, wo zwischen zwei Hügeln etwas Gras stand. Der Ort hieſs *Patryssefontein* (Rebhünerquelle). Wir gingen von hieraus auf die Jagd und schossen einiges kleinere Wild, Hasen und Steinböcke. Auf der zweiten Hälfte der Tagereise begegneten wir einem Rudel Quaggas, von welchem eins getroffen ward. Dem Thier war der linke Hinterlauf abgeschossen, dennoch versuchte es zu entfliehen, und biſs heftig um sich als wir uns näherten, um es abzufangen. So sehr wir unser Pulver und Blei zu schonen Ursache hatten, muſste doch noch ein zweiter Schuſs daran gewendet werden, denn alle Versuche es niederzureissen waren vergeblich und Gefahr drohend. Unsre Hottentotten machten sich sogleich daran es zu zerlegen, und nahmen die besten Stücke mit zu den Wagen. Auch wir versuchten davon zu essen, fanden es aber in hohem Grade unschmackhaft.

Es ward Nacht, und wir fanden noch immer kein Wasser, muſsten uns daher entschliessen, im-

mer fort zu reisen, so kalt es auch war, und so sehr unsre Ochsen mit jedem Schritt auch mehr ermüdeten. Um Mitternacht kamen wir an einen engen Bergweg, und auf die Warnung unsrer Wegweiser ward der Zug so geordnet, daſs das lose Vieh zwischen den Wagen in die Mitte kam. Wir selbst nahmen Jeder unser Gewehr zur Hand und gingen neben den Wagen her. Der Vortrab zu Pferde that einige Schüsse, um den Weg zu säubern, und so kamen wir unangefochten hindurch.

Es war drei Uhr Morgens, als wir an der *Leeuwenfontein* anlangten, wo zu unsrer groſsen Freude nicht nur eine fliessende Quelle, sondern in einer Vertiefung daneben, auch ein ziemlicher Vorrath an Wasser vorhanden war. Wir fanden am folgenden Morgen den Ort überhaupt angenehm gelegen zwischen zwei niedern Bergrücken; in der Mitte des Thals lief ein trocknes Fluſsbette hinab, das dicht mit ausgedörrtem Schilf bewachsen war. Dies steckten wir unter dem Winde in Brand, theils um das Wild herauszujagen, das etwa darin verborgen liegen möchte, theils um durch den Rauch den Buschmännern ein Zeichen zu geben, daſs wir in friedlichen Absichten reisten, unsre Anwesenheit nicht verheimlichen wollten, und es gern sehen würden, wenn sie zu uns kämen. Beide Absichten blieben unerreicht. — Die Vegetation war hier so ärmlich, daſs wir nicht einmal Strauchwerk genug fanden, um uns eine Suppe kochen zu können. Glücklicherweise waren vor einigen Monaten Missionäre hier durch gezogen, die viel Vieh bei sich gehabt hatten,

und der ausgedörrte Mist dieser Thiere, diente uns hier und auch in der Folge noch oft als ein Brennmaterial, das eine starke Glut giebt. Da das arme Vieh hier fast allein von den holzigen Stengeln des *Mesembryanthemum spinosum* lebt, so sind in dem Mist viel feste Theile enthalten, und er brennt fast so gut wie Torf. Nur hat man zu verhüten, dafs der Rauch nicht in die Töpfe schlägt, weil die Speisen davon einen sehr unangenehmen Geschmack bekommen.

Unser nächster Rastplatz hiefs *Klipfontein*, *) und war wieder ziemlich reichlich mit Wasser versehen, das aus einer tiefen Felsenspalte hervorbricht. Das Schilf mit welchem diese zugewachsen war, ward ausgebrannt, und wir fanden eine horizontal eingehende Schlucht von hundert Fufs Tiefe und zwanzig Fufs Breite, in deren innerstem Grunde wir uns von senkrechten Felsenmauern umgeben fanden. Das Wasser stürzt bei Regenzeit sich hier gewifs mit Macht herunter, denn unter dem Falle war ein tiefes Becken ausgehöhlt, das noch voll klaren Wassers stand. Das Gestein war ein lockerer Thonschiefer in dünnen, völlig horizontalen Lagen, mit Eisenadern, bald parallel, bald wellenförmig durchwebt; an den der Luft zugekehrten Seiten hatte es oft eine

*) Alle diese Örter haben ihre Namen von den Colonisten auf ihren Jagdstreifereien bekommen, die sie ehemals häufig anstellten. In den neuern Zeiten sind ihnen diese Züge aufserhalb den Grenzen verboten, und wir selbst führten, um anzudeuten, dafs wir im Namen der Regierung reisten, die dreifarbige holländische Flagge auf jedem unsrer Wagen.

glänzend glatte, dunkelbraune Oberfläche, wie der Glaskopf. Unter den Pflanzen, die in der Nähe der Quelle sich noch in etwas lebhafterm Grün erhielten, war *Myrsiphyllum* (sonst *Medeola) asparagoides*, die häufigste. Von der Höhe über unserm Lager hatten wir zuerst den Anblick der *Karreeberge*, die in drei verschiedenen Gruppen den ganzen nördlichen und nordöstlichen Horizont vor uns einnahmen, und in der Seitenbeleuchtung der Morgensonne ein wirklich sehr malerisches Ganze bildeten. Was dies Gebirge schon von hieraus sehr auszeichnet, ist die gleiche Höhe sämtlicher Gipfel, die alle oben völlig platt sind, und von denen manche eine Quadratfläche von mehrern Stunden einnehmen mögen. Wir standen hier wieder eine bittere Kälte aus, und am Morgen war das Wasser im Fluſs einige Linien dick gefroren, so daſs unser jüngster Sclave, ein magrer Knabe von etwa vierzehn Jahren, darüber gehn konnte. Die Sonne wirkte indessen gleich mit solcher Kraft, daſs schon um 10 Uhr keine Spur von Eis mehr zu sehn war.

In dieser Gegend sollte nach den am *Sackrivier* eingezognen Erkundigungen, Captein Goedhart mit seinen Leuten sich aufhalten, und häufige frische Spuren von Rindvieh und Schafen erinnerten uns auf unserm heutigen Wege mehrmals an ihn. Es war aber nicht wahrscheinlich, daſs er uns seinen Besuch zuerst machen werde, daher schien es nothwendig zu versuchen, was ein recht deutlicher Beweis von Zutrauen auf ihn wirken werde. Ich setzte mich daher mit den

den Entschlossensten meiner Gefährten, Mong, Krieger und Vischer zu Pferde um ihn aufzusuchen; damit man nicht feindselige Absichten muthmaafse, liefs ich alle Waffen zurück, befahl aber zwei Hottentotten, die ich als gute Schützen kannte, mit geladenen Gewehren in einiger Entfernung hinter uns her zu reiten. Die Spuren, denen wir folgten, brachten uns bald an den Fufs der *Karreeberge* und durch manches Thal, wo uns schon das Herz zu klopfen begann. Nach einigen Stunden kamen wir an den *Schietfonteinsrivier*, ritten an dessen Ufern hinab, und fanden endlich eine ebnere Stelle, wo noch Überreste von Feuern, Knochen, Mist und andre Zeichen verriethen, dafs hier Menschen gehaust hatten. Unsre spurkundigen Begleiter versicherten, es könne kaum vier und zwanzig Stunden her sein, dafs sie von hier aufgebrochen wären. Wir verfolgten die Spur noch etwas weiter, und überzeugten uns, dafs die Buschmänner ihren Zug ganz gegen Westen genommen, um von unserm Wege so weit als möglich entfernt zu sein. Da sich überdies der Tag zu neigen begann, so schien es gerathner, die weitre Verfolgung einzustellen, und mit der erhaltnen Gewifsheit zufrieden zu sein, dafs die grofse Horde dieses Goedhart uns auf unserm Zuge nicht beschwerlich sein werde. Nach der Menge der Spuren schätzten unsre Begleiter die Zahl des Viehs, das sich in ihrer Gewalt befinde, auf hundert Ochsen und dreihundert Schafe. Mit einem solchen Vorrath versehen, sind die Buschmänner scheu und furcht-

sam, und werden schwerlich der angreifende Theil. Sie werden auch ihres Lebens nicht eher wieder froh, als bis Alles verzehrt ist, und sie nun sicher sind, es könne ihnen nicht wieder genommen werden. Daher ist eine solche Heerde nur auf wenige Wochen hinreichend, zumal da von nahe und fern alle Buschmänner, die den vorhandnen Reichthum erfahren, herankommen, und nicht eher wieder scheiden, als bis nichts mehr übrig ist. — Wir ritten durch die weiten Thäler der *Karreeberge* an dem obengenannten Flusse hinauf und fanden bei einbrechender Nacht unsre Gefährten bereits im Lager an der *Schietfontein* am Fusse des gröſsten und vordersten dieser Berge. Von einem Rudel Hartebeesten, das uns unterwegs begegnete, hatten unsre Hottentotten eins geschossen. Da es zu spät war, um es noch selbigen Abends zu holen, so bedeckten wir es mit ausgerupftem Gesträuch und hingen ein weiſses Taschentuch, statt einer kleinen Fahne an einer Reitgerte befestigt, daneben, dessen Hin- und Herbewegen bei Nacht Löwen und Hyänen abschrecken sollte. Dieses sehr gewöhnliche Verfahren hat nicht immer den gewünschten Erfolg, diesmal aber fanden unsre Leute am andern Tage Alles unversehrt, und brachten die Beute ins Lager. Neben dem Wasser im Flusse fanden wir zwei todte Thiere dieser Art, die, wie ihr kahles, räudiges Fell verrieth, an einer Auschlagskrankheit gestorben waren, die die Colonisten *Brandziekte* nennen, und die in dürren Jahren eine Menge groſses Wild hinraffen soll.

d

d

l Einsamkeit.

Man möchte die ganze Gegend einem im heftigsten Wogensturm erstarrten Meere vergleichen, man schaut durch die Berge hin in unabsehbar verschlungene Thäler, mit jeder neuen Wendung

ins
wir
zwei … les,
räudiges Fell verrieth, an einer Auschlagskrankheit gestorben waren, die die Colonisten *Brandziekte* nennen, und die in dürren Jahren eine Menge groſses Wild hinraffen soll.

Der Veldcornet Olivier und ein andrer junger Colonist, die uns begleiten sollten, hatten versprochen, uns binnen wenigen Tagen zu folgen, und spätestens an diesem Orte wieder einzuholen, wo wir ein wenig auf sie warten möchten. Wir hielten daher hier einen Rasttag, den ich zu einer Jagdstreiferei durch die *Karreeberge* benutzte. Ich nahm mir den besten Schützen unter unsern Hottentotten zum Gesellen und wandte mich, da ich gestern den westlichen Theil kennen gelernt hatte, nach den östlichen Thälern. — Es ist schwer, sich von der öden Wildnifs dieses Gebirges eine Vorstellung zu machen. Die schroffen Gebirgsformen des *Unterbokkevelds* und die hohen zackigen Massen der *Zwartebergen* mit ihren tief eingerissenen waldbewachsenen Schluchten, erfüllen mit Staunen, und ihr erster Eindruck auf das Gemüth ist nichts weniger als unangenehm. In diesen weitklaffenden Thälern hingegen ohne Baum und Strauch, ohne Bäche und Gründe, in diesen Thälern, die von lauter gleich hohen, einzeln stehenden Bergen, bald Kegeln, bald Thürmen, bald Tafeln gebildet sind, wo nakte wellenförmige Linien die Mulden- ähnlichen Niederungen mit den glatt abgerundeten Seiten der Höhen verbinden, ist die erste Empfindung, die, einer melancholischen Schwermuth, eines stillen Grauens vor dieser furchtbaren Einsamkeit. Man möchte die ganze Gegend einem im heftigsten Wogensturm erstarrten Meere vergleichen, man schaut durch die Berge hin in unabsehbar verschlungene Thäler, mit jeder neuen Wendung

öffnet sich ein Blick in ein neues Labyrinth. Man bemerkt keine Spur, dafs je eines Menschen Fufs diese Gegend betreten habe, und doch hemmt weder Fels, noch Gebüsch, den leichten Weg nach allen Richtungen. Nirgends erblickt man eine Pflanze, die dem Menschen auch in seinem elendesten Zustande Nahrung geben könnte, nirgends etwas, das ihm zur Befriedigung irgend eines Bedürfnisses dienen möchte, daher flieht selbst der Buschmann diese Thäler und viele von ihnen sind vielleicht nie von einem menschlichen Fufse betreten. Denn sehr weit erstreckt sich diese Reihe von Bergen; soweit unser Auge reichte, hatten wir gestern ihre Spitzen nach Osten vorragen sehen, und nach Aller Versicherung ist in sechs Tagereisen ihr Ende noch nicht zu erreichen. Sie laufen in einer geraden Richtung von W.N.W. nach O.S.O., und ihre platten Gipfel scheinen die höchsten Puncte in der westllichen Hälfte des südlichen Africa. Denn wenn auch die fernen Berge im Osten, aus welchen der *Oranjerivier* seinen Ursprung nimmt, und die noch Niemand untersucht hat, vielleicht höher sind, so liegt doch gewifs der Gipfel des *Komberges* nur in einer Fläche mit den Thälern der *Karreeberge*, die sämtlich zwischen 800 und 1000 Fufs aus ihnen hervorragen. Ob die wunderbare Form dieser Berge, ihre gleiche Höhe, die Horizontalität ihrer Gipfel, die Abwesenheit aller Spuren von gewaltsamen Erschütterungen nicht ebenfalls auf eine sehr hohe Lage,. auf eine sehr frühe

Emersion aus dem Flüssigen deuten, muſs ich erfahrnen Geologen zu beurtheilen überlassen.

Nicht ohne groſse Aufmerksamkeit auf den zu findenden Rückweg drangen wir von einem Thal in das andre vor, ohne eine Spur von lebenden Geschöpfen zu entdecken. Endlich bemerkte mein Hottentott einen schmalen, von Strauſsen getretenen Fuſssteg, dem wir eine Weile folgten, um unsern Pferden den mühsamen Weg durch das niedre Gestrippe, mit welchem die Abhänge und Thäler bedeckt waren, zu erleichtern. Bei einer Wendung um einen neuen Berg sahen wir eine Heerde von etwa dreiſsig jener Riesenvögel vor uns, und dicht hinter ihnen weidete ein Trupp von achtzig bis hundert Quaggas. Als wir uns näherten, bemerkten uns die Strauſse und flohen davon, worauf ihnen die wilden Pferde instinctmäſsig folgten. Denn so verschieden diese beiden Thierarten auch sind, so haben sie doch eine Art von Zuneigung zu einander, und man findet sie immer beisammen; die Quaggas folgen den Strauſsen weil diese durch ihre Fernsichtigkeit Gefahr und Nahrung früher entdecken, dagegen bleibt der Strauſs dem Quagge getreu, weil dessen Mist groſse Käfer herbeilockt, die ihm ein angenehmes Futter sind. *) — Ein jagdlustiger Hottentott ist nicht vom schiessen zurückzuhalten; so half es denn auch mir nicht viel, daſs ich meinem Burschen das völlig Nutzlose einer Jagd auf Quagga's, bei unserm gro-

*) Man vergleiche S. 43 dieses Bandes.

ſsen Überfluſs an Fleisch und bei der groſsen Entfernung des Lagers, vorstellte. Ich ermunterte ihn dagegen, einen Strauſs zu schiessen, weil mir ihr Gefieder gerade jetzt besonders schön vorkam, und weil ich die wichtigsten Theile des Skeletts zu besitzen wünschte. Er jagte daher um den Berg herum, traf so an der andern Seite mit dem Wilde beinahe wieder zusammen, lieſs sich aber doch die Strauſse entwischen und erlegte dagegen ein groſses Quagga, dessen Haut wir nicht einmal mitnehmen konnten. Nachdem ich noch einige wenige merkwürdige Pflanzen und Insecten eingesammelt hatte, zeigte sich, eben als wir unsern Rückweg antreten wollten, in der Ferne ein groſses Rhinoceros, das Anfangs langsam zu weiden schien, aber bei unsrer Annäherung in unglaublicher Schnelligkeit trabend die Flucht nahm. Es war lange nach Mittag, als ich sehr ermüdet, aber nicht unbefriedigt von der siebenstündigen Streiferei wieder bei meinen Gefährten anlangte. Gegen Abend ward es trübe und regnicht; wir hatten Mühe uns zu erwärmen. Am andern Morgen fiel ein dicker Nebel in Reifgestalt nieder, und unser Zelt war steifgefroren. Wir bemerkten in der Folge bei jedesmaligem Mondeswechsel eine ähnlich auffallende Änderung des Wetters, die sich aber immer binnen vier und zwanzig Stunden wieder zum Bessern wandte.

Als gegen Mittag die Sonne durchbrach und die aus der Colonie erwarteten Reisegefährten immer noch nicht angekommen waren, setzten wir unsern Weg fort, und fuhren zwischen den

beiden Hauptgruppen der *Karreeberge* hindurch, *) worauf wir nach einigen Stunden in eine grofse Fläche gelangten, die rings umher von lauter Kegel- und Thurmähnlichen Bergen umgeben war, und etwa sechs Meilen im Durchmesser hatte. Einige unsrer Leute, die mit Schaufeln und Hakken vorangeschickt waren, um an den schlimmsten Stellen den Weg für die Wagen etwas zu ebnen, überraschten einige Buschmänner, näherten sich ihnen freundlich und suchten sie zum Gespräch zu bringen. Sie aber nahmen sogleich die Flucht und verschwanden mit unglaublicher Geschwindigkeit zwischen den Bergen.

Zu unsrer grofsen Freude bemerkten wir, dafs der gestrige Regen hier ziemlich stark gewesen war, und überhaupt standen hier alle Gewächse viel besser, als im Süden des Gebirges. Besonders fiel mir ein Strauch auf, dessen Zweige von der Wurzel an bis zum kleinsten Ästchen vollkommen dreitheilig aus einander hervorkamen, so dafs ein jeder, sowohl mit den beiden zur Seite stehenden, als mit dem Hauptstamm immer genau einen Winkel von 120 Graden, (den dritten Theil eines ganzen Kreises) bildet. Die Colonisten kannten ihn unter dem Namen *Driedoorn;* er schien mit *Lycium* verwandt, mit dem er auch das gemein hatte, dafs die Endzweige scharf zugespitzt waren. Da indessen keine Spur von Blüthen oder Früchten zu finden war, so mufs es künftigen Reisenden überlassen bleiben, dieses

*) Diese Durchfahrt heifst *Schietfonteinspoort.*

sehr ausgezeichnete Gewächs näher zu untersuchen und zu bestimmen. Auch andre Gesträuche von gröſserem Wuchse, als wir in den letzten Wochen gesehen hatten, zeigten sich hier wieder, alle gut belaubt, aber ohne Blüthen. Kleine Liliengewächse tiefer in die Fläche hinein, waren ebenfalls schon verblüht. Hier begegnete uns eine Menge groſsen Wildes; Hartebeesten, Quaggas, Strauſse und Elenne entdeckten sich in ganzen Rudeln, wohin man nur blickte. Wir zerstreuten uns zu Pferde nach allen Seiten, und es konnte nicht fehlen, daſs nicht ein Jeder etwas erlegte. Einer von uns hatte in der Mitte der Fläche eine Grube voll Wasser gefunden, neben welcher wir nun unser Lager aufzuschlagen beschlossen, um die ganze Beute in Sicherheit zu bringen. Sobald wir dort angekommen waren, ward einer der Wagen ganz abgeladen, mit frischen Ochsen bespannt, und umher geschickt, das erlegte Wild zusammenzuholen. Obgleich nicht Alles wiedergefunden werden konnte, so kam er doch mit einer ganzen schweren Ladung zum Lager zurück. Es waren allein zwei Elenn-Antilopen dabei, von welchen die eine sieben, die andre fünfhundert Pfund schwer war, ausserdem ein Hartebeest, einige Steinböcke *) und ein Strauſs den ich selbst geschossen hatte.

*) Diese beiden letzten Antilopenarten haben zu viele systematische Namen, als daſs ich einen davon hersetzen könnte, ohne mich nicht zugleich zu einer ausführlichen Rechtfertigung meiner Annahme gezwungen zu sehn. Ich werde mich daher über die ganze Antilopen-Gattung an einem andern Orte des Breitern erklären und alle jene Benennungen erläutern.

Allerdings gehören diese Jagdbelustigungen zu den Hauptvergnügungen, die eine Reise durch die einsamen africanischen Gegenden bietet. In so wildreichen Gegenden bedarf es weniger Geschicklichkeit; ein gutes Gewehr, und ein wohlabgerichtetes Pferd, sind die Hauptterfordernisse zu einem glücklichen Erfolg. Die mehrsten Colonisten besitzen solche Pferde, die bei wenig versprechendem äufsern Ansehn durch lange Übung einen so hohen Grad von Brauchbarkeit auf der Jagd erlangt haben, dafs der darauf sitzende Jäger sie kaum zu lenken, anzutreiben oder anzuhalten braucht. Sobald sie einmal auf der Verfolgung eines Wildes begriffen sind, lassen sie sich durch die Dazwischenkunft eines andern nicht von der Fährte bringen, sondern verfolgen in ruhigem aber ausdauerndem kurzen Galopp das nach und nach müder werdende Wild. Ist man endlich nahe genug gekommen, so bedarf es nur eines Zeichens mit dem Munde, um sie zum *Stills*tehn zu bringen, so dafs der Jäger, dessen Blut durch die sanfte Bewegung des Galopps kaum in beschleunigtern Umlauf gesetzt ist, vom Pferde herab den sichern Schufs richten kann. Ist gefehlt, so wartet es geduldig, bis man wieder geladen hat, und setzt dann, mit derselben Ausdauer, die Verfolgung fort. Zuweilen ist es sichrer, beim Schusse abzusteigen, man kann sich aber *immer* darauf verlassen, dafs das Pferd stehen bleibt, und wohl gar so ruhig, dafs man seinen Hals oder Rücken zum Stützpunct für das Gewehr brauchen kann. Hunde werden auf sol-

chen Jagden wenig gebraucht, weil man sie noch nicht hinlänglich abzurichten versteht, um ihrem Feuer Einhalt zu thun, und weil man sich besser dabei befindet, ihnen zum Behuf der Tiger- und Löwenjagden einen gewissen Grad von Wildheit zu lassen.

Der folgende Morgen verging mit dem Einsalzen und Räuchern der besten Stücke unsrer Beute; die Hottentotten schnitten sich ihrer Gewohnheit gemäſs ihren Antheil Fleisch in schmale Streifen und dörrten es so auf den Zweigen des Gesträuchs. Der Geruch davon zog eine unglaubliche Menge hungriger Raben (*Corvus albicollis*) herbei, die fast nicht zu verscheuchen waren. Dies gab unsern Colonisten Veranlassung, diesen noch unbenannten Ort mit dem Namen *Kraayenkuil* zu belegen. Auch heute zeigte sich wieder viel Wild in der Nähe, das wir jedoch, da es immer von denselben Arten war, verschonten. Die Quaggas kamen sogar zwischen unser weidendes Vieh, und graseten ruhig neben ihnen, ein Beweis, wie wenig scheu dieses Thier an solchen Orten ist, wo es wenig oder nie gejagt wird. Ich selbst hatte an diesem und den folgenden Tagen hinlängliche Beschäftigung an den Schädeln und andern merkwürdigen Theilen der erlegten Thiere, die ich für meine Sammlung bewahren wollte.

Die Zahl der Raubvögel, besonders der groſsen Geier, mehrte sich endlich so, daſs wir ihnen Raum machen und Mittags weiter ziehen muſsten. Obgleich wir ihnen eine ansehnliche

Menge Fleisch und Abfall zurückliessen, waren sie doch schon am andern Tage wieder bei uns, und verfolgten uns von nun an auf der ganzen Reise. Daſs es immer dieselben waren, davon überzeugten uns die in den Magen der geschossenen wiedergefundnen Reste von unserm letzten Lagerplatz. — Nach mancherlei neuen Jagdbelustigungen kamen wir Abends an eine dürftige Quelle, die *Graftfontein* (die Quelle am Grabe) genannt ist, weil hier der Bruder unsers Begleiters Krieger begraben liegt. Als sich nemlich beide Brüder, während ihrer Verbannung bei den *Koranas* jenseits des *Oranjeriviers* aufhielten, pflegten sie zu Zeiten mit ihren wilden Freunden in diese Gegend zu reisen, um Elephanten zu schiessen. Auf einer dieser Jagden stiessen sie hier auf eine groſse Heerde Elephanten, und verfolgten sie nach verschiednen Richtungen. Der ältere Krieger hatte schon eins dieser Thiere erlegt, und setzte, während die *Koranen* es zertheilten, einem andern nach, das bereits angeschossen war. Wahrscheinlich hatte er sich zu nahe gewagt, aufs Neue gefehlt, und war von dem Elephanten umgebracht, denn als die Wilden ihm nach einigen Stunden folgten, fanden sie seinen Leichnam, gräſslich entstellt, an dem Abhange eines Berges liegend. Ihr erster Verdacht fiel — nicht auf den angeschossenen Elephanten, sondern auf ihren Erbfeind, die Buschmänner, von welchen sie eine kleine Horde an dieser Quelle angetroffen hatten. Ohne sich weiter zu bedenken, suchten sie sie sogleich auf, griffen sie mit Kirris und Hassagaien

bewaffnet an, und brachten sie sämtlich ums Leben. Als der jüngere Krieger von seinem Streifzuge zurückkehrte, war die schreckliche That geschehen, und zu spät bewies er ihnen nun aus allen Zeichen, daſs sein Bruder von dem Elephanten zertreten worden. Er lieſs den Leichnam darauf hieher bringen, und errichtete über seinem Grabe, unweit der Quelle, aus zusammengemauerten Thonschieferplatten ein einfaches Denkmal, an welchem er denn auch gleich nach unsrer Ankunft, einige nothwendige Ausbesserungen vornahm, ohne sonst irgend eine Spur von Wehmuth oder Rührung blicken zu lassen. Das groſse Elephantengewehr, das er trug, war dasselbe, das sein Bruder bei jenem traurigen Vorfall in den Händen gehabt hatte, und er zeigte uns an dem Lauf noch Spuren von der Heftigkeit, mit welcher das Thier es gegen den felsigen Boden getreten hatte. Der Tod dieses Bruders war ihm zu seiner Freisprechung zu statten gekommen, indem er nun bewies, daſs der Verstorbne der eigentliche Anstifter des Verbrechens gewesen sei, und ihn nur zum Mitschuldigen gemacht habe. Dies erhellt wenigstens aus den Acten, er selbst äuſserte gegen uns nie ein Wort über die ganze Sache. Er brachte mich auch an den Ort, wo die Buschmänner erschlagen waren und wo ich noch vollständige Schädel zu finden hoffte. Die Löwen hatten aber alle Knochen zerstreut, und zertrümmert.

Hier traten wir nun durch eine neue Schlucht ganz aus der Kette der *Karreeberge* heraus und

hatten, noch ehe die Sonne unterging, den Anblick ihrer nördlichen Fronte. Das Land ward immer ebner und wieder sandiger und unfruchtbarer, als zwischen den Bergen. Frische Menschenspuren, die wir fanden, veranlaſsten uns abermals vorauszureiten, um sie wo möglich noch einzuholen. Aber auch diesmal vergeblich; überdies war die Kälte so stark, daſs wir es auf den Pferden nicht aushalten konnten, sondern so lange der Mond noch schien zu Fuſs gingen; die Pferde, als fühlten sie sich unsers Schutzes bedürftig, folgten ohne geführt zu werden, und wagten weder zurückzubleiben noch voraus zu eilen. Ein Berg, der uns als das Ziel unsrer Tagereise angedeutet war, ward endlich erreicht, als eben der Mond unterging, aber die Quelle daneben war versiegt, und ringsum kein Tropfen Wasser zu finden. Wir lagerten uns inzwischen unter eine hohe Felsenmauer, machten ein tüchtiges Feuer an, und hielten abwechselnd mit geladenem Gewehr Wache, um uns selbst und die Pferde vor dem Angriff der Löwen zu sichern, von denen wir im Sande um uns her häufige Spuren entdeckten. Bald nach Mitternacht kamen unsre Gefährten mit den Wagen, die Ochsen waren höchst ermattet und der Ruhe bedürftig, daher der Wassermangel uns in nicht geringe Verlegenheit setzte. Fanden wir auf der morgenden Tagereise wieder die Quellen versiegt, so konnte unsre Lage sehr bedenklich werden. Daher ward beschlossen einige Mannschaft vorauszuschicken, um den Zustand des vor uns liegenden Landstrichs zu un-

tersuchen, damit wir noch zeitig geuug umkehren könnten, wenn er zu ungünstig für uuser Unternehmen sein sollte. Indessen diese vorauseilten, genossen wir, an Beschwerden und Entbehrungen aller Art nach und nach gewöhnt, neben unserm Feuer soviel Ruhe, als die Kälte und der Durst verstatteten, und begaben uns um drei Uhr Morgens wieder auf den Weg, um im glücklichen Falle desto früher in eine angenehmere Lage zu kommen. *) Viele unsrer Gefährten tadelten diese Eile als höchst unvorsichtig, mufsten sich aber doch in unsern Willen fügen. Denn wir hatten im Stillen beschlossen, ungeachtet aller Schwierigkeiten weiter zu reisen, um dem *Oranjerivier*, der höchstens nur noch drei Tagereisen entfernt sein konnte, so nahe zu kommen, dafs der Weg bis zu ihm nicht länger wäre, als der Rückweg zur nächsten Quelle hinter uns.

Als wir gegen Mittag noch immer keinen der vorausgeschickten Boten zurückkommen sahen, fingen wir an, Hoffnung zu schöpfen, denn es war verabredet, dafs einer von ihnen uns Nachricht bringen sollte, wenn sie in den ersten sechs Stunden kein Wasser fänden, die andern beiden aber sollten noch sechs Stunden weiter vorausreisen. Sie hatten aber wirklich eine Quelle gefunden,

*) Diesen Ort nannten unsre Begleiter *Biesfontein*, bei Andern heifst er *Buffelbout*, weil ein Koranahottentotte hier einmal von einem Büffel fast zertreten ward. Weil der Mensch seitdem hinkt, bekam er den Namen, und von ihm hat ihn wieder der Ort ererbt.

und der schon von fernher sichtbare Rauch, der von ihrem Feuer aufstieg, erhob unsre Hoffnung zur fröhlichen Gewifsheit. Unter lautem Jubeln begrüfsten wir eine kleine schmutzige Lache von zehn Fufs im Durchmesser, die aus einer kaum sichtbar rieselnden Quelle Zuflufs erhielt, und uns ein unbezahlbarer Schatz zu sein dünkte. Es kostete viele Mühe, die Ochsen und Pferde, die nun seit beinahe zwei Tagen nicht zu trinken gehabt hatten, davon zurückzuhalten, bis wir selbst uns erst daraus versehen, und sie sich etwas abgekühlt haben würden. Dann ward der Behälter etwas erweitert und die Quelle gereinigt, dennoch war der ganze augenblickliche Vorrath verbraucht, ehe die letzten Ochsen zum Trinken gelangen konnten. — Gleich neben diesem Orte befindet sich eine vollkommne Ebene von etwa einer Stunde im Umfang, die bei starkem Regen überschwemmt wird, und dann einen See darstellt, bei trocknem Wetter aber, nach Verdampfung des Wassers, sich mit einer dicken Natronrinde überzieht. In diesem Zustande ist die Ähnlichkeit dieser Fläche mit einem gefrornen See im höchsten Grade täuschend, so dafs man selbst darüber gehend, durch den blendenden Widerschein und das Knistern des Salzes unter den Füssen sich leicht in dieser Täuschung erhält. Die Rinde war an manchen Stellen, besonders nach der Mitte hin, die sich noch länger feucht erhalten hatte, zwei bis drei Linien dick und liefs sich in grofsen Schollen ablösen. An den Seiten fanden sich die Fährten von allen Arten Wild, aufs

vollkommenste und reinlich in diesem Salz geformt, so daſs ich die Hinfälligkeit der Krystalle zu beklagen fand, die es unmöglich machte, diese Abdrücke zu bewahren.

Dieser Ort hieſs *Kalkfontein* und in der That bestand der Fuſs des einen Hügels ganz aus einer weissen Kalkmasse, die theils für sich, theils höher hinauf, mit allerhand Geschiebe zusammengebacken vorkam. Von Andern wird eben dieser Ort *Jonkersfontein* genannt.

Unsre Beschäftigungen, während des Stillliegens, beschränkten sich auf das Schreiben der Tagebücher, auf Streifereien in die umliegende Gegend und kleine haushälterische Arbeiten zum Besten der ganzen Reisegesellschaft. Bei einbrechender Nacht aber versammelten sich die Gefährten neben dem Zelt um ein groſses Feuer und erwogen gemeinschaftlich überstandene Beschwerden und die Gefahren, die der morgende Tag bringen konnte. Nicht weit davon hatten die Hottentotten oft mehrere kleine Feuer angemacht, und um den Koch, der uns das Abendessen bereitete, lagerten sich die Sclaven. Jene, an den Holzmangel mehr gewöhnt, begnügten sich, um ein Paar glühende Kohlen zu sitzen und litten oft lieber etwas Kälte, als daſs sie sich mühsam die nöthige Menge von Strauchwerk zusammengehohlt hätten. Wir fanden sie zuweilen sogar neben dem Feuer eingeschlafen, und hatten es daher einmal unsern muthwilligen jungen Leuten erlaubt, ihnen einen kleinen Schrecken einzujagen, der sie an die nothwendige Wachsamkeit

er-

erinnern sollte. Während sie nemlich halb schlummernd neben ihrem Feuer saſsen, stellte sich Einer von jenen in einige Entfernung und schoſs mit einem Buschmannsbogen ein Paar lose Pfeilschafte auf sie ab. Kaum hörten sie das Schnurren der Sehne und sahen die Stäbe neben sich niederfallen, als sie schnell aufsprangen, über einander hertaumelten und um ihr Gewehr zuholen zu den Wagen liefen, wo sie denn mit einem lauten Gelächter empfangen wurden. Für diesen Spaſs rächten sie sich hier. Als nemlich einige jener jungen Leute an einem dunkeln Abend beschäftigt waren, das trockne Schilfrohr oberhalb der Quelle ungefähr zweihundert Schritt von unserm Lager in Brand zu stecken und sich eben an dem Auflodern und Prasseln der groſsen Flamme recht ergötzten, schlich sich einer der Hottentotten dicht hinter ihnen in das Rohr und ahmte auf eine äuſserst täuschende Art auf einem hohlen Strauſsen-Ei das Gebrülle des Löwen nach. Kaum hatte er dreimal angesetzt und sich dabei etwas genähert, als jene, sich erinnernd, daſs solches Schilf gerade der liebste Aufenthalt des Löwen sei und daſs es ihnen ganz an Waffen fehle, im heftigsten Schrecken die Flucht nahmen und athemlos bei dem Lager ankamen. Diese und ähnliche Scherze trugen auf der sonst so einförmigen Reise viel zur Erhaltung der guten Laune bei und der Abend ward immer, mitten zwischen den Gefahren vor Buschmännern und Löwen, von uns unter fröhlichen Gesprächen, von den Colonisten mit Gesang, von den Hottentotten mit allerhand

Spielen und Tänzen zugebracht, bis nach dem Abendessen sich der gröſste Theil der Gesellschaft zur Ruhe, der andre auf seine Wachposten begab.

Erst am Mittage des folgenden Tages zogen wir weiter und fanden nach einigen Stunden unsre vorausgeschickte Mannschaft an einem Wasser wieder, das ebenfalls an einem Salzsee lag und stark nach Natron schmeckte. Sie hatten hier einen Buschmann überrascht der, als sie ihm schon ziemlich nahe gewesen waren, unbegreiflich schnell verschwand und erst nach langem Suchen unter einem Strauch zusammengekugelt wiedergefunden ward. Sie hatten ihn sogleich entwaffnet und brachten ihn uns entgegen. Er erzählte darauf den Dolmetschern, er gehöre zu einer kleinen Horde, die einige Tagereisen von hier sich aufhalte und befinde sich jetzt schon seit mehrern Tagen einsam auf der Jagd, habe aber nichts geschossen und wolle deshalb wieder zu den Seinen zurück. Seine Waffen wurden untersucht und es fanden sich in dem Köcher nur fünf brauchbare, schwach vergiftete Pfeile, sämmtlich ohne eiserne Spitze; von den Räubereien seiner Landsleute und dem Zustande der weiter landeinwärts wohnenden Völker behauptete er, gar nichts zu wissen. Da er noch immer sehr ängstlich schien, so ward ihm bedeutet, daſs wir ihm durchaus nichts zu Leide thun, sondern vielmehr jeden seiner Nation, der sich des Raubes enthielte, gern zum Freunde haben wollten. Dann wurden ihm seine Waffen wieder zu-

gestellt, und da er seinen Hunger zu erkennen gab, bekam er ein grofses Stück Braten und ein Stück Elennfleisch, das er auf die Reise mitnehmen sollte. Er verzehrte aber beides noch denselben Abend schnell hintereinander, indem er sich das letzte schon in der Asche briet, ehe er noch mit dem ersten fertig war. Auch bat er um Branntwein und Tabak, stopfte sich diesen in einen hohlen Röhrenknochen und rauchte so unmäfsig, dafs er in wenigen Minuten völlig betrunken und ohnmächtig hinfiel. Er hatte nemlich den Rauch nicht wieder ausgeblasen, sondern jeden Zug ganz verschluckt. Unsre Hottentotten rollten ihn einigemal auf dem Boden hin und her und brachten ihn, nicht ohne eine etwas ekelhafte Selbsthülfe der Natur, wieder zu sich. Bald darauf afs er wieder und bezeigte die gröfste Zufriedenheit mit unsrer Bewirthung, so dafs wir ihm den Vorschlag machten, uns auf der weitern Reise zu begleiten, mit der Freiheit, wieder umzukehren, wann es ihm beliebe. Er war dazu bereit und suchte sich sogleich eine Stelle neben dem Zelt, wo er die ganze Nacht ruhig schlief. Als es aber am andern Morgen an die Abreise gehn sollte, ergriff ihn eine plötzliche Furcht, er entfernte sich erst langsam und lief, als er weit genug gekommen zu sein glaubte, so schnell davon, dafs wir ihn in wenigen Augenblicken aus den Augen verloren.

Die Quelle an der wir hier lagen, heifst *Modderfontein* und ist merkwürdig wegen einer Hügelreihe die hier anfängt, sich ziemlich weit nach

Osten zu erstrecken scheint und ganz und gar von unten bis oben aus einem hellgrünen halbdurchsichtigen Quarz besteht. Nur hin und wieder haben sich von der ganzen Masse, an welcher übrigens nichts von Lagen oder sonst einer Regelmäfsigkeit des Gefüges zu bemerken ist, grofse Säulen in parallelopipedischen Formen abgelöset, die mit den Spitzen freistehn oder in grofsen würfelartigen Trümmern am Fufse des Hügels liegen. Auf der Aufsenseite ist das Gestein mehr oder weniger verwittert und undurchsichtig geworden, auf dem muschligen Bruch aber fettglänzend und überall mit kleinen Glimmerblättchen durchmengt. Der nächste Hügel war etwa hundert Fufs hoch, sehr steil, fast ganz nackt und nur auf dem Gipfel und zwischen den tieferen Spalten mit einigen Pflanzen bewachsen, unter welchen ich mit vieler Freude einmal wieder einige gröfsere Aloë-Arten bemerkte, von denen wir seit dem Bokkevelde nichts gesehn hatten. Nicht mit Unrecht betrachtete ich sie als die ersten Boten eines vor uns liegenden bessern Landstrichs.

Eine Stunde nach unserm Aufbruch gelangten wir an eine dritte Valley, die gröfser als die beiden vorigen und eben wie sie mit Salz ganz überzogen war. An dem äufsersten Ende dieser Ebne sahen wir fünf Menschen gehn und erkannten sie durchs Fernrohr für Buschmänner. Ich ging sogleich mit dem Dolmetscher unbewaffnet zu ihnen hin und obgleich sie Anfangs Miene machten zu entfliehen, so brachten wir es

doch endlich durch Zurufen und Winken dahin, dafs sie uns erwarteten. Sie trugen sämtlich kleine Mäntelchen von Springbokfellen und dies diente uns zum Beweise, dafs sie sich mehr von der Jagd als vom Raube nähren müfsten. Mein Gefährte wandte seine ganze Beredsamkeit in ihrer Sprache an, um sie zum Mitgehen zu bewegen, doch glückte dies nicht eher als bis er ihnen seinen Vorrath an Tabak hingab und ihnen verhiefs, dafs sie in unserm Lager noch recht viel davon bekommen sollten. Sie begleiteten uns darauf und sprachen unterwegs sehr viel und heftig mit einander, ohne dafs mein Gefährte es genau verstehn konnte, der überhaupt die Bemerkung machte, dafs sie einen ganz andern Dialect redeten, als ihre Landsleute an den Grenzen der Colonie. Einer erzählte, sie gehörten jenseits des *'t Gariep* (so nennen sie den Oranjeflufs) zu Hause und wären nur hieher gekommen um zu jagen, hätten auch schon zwei Straufse und ein Elenn geschossen und würden bald wieder den Rückweg antreten. Auf die Frage, ob sie ihren Weibern nichts von der Beute mitbrächten, war die Antwort, sie hätten Alles verzehrt und ihre Weiber hätten Ameisen und Heuschrecken genug. Der Wortführer hatte ein gutes freies Gesicht und äufserst lebhafte kleine Augen, die vor Freuden funkelten, als ihm und den Übrigen der versprochene Tabak und etwas Brantwein gegeben ward. Er mufste aber alle seine Reden dreimal wiederholen, ehe unser Vischer ihn verstand und eben so beschwerlich

vernahmen sie, was dieser sagte. Schon der äufsere Klang ihrer Sprache war ganz anders, und ihr Ton sehr hoch, besonders in den letzten Silben eines Satzes, wo es immer klang, wie ein lautes Jauchzen, das allmählig in einen schwächern und tiefern Ton verhallt. Einzelne solcher Endlaute dehnten sie vier bis fünf Secunden lang. Sie baten zum Abschied noch um etwas Brantwein, den wir ihnen abschlugen und statt dessen wir sie mit gebratenem Fleisch bewirtheten. Auch schenkten wir ihnen ein lebendiges Schaf, das sie ihren Weibern und Kindern mitnehmen sollten. Sie dachten nun nicht weiter ans Weggehn und lagerten sich um ein Feuer, um ihre Mahlzeit zu halten. Nach einer kleinen Weile meldete uns ein Hottentott, die Buschmänner hätten das Schaf schon geschlachtet und wären beschäftigt, es zu verzehren. In der That setzte uns ihre Gefräfsigkeit in das gröfste Erstaunen; ohne das Thier abzuziehen, schnitten sie die ganzen Stücke aus, legten sie noch blutend in das Feuer und nagten nach kurzer Zeit das Wenige was gar geworden war, herunter, um den Braten dann aufs Neue in die Asche zu stecken. Das Schaf war nur klein und mochte etwa sechs und dreifsig Pfund gewogen haben, dennoch fanden wir es kaum begreiflich, als wir nach einer Stunde das ganze Thier, die Haut und das Mark der Knochen nicht abgerechnet, von ihnen verzehrt sahen. Die Gedärme hatten sie sich zum Theil zusammengedreht und um die Beine gewickelt. Sie blieben die Nacht hindurch bei uns und ver-

liefsen uns am frühen Morgen, ohne weiter Abschied zu nehmen.

Wir befanden uns jetzt in einer Schlucht zwischen zwei hohen Bergen, die von den Colonisten *Grootrivierspoort* genannt wird. Hier sahen wir zum erstenmal seit der *Karroo* wieder Mimosen, und der Ort, den wir diesmal zum Lagerplatz gewählt hatten, erschien uns deshalb sehr angenehm. Den Wassermangel ertrugen wir leichter, da wir vom letzten Rastplatz eine Tonne voll mitgenommen hatten und unserm Vieh ward er durch ziemlich grüne und saftige Weide ersetzt. Überdies hatten wir den *Oranjerevier* nahe vor uns und eilten, ihn nun vollends zu erreichen. Ehe wir aufbrachen bestieg ich die seitwärts liegenden Berge, die sich abermals in ziemlicher Ausdehnung, parallel mit dem grofsen Flusse von Osten nach Westen hinziehn. Ich sah mit Freuden die vor uns liegenden Thäler reicher begrünt, als alle bisher durchreisten Gegenden und eine Menge schöner zum Theil blühender Pflanzen, die ich am Abhange des Berges fand, bewiesen noch deutlicher, dafs wir uns nunmehr auf besserm Boden und unter einem mildern Himmel befanden. Diese Pflanzen waren mir fast alle neu und nicht nur Saftgewächse (z. B. Köcherbäume von ausnehmender Gröfse und andre Aloën) sondern auch wohlriechende schöngefärbte Gewächse aus den Gattungen *Iusticia, Salvia, Acanthus, Röellia,* u. s. w. Das gewöhnliche Signal der Abreise, ein dreimaliges Klatschen mit der grofsen Colonistenpeitsche, das

man in einer Entferuung von einer halben Stunde zu hören im Stande ist, rief mich zu früh von meinem Spatziergange zurück und ich mufste manches bis zur Rückreise stehen lassen. Doch fand ich bald neben unserm Wege, der in einem breiten Thal hinablief zu Vieles was meine Neugierde reizte, als dafs ich mich nicht länger dabei hätte verweilen und die Wagen vorausziehen lassen sollen. Alles was ich hier sah war von neuen und zum Theil auffallenden Formen. Der gröfste Theil des Gebüsches bestand aus einem Strauch mit gefiederten Blättern und starken rückwärts gekrümmten Dornen (leider ohne Blüthen und Früchte) in welchen sowohl ich als mein Hottentott hängen blieben, als wir einige schöne Prachtkäfer, die darauf safsen herabholen wollten. Nur mit grofser Mühe und mit zerrissenen Kleidern machten wir uns los. Krieger erzählte uns nachher, dafs er Ableger von diesem Strauch nach seinem Wohnort mitgenommen habe und jetzt Hecken daraus ziehe, die für jede Art von Raubthieren selbst für den Jakal undurchdringlich wären. Dazwischen standen mehrere Arten von *Lycium* und *Cestrum*, bedeckt von den herrlichsten Insecten, unter welchen ich nur die *Buprestis interpunctata*, einen der gröfsten und schönsten südafricanischen Käfer und den *Gryllus Mola*, ein Thier von höchst paradoxer Bildung nenne, welche beide bisher noch ganz unbekannt gewesen sind. Auf diesen Sträuchen befand sich ein schönes hochrothblühendes Schmarotzergewächs, *) ei-

*) Herr Wendland, Aufseher des botanischen Gartens zu

ne wahre Zierde dieses Thals. Auch das Gestein trug diesen fremden Character an sich und mitgebrachte Bruchstücke davon, sind in der Folge von deutschen Mineralogen als neue Gebirgsarten beschrieben.*)

Unter diesem Sammeln erreichte ich einige Stunden später als meine Gefährten, das Ufer des *Oranjeriviers*, wo ich unser Lager unter dem Schatten hochstämmiger Bäume aufgeschlagen fand. Der Anblick des Flusses selbst, eines rasch dahin rauschenden Stroms, dessen hohe Ufer von höhern Bäumen reich umschattet sind, setzte uns Alle nach so lange ausgestandnem Wassermangel und nach einer Reise durch so kahle Einöden, in wahrhaftes Entzücken. Der gegenwärtige niedre Stand des Wassers und eine in der Mitte des Flusses liegende Insel, die ihn nur in seiner halben Breite erscheinen liefs, mäfsigten jedoch sehr die Vorstellung, die wir uns nach den Beschreibungen unsrer Führer von seiner Ausdehnung und von der furchtbaren Tiefe und Gewalt seines

Herrenhausen, der in dieser Pflanze eine neue Gattung erkannte, belegte sie, mein geringes Verdienst zu ehren, mit meinem Namen, unter welchem sie in seiner Sammlung ausländischer und einheimischer Pflanzen (2ter Band, 1tes Heft Taf., 39.) abgebildet und beschrieben ist. Herr Professor Willdenow führte sie in der Folge zur Gattung Loranthus zurück, von welcher sie sich nur in der Zahl der Staubfäden unterscheidet.

*) Zu diesen gehört unter andern der ächte Faserquarz, den Herr Obermedicinalrath Klaproth untersucht und in dem Magazin der Berliner Gesellschaft Naturforschender Freunde vom Jahr 1811 beschrieben hat.

Stroms gemacht hatten. Man überzeugte sich aber bei näherer Betrachtung leicht, daſs jene Beschreibungen dennoch wahr sein können. Das eigentliche Bette des Flusses ist etwa zwanzig Fuſs tiefer, als die zunächst begrenzende Fläche, in der es läuft, und der Abstand dieser Ufer an der breitesten Stelle über der Insel, beträgt nach einer genauen Messung 1720 Rheinl. Fuſs. Von dieser Breite war jetzt das mehrste trocken und ein jeder der beiden Arme, die die Insel umfassen, war nur 140 bis 150 Fuſs breit; die Insel selbst mochte etwa 600 Fuſs breit sein. Man bemerkt deutlich, daſs das ganze Bette zu Zeiten sich füllt, und daſs die Insel dann ganz überschwemmt wird, denn in den Ästen der darauf wachsenden Bäume hingen noch Büschel von herabgetriebenem Gras, und an dem Ufer fanden sich frische Spuren von einem gewaltsamen Antreiben des Stroms. In sehr seltenen Fällen übersteigt er sogar diese hohen Ufer und dehnt sich über die umliegende Gegend bis an den Fuſs der nächsten Berge aus. Einige unsrer Gefährten hatten ihn vier Jahre früher so gesehen und zeigten uns zum Beweise groſse Baumstäume, die alle in einer Höhe an den Bergen zu beiden Seiten des Flusses zerstreut lagen, und unwidersprechlich vom Wasser heraufgetrieben waren. Die Breite des Flusses beträgt dann über eine geographische Meile, und seine Höhe nach einer ungefähren Schätzung, wenigstens funfzig Fuſs mehr, als der gegenwärtige Wasserspiegel. Man würde aber sehr irren, wenn man diese Über-

schwemmungen allein der herabströmenden ungeheuern Wassermasse zuschreiben wollte. Die eigentliche Ursache davon ist eine Hemmung des Stroms in einer sehr engen Schlucht, die anderthalb Meilen abwärts liegt, und von zwei steilen Felsen gebildet wird. Zu beiden Seiten dieses Durchgangs erstrecken sich die Gebirge gleich einem Damm gegen Süden und Norden und scheinen vormals einen See eingeschlossen zu haben, der sich endlich an der niedrigsten Stelle allmählig einen Durchweg bahnte. Fallen nun längs dem Flusse und in den östlichen Gebirgen heftige und anhaltende Gewitterregen, wie dies in den Sommermonaten zuweilen der Fall ist, so ist die enge Schlucht, in welcher sich herabgerissene Bäume und Felsen aufdämmen, nicht im Stande alle das Wasser zu verschlucken und es häuft sich hier höher, als vielleicht an irgend einer andern Stelle. — Am nördlichen Ufer finden sich Spuren eines alten Flufsbettes, dort ist nemlich dasselbe Geschiebe, das man jetzt noch im Flusse antrifft, (Achate, Jaspis und Chalcedone, zuweilen von bedeutender Gröfse und Schönheit) einem Trafsgemenge eingesprengt, aus welchem die ganze obere Schicht des Ufers besteht.

Die Bäume, mit welchen der Flufs zu beiden Seiten bewachsen ist, sind zum Theil von ansehnlicher Gröfse. Unter ihnen zeichnet sich besonders der *Büffelsdorn* (*Zizyphus mucronatus Willd*) aus, dessen Stamm nicht selten eine Dikke von zwei Fufs erreicht, und dessen Zweige mit paarweise stehenden Dornen besetzt sind, von

welchen der eine aufrecht stehend, der andre rückwärts gekrümmt ist. Mehr an den abhängigen Ufern hinab wachsen Mimosen, Weidenarten und Karreebäume (worunter die Colonisten die mancherlei Arten von *Rhus* verstehen) und zwischen ihnen sowohl, als mehr im Freien, bildet sich niederes Gesträuch aus Arten von *Lycium Cestrum*, *Zygophyllum* u. s. w. Um an den Fluſs zu gelangen, folgt man den Wegen, die sich das Fluſspferd zu seinen nächtlichen Streifereien gebahnt hat und bemerkte man nicht so häufige Spuren der plumpen Füsse, so würde man zweifeln, daſs diese steilen Wege einem Thier von so ungeheurer Körpermasse angehören können.

Da wir den Stand des Wassers so ungewöhnlich niedrig fanden, so ward beschlossen unverzüglich überzusetzen, ehe vielleicht eine plötzliche Anschwellung uns das Unternehmen erschwerte. Nachdem also die seichteste Stelle hinlänglich untersucht und nicht ohne Mühe ein Weg zum Einfahren der Wagen gebahnt war, setzten wir uns zu Pferde und ritten neben den Wagen her, indessen zu mehrerer Sicherheit noch unsre Hottentotten nackt die Ochsen führten, um jedes Ausweichen rechts oder links zu verhüten. Einer der Colonisten, der diese Vorsicht nicht für so nöthig hielt, und sich von der ausgewählten krummen Richtung (über eine Bank zwischen dem Ufer und der Insel) zu weit entfernte, gerieth in ein Seekuhloch und ward nur durch die Stärke und Geschicklichkeit seines Pferdes gerettet. Von unsern Schafen wurden zwei vom

Strome fortgerissen und ertranken. Die tiefste Stelle fanden wir jenseits der Insel, wo das Wasser fast über dem Rücken der Pferde zusammenschlug und in die Wagen spülte. Da wir jedoch darauf vorgesehen und alle Güter gestützt hatten, so blieb diesmal alles unbeschädigt. Am jenseitigen Ufer schlugen wir sogleich unser Lager auf, mit dem Vornehmen, hier einen Rasttag zu halten, und unserm Vieh etwas Zeit zu lassen, sich zu erholen. Unsre Begleiter warnten uns aber, hier nicht zu lange zu verweilen, weil das frische Flufswasser, den Ochsen die sich einmal an Brackwasser gewöhnt haben, leicht nachtheilig wird. Wir selbst empfanden diesen Unterschied und mufsten gestehen, dafs der Geschmack dieses Flufswassers uns jetzt fade und unkräftig vorkomme, und dafs jenes salpeterhaltige den Durst besser stille.

Am frühen Morgen des folgenden Tages wurden einige Schüsse aus Kriegers grofsem Gewehr gethan, um die in der Nähe wohnenden Buschmänner und Koranen von unsrer Ankunft zu benachrichtigen. Auch erschienen wirklich nach einigen Stunden zwei Buschmänner, die uns der Reihe nach mit ihrem: *'t Abeh* begrüfsten, sich etwas Tabak erbettelten, und dann hinter einen Strauch setzten, um neben einem kleinen Feuer recht ruhig die Wollust des Rauchens zu geniessen. Ich brachte eine Stunde mit dem Betrachten dieser Menschen zu, und so gern ich (nach Allem vorhin Erzählten) die Rechtmäfsigkeit ihrer Ansprüche auf einen Platz in der Reihe der ver-

nünftigen Wesen anerkenne, so kann ich doch nicht umhin zu behaupten, daſs ein Buschmann, in Mienen und Gebehrden mehr einem Affen, als einem Menschen gleicht. Vorzüglich der eine dieser beiden, ein alter Knabe von wenigstens funfzig Jahren, mit greisem Haar und spitzem Bart; Stirn, Nase, Wangen und Kinn mit tiefem schwarzen Schmutz überzogen und nur rund um die Augen ein weiſser Ring, den die vom Rauch stets überfliessenden Thränen rein erhalten, hatte ganz die Physiognomie der kleinen blauen Affen aus dem Kafferlande. Was diesem Vergleich aber erst volle Wahrheit gab, war die Lebhaftigkeit der Augen und die Beweglichkeit der Augenbraunen, die sich bei jeder Veränderung der Miene mit auf und nieder zogen; auch die Nasenflügel und Mundwinkel, ja sogar die Ohren bewegten sich unwillkührlich mit und drückten den flüchtigen Wechsel von Begierde und mistrauischer Aufmerksamkeit auf seine Umgebungen aus; dagegen kein einziger Zug des Gesichts, in welchem sich Bewuſstsein des Denkvermögens oder irgend eine mildere, über das Thierische hinausgehende Regung des Gemüths, verrathen hätte. Als ihm nun vollends ein Stück Fleisch gebracht ward, und er von seiner sitzenden Stellung halb aufstehend, den Arm mistrauisch, lang danach ausstreckte, es schnell zu sich zog, und dann geschwind in das Feuer steckte, mit den Augen noch immer umherblinzend, ob ihm auch Jemand es wieder nehmen werde, da hätte man schwören sollen, er habe das Alles einem Affen so abgelernt. Bald zog

er das Fleisch wieder aus der Asche, wischte es eilig mit der rechten Hand auf dem linken Arm ab, fuhr damit nach dem Mund und rifs mit den Zähnen grofse mehr als halbrohe Bissen davon ab, die ich noch ganz die magre Kehle hinabgleiten sehn konnte. Endlich kam er auf Knochen und Sehnen, wo ihm seine Zähne den Dienst versagten, und nun erst bediente er sich eines am Halse hängenden Messers, womit er sich die in den Zähnen gefafsten Bissen immer dicht vor dem Munde abschnitt, ohne sich in die Nase oder die Augen zu stechen, was ihm wohl nicht leicht ein Mensch von celtischem Gesicht gleich thun wird. Nachdem nun der Knochen rein abgenagt war, steckte er ihn aufs Neue ins Feuer, zerschlug dann zwischen zwei Steinen die Enden, sog das Mark aus und stopfte ihn unmittelbar darauf mit Tabak. Ich bot ihm eine thönerne Pfeife, die er aber ausschlug; den dicken Knochen nahm er tief in den Mund und schluckte den Rauch mit langen Zügen ein, wobei er die Augen zukniff, wie Jemand, der ein Glas köstlichen Weins mit dem gröfsten Behagen austrinkt. Nach drei bis vier Zügen reichte er den Knochen seinem Landsmann, der auf ähnliche Weise einige Züge daraus that, und ihn dann bis auf weiteres noch brennend in seinen ledernen Sack steckte. Hierauf sahen mich beide vergnügt an, und machten sich über mich lustig, dafs ich ihnen so neugierig zugesehen. Sie verliessen uns auch nicht eher, als bis wir selbst wieder aufbrachen, und wufsten übrigens auf die Fragen nach den Koranen und

ihren Landsleuten keine nähere Auskunft zu geben.

Bald nach ihnen erschien eine zahlreiche Horde von Kaffern, die wir am wenigsten hier anzutreffen vermuthen konnten. Nachdem wir uns mit den Hauptleuten, die sich Oalela und Gola nannten und für Neffen von Sãmbeh ausgaben, mit Hülfe ihres pfiffigen Dolmetschers eine Zeitlang unterhalten hatten, erfuhren wir, daſs auch sie Ausgewanderte seien und sich schon seit einem Jahre, einige von ihnen aber schon länger in dieser Gegend aufhielten. Eben dieser Dolmetscher nemlich, der den holländischen Namen Danster (Tänzer) angenommen hatte und sich selbst den Corporal dieser Horde nannte, hatte schon vor zehn Jahren mit einem groſsen Schwarm *) sein Vaterland verlassen, sich aber bald von den Übrigen getrennt und in Gesellschaft einiger Wenigen diese Gegend aufgesucht. Nachdem er sich hier einige Jahre aufgehalten, zwang ihn Mangel an Lebensmitteln, eine Zuflucht in der Colonie zu suchen, wo er sich bei einem Bauern in *Nieuweveld* als Viehhirte verdang, indessen seine Gefährten sich auf ähnliche Weise ein Unterkommen verschafften. Er lernte dort das

*) Wahrscheinlich ist diese ausgewanderte Horde dieselbe, deren ich S. 498 des 1sten Theils erwähnt habe, die unter einem gewissen Bakha das Kafferland verlieſs. Danster wollte sich darüber nicht weiter erklären, äuſserte auch, er werde nie zurückzukehren wagen, weil er gewiſs sei, daſs man ihn todt schlüge, wenn er sich wieder blicken lieſse.

das Holländische sprechen, ward aber bald auch dieses Lebens überdrüfsig, zog die Mehrsten seiner Bande wieder an sich, und begab sich mit ihnen an den *grofsen Flufs*, dessen Ufer von jeher der Zufluchtsort alles schlechten Gesindels, das die Colonie ausstofst, gewesen sind. Hier machte er Bekanntschaft mit einem berüchtigten Spitzbuben, dem Hottentotten Africaner, welcher der Anführer der Bande gewesen war, die den rechtschaffenen Pienaar ums Leben brachte. *) Die Furcht, nach dieser Missethat der Justiz in die Hände zu fallen, hatte diesen bewogen, die Colonie ganz zu verlassen, und er hielt sich eben damals, und wahrscheinlich noch jetzt, auf einer unzugänglichen Insel im Flusse auf, die er ordentlich verschanzt hatte, und wohin er nach glücklichen Raubzügen immer wieder zurückkehrte. Mit diesem hatte Danster nach und nach so gute Freundschaft gemacht, dafs schon davon die Rede war, ihre beiden Horden zu vereinigen, als plötzlich, in Abwesenheit der mehrsten Kaffern, die wenigen zum Schutz zurückgebliebenen Männer von Africaners Bande erschlagen und die Weiber und Kinder entführt wurden. Danster, zu schwach, um sich zu rächen, suchte wenigstens die Gefangnen zu befreien, und das glückte ihm in einer finstern Nacht, als die Räuber, eben mit Tanz und Brantwein ein neues Siegesfest gefeiert hatten und ihren Rausch verschliefen. Er schlich sich heran, brachte die Weiber

*) Man vergleiche S. 225 des 1sten Theils.

wieder in seine Gewalt, ward aber zu früh verrathen, um, wie er sichs vorgenommen hatte, den Africaner mit seinen Gesellen im Schlafe umbringen zu können, und mufste sogar einige Kinder im Stiche lassen, die sich noch in der Gewalt des furchtbaren Hottentotten befinden. Er wagte es auch nicht, in dessen Nähe zu bleiben, sondern zog den Flufs weiter hinauf, und begegnete hier, nach mancherlei Schicksalen, seinen später ausgewanderten Landsleuten unter den beiden oben genannten Anführern. Diese obgleich mehrere hundert stark, denn sie zählten noch jetzt funfzig wehrbare Männer, schlossen sich an seine kleine Familie an und vertrauten sich seiner Leitung, unter welcher sie, sich kümmerlich nährend von weniger Ziehzucht und der mühsamen Jagd, stets kämpfend mit den Buschmännern von einem Ort zum andern unstät umherirrten, am liebsten aber doch immer in diese Gegend des Flusses zurückkehrten.

Kaum hatten wir einige Fragen an sie gethan, als sie auch schon anfingen zu betteln, und nicht nur Brantwein und Tabak, sondern eine Anzahl Schafe begehrten, um davon eine Mahlzeit zu halten. Überzeugt, dafs sie mit Gewalt nehmen würden, was sie in Güte nicht erlangen könnten, wagten wir keine bestimmt abschlägliche Antwort, sondern wichen ihren Forderungen durch allerhand Vorwände aus. Wir bemerkten bald, dafs die beiden Hauptleute wenig zu gebieten hatten, dagegen Danster fast alle Anordnungen ohne weitere Rücksprache treffe. Diesen suchten

wir daher durch manche heimliche Geschenke und durch eine ausgezeichnet höfliche Behandlung zu gewinnen und erlangten dadurch, gegen das Versprechen, auf unsrer Rückreise ihnen von unserm Vorrath mitzutheilen eine Befreiung von dem geforderten Tribut. Indessen kostete der Verkehr mit diesem Bösewicht manche Verläugnung des innerlich sich empörenden Gefühls, denn er erzählte uns frech von seinen an Buschmännern und Koranen begangnen Mordthaten und von vielen, die er noch vorhabe. Wir waren es aber schon so gewohnt geworden, von solchen Greueln als von unerheblichen Vorfällen reden zu hören, und ein Menschenleben als eine Kleinigkeit betrachtet zu sehn, daſs es uns dabei nur schien, als fügten wir uns in eine Landessitte. Dieser Kaffer erzählte uns auch von einer, weiter am Flusse hinauf umherziehenden und sich von der Jagd und gelegentlichem Raube nährenden Bande von Christen, die wir aus allen Umständen besonders aus den Vornamen, (denn nur diese wuſste er zu nennen) für die Gebrüder B e z u i d e n h o u t und L o c h e n b e r g erkannten, die in Gesellschaft einiger englischer Deserteurs schon seit mehrern Jahren ein Vagabondenleben führen und von der Regierung geächtet sind. *) Ferner erzählte er von Christen, die er von Zeit zu Zeit einzeln umherziehen gesehen und aus der Beschreibung ihrer Kleidung erhellte, daſs es Deserteurs von der holländischen

*) Man vergleiche S. 549 des 1sten Theils.

Armee gewesen sein. Als wir uns nach diesen etwas angelegentlicher erkundigten, stockte seine Antwort, er versicherte nur, wir würden sie nicht wiederfinden, so daſs uns der Verdacht entstand, auch diese Unglücklichen haben von seinen Händen den Tod gefunden.

An Oalela und Gola fiel mir auf, daſs beide schielten, was ich an den mehrsten von Sãmbehs nähern Verwandten bemerkt habe. Übrigens war der Aufzug dieser Prinzen ein wenig ärmlich, und an die Stelle der schönen Tigerfelle womit sie am *Vischrivier* prunkten, waren Krosse von Antilopen- und Schaffellen getreten, die zwar noch den kafferschen Schnitt hatten, aber hin und wieder kahle Stellen und Löcher zeigten, die sonst kein Kaffer duldet. Auch fehlte ihrer Haut der glänzende Überzug, und sie klagten uns als ein wesentliches Übel, daſs es hier keine Färbesteine gebe, und daſs sie sich nur mit Fett und Asche einschmieren könnten.

Am mehrsten beunruhigte uns eine Nachricht, wodurch die Kaffern uns besonders vom weitern Vordringen abzumahnen suchten, die nemlich, daſs bei den Völkern, die wir besuchen wollten, die Kinderblattern herrschten und daſs schon viele Menschen daran gestorben seien. Ungeachtet aller angewandten Bemühung blieb sie kein Geheimniſs für unsre africanischen Gefährten, die ohnehin schon durch so viele Mühseligkeiten der Reise schwierig gemacht, durch die neue Gefahr in solche Furcht geriethen, daſs sie nichts als den unabwendbaren Tod von der Fortsetzung der Rei-

se erwarteten. Die Kinderblattern hatten im Jahr 1753 in der Capstadt gewüthet und damals mehr als zwei Drittheile der Einwohnerzahl hinweg gerafft, schon der Name dieser Krankheit machte jeden Africaner zittern, wir konnten unsern Gefährten daher ihre Besorgnisse so sehr nicht verargen. Sie erklärten geradezu, daſs sie jede andre Gefahr mit uns zu theilen bereit seien, der sich Muth und Entschlossenheit entgegen setzen lasse, aber an dieser elenden Krankheit zu sterben, scheine ihnen zu gräſslich, als daſs sie uns nicht lieber den Dienst aufkündigen sollten. Wir suchten sie zu überreden, daſs das ganze Gerücht wahrscheinlich von den Kaffern ersonnen worden, um uns zum Einstellen der weitern Reise zu bewegen, und daſs wir ja sehr thöricht erscheinen müſsten, wenn wir durch ein bloſses Gerede uns von unserm Vorhaben abschrecken liessen, ohne vorher selbst zu untersuchen. Durch diese Vorstellungen gelang es, sie etwas zu beruhigen; die Unmöglichkeit aber, ohne uns die Rückreise anzutreten, hatte bei reiferer Überlegung wohl am mehrsten dazu beigetragen, sie folgsamer zu machen.

Die Nähe der Kaffern ward uns zu lästig und zu bedenklich, als daſs wir länger an diesem Orte hätten verweilen sollen, und gegen unser anfängliches Vornehmen brachen wir schon am folgenden Morgen von der Furth des *Oranjeriviers*, die den Koranaschen Namen *Priskab* trägt, wieder auf. Diese Stelle der Durchfahrt, ist sehr glücklich gewählt, denn der Fluſs macht hier eine

grofse S-förmige Biegung, so dafs man ihn nicht gleich ganz verläfst, sondern in der ersten Tagereise noch einmal seine Ufer berührt. Die nördliche Krümmung ist von der obengenannten Furth etwa vier Stunden entfernt; da wir uns aber unterwegs lange aufhielten, und ein Theil der Gesellschaft erst spät von der Jagd zurückkehrte, näherten wir uns ihr erst mit untergehender Sonne.

Ich hatte mich mit einigen Andern auf der Verfolgung einer Gnu-Heerde von den Wagen entfernt und wollte eben wieder zurückkehren, als wir in einem kleinen Thal, unter einem Gesträuch eine Buschmannfamilie bemerkten, die zu unsrer Verwundrung unsre Ankunft ruhig abwartete. Aufser unserm alten Pavian von gestern, der uns gleich zutraulich, als alten Bekannten, entgegen ging, waren es vier Männer und sechs Frauen, nebst mehrern jungen Mädchen und vielen Kindern. Sobald wir bei ihnen waren, erschallte von allen Seiten ein wiederhohltes *'t Abeh*, *'t Abeh*, in welches auch unser Alter aufs Neue mit einstimmte, ohne dafs sich übrigens Einer aus seiner sitzenden oder liegenden Stellung bringen liefs. Gleich darauf folgte ein leiseres häufiges: *Twak*, *Twak*, wobei sie alle die Hände in die Höhe hielten, um Tabak zu empfangen. Nachdem wir unsern kleinen Vorrath unter sämtliche Anwesende, die Mädchen nicht ausgeschlossen, vertheilt hatten, fingen Alle zugleich sehr lebhaft an zu sprechen, wobei sie bald uns länger ansahen, bald den erhaltenen Tabak zwischen den Händen zerrieben und in Knochenröhren stopf-

ten. Ihre Reden betrafen offenbar unsre Personen, ein jeder schien aber nur seine Gedanken sich selbst laut zu sagen, ohne die Absicht zu haben, daſs ein Andrer sie höre oder ihm antworte. Ein Paar junge Mädchen, die recht schelmisch aussahen, zeichneten sich durch die Lebhaftigkeit mit welcher sie schrien, besonders aus; sie dehnten die Endsilben ins Unendliche aus, und wenn es eben schien, als ob nun aller Athem verbraucht sei, ging es nach einer kurzen hastigen Inspiration wieder an ein Plappern, Klatschen und Schnalzen, daſs man sich die Ohren hätte verstopfen mögen. Eine alte Frau zog eine groſse Wurzel (wie ich erfuhr von einer Wasserpflanze) aus der Asche hervor, die ganz schmackhaft aussah, und theilte sie mit den übrigen Weibern, die nun ihre Tabaksknochen weglegten, nachdem sie einige starke Züge daraus gethan hatten. Die kleinen Kinder waren sehr häſslich und eben so unförmlich dick, wie die Alten unförmlich mager. Die hinten sehr stark vortretenden Schädel, und die weit an der Stirn herab wachsenden kurzen Haare gaben ihn das Ansehn von Wasserköpfen und fast Alle hatten so kleine zugekniffene, gleichsam in Fett verwachsene Augen, daſs ich anfangs glaubte, es herrsche eine Augenkrankheit unter ihnen. Bei dem Versuch, mich davon zu überzeugen, fing eins dieser Kinder jämmerlich an zu schreien, und selbst die Mütter verstanden die gewöhnlichen Liebkosungen des Streichelns und in die Backen kneifens so wenig, daſs sie mistrauisch die Kleinen zu sich heranzogen und unter ihre

Krosse versteckten. Zugleich hörten Alle plötzlich auf zu sprechen, was wir als ein Zeichen von Unwillen ansahen; denn als wir von dem Wenigen, was wir bei uns hatten, alles Entbehrliche wieder unter sie vertheilten (z. B. einige Knöpfe, die wir uns von den Kleidern schnitten,) belebte sich ihre Redseligkeit aufs Neue. Schon vorher fiel mir an den Kindern auf, daſs sie sich auf eine in Betracht ihres Alters bewundernswerthe Weise selbst zu helfen wuſsten. Noch ganz junge Säuglinge krochen schon im Sande umher, Andre, die noch kein Jahr alt sein konnten, gingen keck auf den Beinen, und etwas Ältere gruben sich im Felde schon selbst Zwiebeln aus und verzehrten sie. Die hübschesten waren die Kinder von 8 bis 14 Jahren, die Knaben die nur etwas darüber hinaus waren, sahen schon erbärmlich hager aus, und ihre Haut hatte das schlaffe, welke Ansehn, das die ganze Nation characterisirt. Wie wir es an dem alten Bartman gesehen, so hatten auch hier die ältern Männer eine in Runzeln schlaff herabhängende Bauchhaut, bei dem Einen war dasselbe der Fall mit der Brusthaut, die an beiden Seiten der Herzgrube ein Paar Zoll herabhing, so daſs es an bejahrtern Personen, bei dem ohnehin sparsamen und seltnen Bartwuchs leicht ist, sich im Geschlechte zu irren. — Da wir unsern Dolmetscher nicht bei uns hatten, so ward es schwer, ihnen durch viele Zeichen eine Einladung in unser Lager und das Versprechen einiger Geschenke begreiflich zu machen. Wahrscheinlich hatten sie es gar nicht verstanden, so

sehr ihr Kopfnicken und lautes Sprechen es uns auch zu beweisen schien, denn ihr Besuch blieb aus und wir sahen keinen von dieser Horde je wieder. Aufs Neue aber bestätigte sich an ihnen und Andern, die wir hier trafen, die schon einmal ausgeführte Bemerkung, daſs die Buschmänner nirgends sanfter und umgänglicher sind, als an den Ufern des Oranjeriviers. — Wir sprachen beim Abschied wieder ihr *'t Abeh* aus, um doch nicht so ganz kahl von ihnen zu gehn; das machte sie aber lachen, da sie nur einen Bewillkommnungsgruſs aber keinen zum Abschied kennen. Sie entliessen uns stumm und ohne einen weitern Beweis von Aufmerksamkeit.

Indessen ward es dunkel, ehe wir wieder bei den Wagen eintrafen, wo man mit Ungeduld auf uns gewartet hatte. Wir waren wieder am Flusse, aber noch nicht an einer Stelle, wo man zu ihm hinabgelangen konnte, und muſsten daher im Mondschein noch eine Strecke hinaufziehen. Da hier keine Wege gebahnt waren, so erschwerte hoch aufgeschossenes aber jetzt dürres Gras und dann wieder tiefe Gossen die sich von den Hügeln nach dem Fluſs erstreckten, das Fortkommen gar sehr. Wir muſsten uns endlich entschliessen, auszuspannen, nachdem Einer unsrer Gesellschaft noch das Unglück gehabt hatte, in ein von den Buschmännern gegrabenes tiefes Seekuhloch zu stürzen, dem aber glücklicherweise der oben *) beschriebene spitze Pfahl fehlte, so daſs er ohne

*) S. 73.

grofse Beschädigung wieder herausgezogen ward. Unsre Hottentotten hatten besonders gebeten, nicht weiter zu reisen, weil sie diesen Abend im Scheine des Vollmonds ein Fest feiern wollten. Am *Sakrivier* nemlich hatte sich ein Bastardhottentotte, der mit seiner Familie sich nach dem Institut des Missionärs Anderson begeben wollte, an unsern Zug angeschlossen. Eine Schwester, die sich unter seinem Gefolge befand, hatte das Herz eines unsrer Burschen gewonnen, und schon vor einigen Tagen hatte er bei uns sich Erlaubnifs erbeten, sie förmlich zur Frau zu nehmen. Hier sollte nunmehr das Hochzeitfest gefeiert werden, und das Lager war nicht sobald aufgeschlagen und die Ochsen getränkt und festgebunden, als sich sämtliche Hottentotten um ein grofses Feuer lagerten, sich daneben ihr Abendessen bereiteten und eine doppelte Ration Brantwein, die ihnen heute ausgereicht wurde, unter lautem Jubel dazu genossen. Nachher spielten sie neben dem Feuer ihre gewöhnlichen Spiele, stellten Lustkämpfe an und schlossen erst spät in der Nacht das Fest mit einem allgemeinen Tanz. Alle diese Belustigungen hatten aber wenig Nationales, wie denn überhaupt die heutige Hottentottengeneration, innerhalb der Colonie, auch in dieser Hinsicht schon zuviel von den europäischen Sitten übernommen hat. Um das Brautpaar selbst bekümmerte man sich fast gar nicht und schien überhaupt nur einen Vorwand gesucht zu haben, einmal nach alter Sitte im Mondschein recht fröhlich sein zu können. — Der Bräutigam

war ein Meister auf der *'t Görrah*, einem den Hottentotten ganz eigenthümlichen musicalischen Instrument, das man jetzt nicht häufig mehr bei ihnen antrifft, und das hauptsächlich nur noch von alten Hirten gut gespielt wird. Es besteht aus einem etwas gekrümmten Stabe von hartem Holz, über welchen eine lange Darmsaite gespannt ist. Diese aber ist an dem untern Ende durch Pferdehaar mit einer Federspule und nur durch diese wieder mit dem Stabe in Verbindung gesetzt, also gewissermaafsen isolirt, so dafs sie für sich tönen kann, wenn der Spieler die Feder in den Mund nimmt und durch ein stärkeres oder schwächeres Anblasen derselben, die Saite in Schwingung setzt. Das Ganze hat das Ansehn eines Violinbogens, und ist, nach der gegebenen Beschreibung halb Saiteninstrument, halb Blasinstrument. Es wird gewöhnlich liegend gespielt, und vorzüglich die nächtliche Ruhe scheint den Hottentotten aufzufordern, sich darauf hören zu lassen. Er hüllt sich recht behaglich in seinen Pelz, legt sich auf das eine Ohr und hält bequem die *'t Görrah* aufrecht vor den Mund. In den letzten Wochen der Reise pflegte unser Liebender gewöhnlich die ganze Nacht durchzuphantasiren, obgleich er fast den ganzen Tag unser loses Vieh vor sich her treiben mufste. Wir gewöhnten uns nach und nach so an die einförmigen Töne, dafs sie uns nicht im Schlafe störten, sondern vielmehr recht sanft einlullten. Aus der Ferne gehört, haben sie durchaus nichts Unangenehmes, sondern etwas sanft Klagendes, Sehnsucht-

volles. Obgleich nur etwa sechs Töne auf dem Instrument hervorgebracht werden können, die überdies nicht in unsrer diatonischen Leiter liegen, sondern ganz fremde Intervalle bilden, so giebt doch der Schallmayartige Laut, der ganz seltsame Rhythmus, und eben jenes Fremde, ich möchte sagen Wilde der Harmonie, *) dieser Musik einen eignen Reiz.

Unser Lager war übrigens an einer gefährlichen Stelle aufgeschlagen, dicht vor uns der Strom und unmittelbar hinter uns eine lange steile Felswand. Wäre der Strom in der Nacht plötzlich gestiegen, wie es nicht selten der Fall ist, so würde es schwer gewesen sein zu entkommen, und Beispiele solcher Unglücksfälle sind, wie ich schon

*) Harmonie ist es immer zu nennen, denn die Intervalle, obgleich nicht die unsern, stehen in gefälligem, dem Ohr verständlichem Verhältnifs. Zwischen dem Grundton und der Octave nemlich liegen nur drei Intervalle, deren erstes um weniges tiefer ist als unsre grofse Terze; das zweite liegt in der Mitte zwischen der kleinen und grofsen Quinte, das dritte zwischen grofser Sexte und kleinen Septime, so dafs man Anfangs im kleinsten Septimenaccord moduliren zu hören glaubt. Doch liegt alles höher im Verhältnifs zum Grundton, das Ohr fühlt weniger das Verlangen nach Auflösung in den reinen Dreiklang, es bleibt auch ohne dieselbe befriedigter. Geschickte Spieler bringen noch das zweite, zuweilen gar das dritte Intervall in der höhern Octave heraus, doch sind diese hohen Töne etwas schneidend und selten reine Octaven der entsprechenden tiefen Töne. — Eigentliche Melodien hört man nicht, es ist nur ein Wechsel dieser Töne, die lang gehalten werden und vor deren jedem der Grundton vorschlägt. Es verdient bemerkt zu werden, dafs diese Intervalle nicht dem Instrument eigenthümlich sind, sondern jeder, auch der Gesangmusik der africanischen Wilden.

beim *Gauritsrivier* bemerkt habe, an den Ufern der gröſsern africanischen Flüsse nicht selten. Überhaupt ist diese Stelle, wie wir am folgenden Tage bemerkten, sehr ausgezeichnet. Man begreift leicht, daſs da, wo ein so mächtiger Strom zum völligen Umkehren in der entgegengesetzten Richtung gezwungen wird, theils die Nebeneinanderstellung der Gebirge selbst fremdartig sein, theils ihre Masse von dem Jahrhunderte lang fortgesetzten Anarbeiten des Stromes Spuren an sich tragen müsse. So sind denn auch wirklich die steilen Mauern, unter welchen der Fluſs die groſse Biegung zu machen gezwungen wird, sehr malerisch, sie ragen hoch und oft in weiten Bogen über den Weiden und Mimosen des Ufers hervor und groſse herabgestürzte Brocken, zwischen welchen diese Bäume sich mühsam heraufdrängen verrathen die Macht dieser Fluthen bei hohem Stande des Wassers. Aus zwei tiefen Schluchten, die das ganze Gebirge in drei Gruppen theilen, stürzen sich zwei periodische Bäche gerade gegen den Strom hinein; sie sind mit Bäumen dicht bewachsen, und in ihren innersten Thälern trifft man auf sehr wildes und kühnes Geklüfte. Gleich der erste Felsen am Eingang der südlichen Schlucht ist von seltsamem Gefüge. Seine Schichten sind vielfach gebrochen und an den Seiten herabgesunken, durch spätere Sinterung aber wieder in dieser Lage zusammengebacken. Bei den Reisenden führt daher dieser Felsen den Namen: *roode gebroken Klip*, (der rothe gebrochene Felsen) und mit diesem Namen wird die ganze Gegend

bezeichnet. Das Gestein, aus welchem jener besteht, erstreckt sich in schieferartigen Lagen tief in den Fluſs und ist von schönblauer Farbe, die von den Colonisten als sehr dauerhaft gepriesen wird; sie gebrauchen daher dieses Mineral so oft sie es bekommen können, mit Öl angerieben zum Anstreichen ihser Häuser und Wände. Weiter an dem Felsen hinauf verräth ein dichter gelbröthlicher Okerüberzug den reichen Eisengehalt, und fast durchgängig ist kubischer Eisenstein in die Masse eingesprengt. *)

Frühmorgens hatte Krieger das Lager verlassen, um eine Horde Bastardhottentotten und Koranas aufzusuchen, die vormals jenseits des Stromes zu hausen pflegte. Er kam gegen Mittag zurück ohne sie gefunden zu haben, dagegen brachte er die befremdende Nachricht, daſs ihm Missionäre begegnet wären, die von den Briquas zurückkämen, und beunruhigende Nachrichten von dort mitbrächten. Sie hätten jetzt ihr Lager jenseits der Biegung des Flusses aufgeschlagen und erwarteten uns dort. Wir brachen daher sogleich auf, muſsten aber einen sehr

*) Herr Obermedicinalrath Klaproth, der auch dieses Mineral genau untersuchte, fand es von so ausgezeichneter Beschaffenheit, daſs er es als eine neue Gebirgsart mit dem Namen *Blaueisenstein* belegte, Eine bedeutende Schwere und Härte, besonders aber die Beständigkeit der blauen Farbe gegen Feuer und gegen alle Reagentien, zeichnen es besonders aus. Genauere Rechenschaft über die chemischen Bestandtheile und sein ganzes Verhalten giebt Hrn. Klaproths Beschreibung davon im Magazin der Gesellschaft Naturforschender Freunde vom Jahr 1811.

mühsamen Umweg durch das Gebirge nehmen, um an den Ort zu kommen, der in gerader Richtung nur eine Stunde von uns entfernt lag. Nach vier Stunden beständigen Bergauf und Bergabziehens langten wir endlich dort an und sahen bei einem Rückblick über den Fluſs, die Felsen unter denen wir gelegen hatten, noch ganz nahe hinter uns.

Hier empfingen uns die Missionäre Van der Lingen und Jan Matthias Kok, jener ein Holländer, der erst vor wenigen Monaten die Reise zu den Briquas angetreten, dieser ein geborner Africaner, der vier Jahre unter ihnen gelebt hatte. Sie erzählten uns, daſs ein, zwischen zwei Stämmen dieser Wilden ausgebrochener Krieg sie genöthigt habe, das Land zu verlassen. Zwei andre Missionäre seien ebenfalls bereits auf der Rückreise und nur noch drei Tagereisen von hier entfernt. Sie hatten Beide ihre zahlreichen Familien bei sich; ihre Hottentotten waren beschäftigt, zwischen den Wagenrädern aus Matten eine Art von Hütte zu bauen. Die unangenehme Nachricht von dem Ausbruch der Kinderblattern unter den Wilden, ward durch sie bestätigt, doch fügten sie hinzu, die Epidemie sei diesmal besonders gutartig und bereits im Abnehmen. Diese Nachricht verbreitete neues Schrecken in unserm Lager, keiner von unsern africanischen Begleitern wagte es, den Missionären nur nahe zu kommen, aus Furcht von ihnen angesteckt zu werden, ja diese Furcht ging soweit, daſs sie die Stelle, wo sich die beiden Familien gelagert hat-

ten, immer an der Windseite umgingen, damit ihnen das Übel nicht etwa durch die Luft zugeführt werde. Zwar hatten die Missionäre keine Blatternkranke bei sich, aber da sie erst vor drei Tagen von dem letzten Dorfe der Bastardhottentotten abgereist waren, so konnte irgend einer aus ihrem Gefolge das Gift unerkannt bei sich tragen und vielleicht schon in den nächsten Tagen erkranken. Wir widersprachen diesen Besorgnissen nicht, damit sie nicht Lust bekommen möchten, mit jenen umzukehren, und uns zu verlassen, dagegen gelobten wir ihnen, alle nur ersinnliche Vorsichtsmaaſsregeln anzuwenden, um der Ansteckung auszuweichen, und stellten ihnen vor, daſs sie selbst im schlimmsten Falle sich in unsrer Gesellschaft besser befinden würden, da wir doch Arznei bei uns hätten und sie besser verpflegen könnten. Das Zutrauen, das sie in meine ärztliche Geschicklichkeit hatten, ward dabei nicht ohne Erfolg geltend gemacht. Nichts desto weniger suchten sie aufs Neue alle Gründe hervor, um uns zur Rückkehr zu bewegen. Es sei klar, meinten sie, daſs der Aufenthalt unter den Wilden höchstgefährlich sein müsse, da die friedlichen Sendlinge sich sämtlich zu so schleuniger Rückkehr hätten veranlaſst gefunden. Dieselben Gründe, die sie zur Abreise bewegt hätten, würden uns das Vordringen unmöglich machen, ja einer von Koks Hottentotten sollte sogar erzählt haben, der König der *Beetjuanen* wolle gar keine Weiſse mehr in seinem Lande dulden, und die Missionäre wären mit Gewalt vertrieben.

Nicht

Nicht ohne Grund hegten wir den Verdacht, es sei zwischen den Missionären selbst irgend ein Zwiespalt oder eine Eifersucht, die sie nach der Capstadt zu reisen veranlasse, oder wohl gar von ihnen bei den Wilden eine Gewaltthat verübt, die sie zwinge, das Land der *Beetjuanen* zu räumen. Beides mufste uns nur stärker antreiben, unsre Reise dahin fortzusetzen, damit wir dem Auftrage des Gouvernements, das durch uns hauptsächlich von den Handlungen dieser Leute unterrichtet sein wollte, Genüge leisten könnten. Um jedoch so vorsichtig als möglich zu verfahren, wurden beide anwesende Sendlinge am folgenden Morgen aufs genaueste ausgefragt, und zwar unterhielten wir uns mit einem jedem allein, nach vorher von mir aufgesetzten Fragepuncten, auf welche sie ihre Antwort unserm Secretär zu Protocoll geben mufsten.

Van der Lingen führte zuerst seine misliche Gesundheit, dann Mangel an Lebensmitteln, ferner die Unwilligkeit der *Beetjuanen*, die Lehren des Christenthums anzunehmen, und endlich (halb unwillkührlich und als ob es ihm nachher leid thäte, es herausgesagt zu haben) die Unverträglichkeit und Herrschsucht der beiden zuletzt angekommenen Missionäre, als Gründe seiner Rückkehr in die Colonie an. Den bevorstehenden Krieg zwischen einigen Stämmen dieser Wilden, fügte er aber noch einmal als einen Hauptgrund hinzu. Kok dagegen äufserte, er würde nicht an die Rückreise gedacht haben, da es ihm unter den *Beetjuanen* sehr gut gehe, wenn er nicht

Befehl erhalten habe, sich in der Capstadt zu stellen, um sich gegen gewisse Vorwürfe zu rechtfertigen, die von boshaften Verläumdern gegen ihn rege gemacht worden wären. Dieser Befehl sei ihm von Koster und Janssen überbracht, und er wundre sich daher um so mehr, daſs auch diese schon wieder zurückkehrten, da er ihnen doch dort nun nicht weiter im Wege stehe. — Allerdings waren wir von jenen Beschuldigungen unterrichtet, und gerade er war es, über dessen Betragen wir Auskunft zu erhalten uns bemühn sollten. Um ihn gleich auf die Probe zu stellen, erklärten wir ihm, daſs wir uns durch nichts würden abhalten lassen, zu dem König der *Beetjuanen* zu reisen, um von ihm zu erfahren, was die Missionäre bis jetzt in seinem Lande getrieben, und welche Verhaltungsbefehle man ihnen in Zukunft zu geben habe. Es fehle uns jetzt noch an einem Begleiter, der des Weges dahin und der Sprache der Wilden vollkommen kundig sei, und wir könnten ihn daher unmöglich davon lossprechen, wieder mit uns umzukehren, und unsern Führer und Dolmetscher abzugeben. Er zeigte sich dazu sogleich bereit und fügte hinzu, er stehe in so freundschaftlichem Verhältniſs mit den *Beetjuanen* und der König sei ihm persönlich so sehr gewogen, daſs er hoffen dürfe, uns wesentliche Dienste zu leisten. Nur seine Frau und Kinder machten ihm einige Sorgen, da wir sie nicht wieder mitnehmen konnten, und er sie nun in dem wüsten Lande zwischen hier und dem *Roggeveld* unter Kaffern und Buschmännern, ohne seinen

Schutz mufste ziehen lassen. Er liefs es sich indessen gefallen, dafs sie in Gesellschaft der übrigen Missionäre, die in wenigen Tagen hier eintreffen mufsten, weiter reisten, und am *Sackrivier* seine Zurückkunft abwarteten.

Auch hieher folgten uns die Kaffern und setzten unsre Geduld durch anhaltendes Betteln auf eine harte Probe. Damit sie indessen den armen Missionären nicht zu sehr zur Last fallen möchten, gaben wir ihnen einige lebendige Schafe und schenkten ihnen sonst noch allerhand Kleinigkeiten, ohne dafs sie aufgehört hätten, immer noch mehr zu fordern. Auch Buschmänner besuchten uns wieder, sowohl Männer als Weiber mit ihren Kindern, jene wohl bewaffnet mit vielen stark vergifteten Pfeilen und Beetjuana-Hassagaien. Die Mädchen und Kinder hatten rund um den Kopf einen kahl geschornen Kranz und sowohl Haar als Gesicht dick mit hochgelbem Eisenocker gepudert und schienen sich in diesem Putz gar nicht übel zu gefallen. Wir gaben ihnen Gelegenheit, ihre Gefräfsigkeit zu zeigen und boten ihnen Manches zum Tausch für ihre Bogen und die gefüllten Köcher. Sie weigerten sich dessen aber standhaft, und schienen bei diesem Erbieten hinterlistige Absichten zu argwöhnen.

Reisenden, die vielleicht dereinst diese Gegend wieder besuchen, empfehle ich einen lieblichen Punct unweit dieses Orts, an dem hohen Ufer des Flusses, wo man unter dem Schatten eines uralten Büffelbaumes die freie Aussicht über den ruhig dahin gleitenden Strom geniefst. Man

sieht ihn in geradem Lauf wohl eine halbe Meile weit aufwärts, und kann seine Krümmung abwärts unter den hohen dunkeln Felsen hin, bis zur rothen Klippe verfolgen. Das frischbegrünte Gesträuch an beiden Ufern, der klare Wasserspiegel, der nur durch ein kleines Felsenriff dicht unter dieser Stelle, wo die Wellen sich plätschernd durchdrängen, unterbrochen wird, giebt dieser Aussicht etwas Friedliches, Heitres, Lebendiges, das in diesem feindseligen, öden und unheimlichen Lande dem Herzen des Reisenden wunderbar wohlthut.

Zur fernern Reise wurden nun die nöthigen Zurüstungen gemacht, noch einige junge Ochsen geschlachtet und eingesalzen, Brod gebacken, *) Lichter und Kugeln gegossen, aus den grofsen Bäumen am Flusse einige vorräthige Achsen zugehauen, aufs Neue Pulver an die Mannschaft vertheilt u. s. w. Am 15ten Junius reisten wir früh Morgens bei heiterm Frost und über dickbereifte Felder, vom Oranjerivier ab. Die Gegend war ziemlich eben, und nur niedrige sanfte Hügel wechselten mit gröfsern Flächen. Das Land trug immer mehr Spuren von Fruchtbarkeit an sich. Das Gesträuch war dichter, frischer belaubt und nicht so strippig als im Süden des Flusses.

*) Wir hatten uns dazu mit einem Vorrath von Mehl versehen. Ein Backofen war immer sehr schnell gemacht, indem unsre Hottentotten nur eine Höhle von vier bis sechs Fufs im Durchmesser, in dem nächsen Flufsbette, wo die Erde mehr oder weniger Thon enthielt, ausgruben. Aber nur selten fanden wir Holz genug, einen solchen Ofen zu heizen.

Ganze ausgedehnte Flächen waren mit langem Grase bewachsen, das aber jetzt völlig verdorrt war, und unserm Vieh weniger Nahrung bot, als die Saftgewächse jener Einöden. Alle diese Grasarten waren neu und gröſstentheils aus den Gattungen *Poa, Melica*, *Aristida* und *Andropogon*. — Das Clima dieses Landes ist auffallend von dem der südlichen Colonie unterschieden, und kommt ziemlich mit dem des Landes der Koossa überein. Im Winter (der jetzigen Jahrszeit) herrscht eine trockne frische Kälte, bei meist heitrer Luft. Nachts und vorzüglich gegen Sonnenaufgang sinkt das Thermometer unter den Gefrierpunct, doch (soweit meine Erfahrung reicht) nie unter 27° *Fahrenh*. Eine Stunde nach Sonnenaufgang ist der gefallene Reif schon weggeschmolzen, und um zehn Uhr ist es vollkommner Sommer. Mittags werden die Sonnenstrahlen etwas lästig, doch im Schatten ist's kühl, denn ein steter gleichmäſsiger Nordwind streift über die Fläche. Fast ohne Unterschied bleibt sich diese Witterung einen Tag wie den andern gleich. Nur beim Mondeswechsel, und vorzüglich beim Neumond, bemerkten wir, in allen drei Monaten unsrer Reise, eine jedesmalige auffallende Verändrung, nie auſser demselben. Als Vorzeichen wich zuerst der Wind ein wenig nach Westen, und setzte sich endlich in N.W., die Luft ward neblig, der Reif war Morgens dicker, die Luft bezog sich immer mehr und es fiel bald Regen bald Schnee, je nachdem der Wärmegrad der Tageszeit es mit sich brachte. Oft blieb es allein bei dem Nebel, das Wet-

ter heiterte sich um Mittag auf, und Abends hatten wir wieder Nordwind. In einzelnen Fällen hielt das böse Wetter auch wohl ein Paar Tage lang an, und ward dann uns armen Nomaden, besonders den im Freien schlafenden Colonisten und Hottentotten in hohem Grade beschwerlich. Am mehrsten aber litten unsre Pferde und Ochsen, von welchen in der Folge ein groſser Theil vor Hunger und Kälte umkam. — Im August und September wird es wieder wärmer, südliche Winde fangen an zu herrschen, aber das Wetter bleibt trocken bis zu den heiſsen Monaten, wo mit den anfangenden Gewitterregen erst der Frühling beginnt. Diese Gewitter kehren dann wöchentlich mehrmals, (oft täglich) wieder, und bringen eine Vegetation hervor, die nach der Beschreibung der Missionäre an Schnelle und Üppigkeit alle Vorstellung übertrifft. Kurz vor den Gewittern steigt die Hitze oft auf einen unerträglich hohen Grad, doch kühlt die Luft sich schnell wieder, selbst dann, wenn das Gewitter nicht durchbricht und es in der Ferne nur wetterleuchtet. Die Herbstmonate sind wieder dürr bei ziemlich starker Wärme und nach der Versicherung der Missionäre, die unangenehmsten des ganzen Jahres. Hierin also und in der starken Winterkälte, die der hohen Lage des Landes zuzuschreiben ist, unterscheidet sich das Clima von dem des Landes der *Koossa.*

Nach einer langen Tagereise, auf welcher die Jagd abermals mehrere Elenn-Antilopen und andres Wild lieferte, langten wir spät Abends bei

dem ersten Dorfe der Bastardhottentotten an, wo uns die vornehmsten Familienhäupter und die Missionäre Koster und Janssen empfingen. Der Ort heiſst *Laauwwaterskloof*, auch wohl schlechtweg *Bastertskloof*, und in der Koranasprache *Aa'tkaap*. Er ist einer von den sechs Ortschaften, die die kleine, unter der patriarchalischen Regierung der Missionäre stehende Hottentottenrepublik bilden. Die ganze Verfassung dieses kleinen merkwürdigen Staats war bisher noch völlig unbekannt, man wuſste erst seit wenigen Jahren etwas von seinem Dasein und trug sich mit manchen zum Theil ungünstigen Gerüchten über die Art, wie diese Menschen sich ernähren. Es war uns aufgetragen, den Zustand dieser Niederlassungen genau zu untersuchen und darüber zu berichten. —

Schon Oberst Gordon fand auf seinen Reisen in der Gegend des *Oranjeriviers* eine kleine Colonie ausgewichener Bastardhottentotten, aber weder durch ihn, noch durch sonst Jemand ward mehr darüber bekannt, als daſs diese Menschen sich auf europäische Art kleiden, Bekenner des Christenthums seien, daſs sie Viehzucht treiben, oder auch von der Jagd leben, gute Gewehre besitzen, und sich das Pulver und Blei nebst andern Bedürfnissen eines civilisirten Lebens durch Tauschhandel gegen Elfenbein von den Bewohnern der nördlichsten Grenzen der Colonie verschaffen. Dieser Pulverhandel ward als sehr gefährlich angesehen, die Hottentotten, hieſs es, würden darin auf die gröbste Weise übervortheilt,

gewisse Bürger der Capstadt trieben diesen Verkehr schlau und heimlich durch Unterhändler an den Grenzen, verschafften sich das Pulver von anlegenden fremden Schiffen und verkauften das Elfenbein, das vormals ein Monopol der ostindischen Compagnie war, eben so heimlich und mit grofsem Vortheil wieder an die Seefahrer. Es sei höchst bedenklich, dafs eine so grofse Anzahl von Menschen ohne nähere Aufsicht der Regierung und mit europäischen Waffen versehen im Rücken der Colonie lebe. Englische Missionäre seien schon zu den Zeiten des vorigen Gouvernements dorthin geschickt und ohne weitere Erlaubnifs dort geblieben. Diese wären fortdauernd bemüht, den kleinen Staat dem Interesse Sr. Grofsbrittanischen Majestät treu zu erhalten, und täglich werde diese Macht in das öffentliche Gebet eingeschlossen. Man erwarte nur die Nachricht von einer Landung der Engländer, um sogleich auch von dort her auf die Colonie loszubrechen u. s. w. Weniger diese letzte Behauptung, deren Abgeschmacktheit zu schnell von selbst einleuchtete, als der allerdings verdächtige und wahrscheinlich betriegerische Pulverhandel, hatte die Aufmerksamkeit des Gouverneurs auf die Bastardhottentotten gezogen. Hier eine Schilderung von dem, was wir fanden.

Ein ausgedehnter Landstrich von etwa zweihundert Quadratmeilen, wird von beinahe tausend Menschen bewohnt, deren Verfassung und Lebensart auf einem seltnen Punct, mitten zwischen dem Naturzustand und dem der civilisirten Völ-

ker steht, und die erst seit Kurzem anfangen, sich unter der Leitung verständiger Missionäre fester an einander anzuschliessen. Die mehrsten unter ihnen sind Bastardhottentotten von alter christlicher Abstammung. Als nemlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Land im Norden des *Olifantsrivier* zuerst sich bevölkerte, und die Sitten der ersten Colonisten noch von den damaligen europäischen weniger unterschieden und ausgeartet waren, kettete, wie es jetzt scheint, gegenseitiges Bedürfniſs und reinere Religiosität den Colonisten und den ihm dienenden Hottentotten noch näher an einander, als jetzt, wo beide sich an geistiger Bildung näher stehen, indem der südafricanische Christ auf der Leiter der Cultur um eine Stuffe gesunken, der Heide aber um eine gestiegen ist. Damals war der Hottentott ein Glied der Familie, die der Hausvater patriarchalisch regierte; die täglichen Andachtsübungen wurden in Gegenwart des gesamten Gesindes gehalten, die Kinder der Hottentottinnen, in deren Adern oft schon europäisches Blut floſs, wurden im Christenthum erzogen, lernten Psalme singen und lesen, und waren bis auf die Taufe nach, eben so gute Christen als die vollbürtigen Abkömmlinge. Nach dem Tode eines Hausvaters nahm sein Knecht oft seinen Namen an, und suchte sich nicht selten einen kleinen Fleck aus, wo er mit den Seinigen sich einsam niederlieſs und von dem wenigen erworbenen Vieh sich nährte, ohne Lehnzins an das Gouvernement zu bezahlen, das seine Existenz entweder nicht kannte oder von einem

Hottentotten keine Abgaben nehmen wollte, deren Empfang gewissermaſsen für eine Anerkennung seines Bürgerrechts hätte gelten können. Indessen gab es schon solcher für sich selbt bestehender Hottentottenfamilien im *Onderbokkeveld* und *Roggeveld* viele, als die zunehmende Bevölkerung mehreres Nachsuchen nach culturfähigen Ländereien herbeiführte, und der Weiſse, der Colonistensohn machte ohne Bedenken von dem verführerischen Rechte Gebrauch, seinen halbgelben Vetter aus dem bisher besessenen Wohnplatz zu verdrängen. So muſsten sich die Bastardhottentotten immer weiter zurückziehen, und es blieb ihnen, nachdem auch die Gegend am *Sackrivier* von den Colonisten eingenommen war, keine andre Wahl als der *Oranjerivier*, wo sie, die Gemeinschaft unter einander immer mehr suchend und befestigend, die mit den Christen immer mehr meidend, jedoch die von ihnen angenommenen Sitten, Meinungen und Überzeugungen in der strengsten Reinheit bewahrend, endlich das wurden, was sie heutiges Tages sind. Man muſs indessen gestehn, daſs sie auf diesen Grad von Cultur nicht so schnell gelangt sein würden, ohne die Dazwischenkunft der Missionäre, die unter ihnen einen leichten und angenehmen Wirkungskreis fanden. Als Kicherer (im Jahr 1801) sein Institut an *Rietfontein* gründete, bestand sein eigentliches Verdienst in nichts anderm, als daſs er den bereits dort wohnenden, im Christenthum erzogenen Hottentotten Predigten hielt, mit ihrer Hülfe ein rohes Kirchenge-

bäude aufführte, und ihnen, als er nach einigen Monaten wieder zurückkehrte, seinen Gehülfen Kramer zum Seelsorger hinterliefs. Seine Unternehmung hatte aber den sehr günstigen Erfolg, dafs durch den Ruf seines Unterrichts alle die zerstreuten Familien herbeigezogen und vereinigt wurden; ein Pondok erhob sich neben dem andern, und bald stand ein kleines Dorf da. Bald schlossen sich auch reine Hottentottenhorden, die bis dahin längs dem grofsen Flusse ein unabhängiges aber von dem Verdacht der Dieberei nicht ganz freies Leben geführt hatten, an sie an. Aber diese Meuschen brachten keine Lebensmittel mit, liebten und suchten hier nur den Müssiggang und liessen sich von den Bastarden die zu ihrer Bekehrung beizutragen wünschten, völlig unterhalten. Eine Folge davon ist, dafs sich noch jetzt viel schlechtes Gesindel, entlaufene Sclaven und freie Schwarze, selbst einige von Africaners Bande, in dem Institut befinden, vorgeblich um die Lehren des Christenthums anzunehmen, eigentlich aber um auf eine recht bequeme Weise sich Nahrung zu verschaffen, und selbst der Mühe des Stehlens überhoben zu sein.

So findet man denn unter den Mitgliedern dieses Instituts, Individuen aus allen Hottentottenstämmen. Erfreulich war mir es, von den mehrsten zu hören, sie seien *Namaaquas* und bereits vor mehr als zehn Jahren, aus ihrem bisherigen Lande, der Dürre wegen ausgewandert. Ihre Zahl sei im Süden des Oranjeriviers nie sehr stark gewesen, und ihr ganzes Volk habe nur aus vier

Kraalen bestanden. So ist es denn sehr natürlich, daſs Barrow, auf seiner Reise im Jahre 1797 sie vergeblich aufsuchen muſste, und es war voreilig und ungerecht von ihm, wenn er nun behauptete, die ganze Nation der *kleinen Namaaquas* sei von den Colonisten vertilgt. Auſser diesem Volksnamen hörten wir noch andre, die in der Colonie längst verschollen sind, und sich nur noch in den alten Reisebeschreibungen finden, z. B. *Giriqua, Cheisiqa* u. s. w.

Gleich Anfangs zeigte sich die Unmöglichkeit eine so groſse Menge von Menschen an einem Orte zu ernähren; sie zerstreuten sich daher bald in die umligende Gegend, zogen von einem Weideplatz zum andern, und kamen nur etwa Sonntags an dem Orte zusammen, wo der Missionär Gottesdienst hielt. Dieses unstete Umherziehn hatte doch groſse Nachtheile; als daher im Jahr 1802 der englische Missionär Anderson, ein sehr achtungswerther Mann, hieher kam, war sein erstes Bemühn, diese Menschen an feste Wohnplätze zu gewöhnen, und sie zum Ackerbau anzuleiten. Er vertheilte die ganze Volksmenge an sechs Orte (*Laauwwaterfontein, Rietfontein, Witwater, Taayboschfontein, Leeuwenkuil* und *Ongeluksfontein*), wo immer einige der angesehensten Bastardhottentotten als Untermagistratspersonen über die andern die Aufsicht führten; er selbst predigte der einen Hälfte, Kramer der andern. Es kostete aber viele Mühe, den Lehrlingen begreiflich zu machen, daſs die Viehzucht allein nicht hinreichen werde, sie zu nähren, sondern daſs der

Ackerbau und die Verbesserung der Weiden sie allein vor der Gefahr schützen könne, in schlechten Jahren ihr Vieh einzubüssen und Hungers zu sterben. Zwar fingen einige an, kleine Stückchen Land umzupflügen, aber die Mehrsten hielten dies für überflüssig, bis das dürre Jahr 1803 sie in die Nothwendigkeit setzte, mit ihrem sämtlichen Vieh eine Wanderung in die nördlichen Gegenden anzutreten, auf welcher Anderson sie begleitete. Nachdem sie in der bessern Jahrszeit wieder hieher zurückgekehrt waren, sandte der vernünftige Missionär sogleich einen Wagen nach dem Roggeveld, um Saatkorn zu holen, das dann unter Alle, die davon verlangten, zu gleichen Theilen ausgegeben ward. Zugleich war Ackergeräth theils mit herbeigeholt, theils nothdürftig am Orte selbst verfertigt, und sogleich im ersten Jahr eine Strecke von funfzehn Morgen Land urbar gemacht, die sich, ungeachtet auch dies Jahr etwas dürre war, blos durch Hülfe der Wasserleitungen so fruchtbar erwies, daſs im Durchschnitt ein hundertfältiger Ertrag gewonnen ward. Dieses glückliche Beispiel hatte den gewünschten Erfolg, und in diesem Jahr war schon an allen sechs Orten gesäet, und das Korn stand vortrefflich. Nichtsdestoweniger waren die ächten Hottentotten noch nicht dahin zu bringen, daſs sie mit Hand anlegten und weigerten sich sogar eigensinnig, den Bastarden gegen Lohn kleine Dienste beim Landbau zu leisten.

An dem Orte, wo wir uns befanden, wohnen ungefähr dreiſsig Familien, von denen die

eine Hälfte Bastarde, die andre *Namaaquas* und sogenannte *Grootriviershottentotten* sind, jene in reinlichen gröſsern Hütten, und in Tuch und Leinwand gekleidet, diese in schmutzigen Pondokken und mit Fellen behangen. Jene tragen fast sämtlich alte bekannte Colonistennamen und besitzen zum Theil zahlreiche Rinderheerden von mehr als hundert Stück. In ihrem Betragen zeigte sich eine gewisse gutmüthige Ostentation, eine Art von Eitelkeit, sie schienen zu wissen, daſs sie etwas besseres seien, als die rohen Hottentotten, gegen uns aber waren sie ausnehmend höflich und äuſserten oft, sie wüſsten sehr gut, was den Abgesandten der Regierung gebühre. Daher mischten sie häufig die Anrede: *Edele Heer*, die zu den Zeiten der Compagnie den Regierungsmitgliedern zukam, in das Gespräch und am folgenden Morgen (es war ein Sonntag) kamen Alle, auch die Hottentotten, in feierlicher Procession und defilirten in einer langen Reihe, erst die Männer, dann die Weiber vor dem Zelt vorüber, indessen wir im Eingange standen und uns becomplimentiren liessen. Ein Jedes stand still, machte seine Verbeugung und sprach sehr langsam die Worte: *Goede morgen Edele Heeren*; einige der Vornehmsten fügten noch einen längern Bewillkommnungsgruſs und einige Segenswünsche hinzu. Sodann fragten sie bescheiden an, ob wir nicht alte Kleidungsstücke, Leinen- und Wollenwaaren zum Verkauf mitgebracht hätten; nichts fehle ihnen jetzt so sehr, als anständige Kleidung und sie seien bereit, es gut zu be-

zahlen, und Vieh zum Tausch dafür zu geben. Die Wortführer und ihre Frauen bekamen darauf einiges von dem Verlangten zum Geschenk und Andre kauften von unsern Leuten, die dergleichen Waaren auf Speculation mitgenommen hatten. Der gute Schnitt ihrer Kleider und die Reinlichkeit ihrer Wäsche setzte uns um so mehr in Erstaunen, da man bei den damaligen theuren Zeiten selbst die mehrsten Colonisten nur in Antilopenleder gekleidet sah. Sie erklärten uns aber, daſs sie bis dahin noch Vorräthe an Tuch und Leinwand aus den Zeiten der Engländer gehabt hätten.

An demselben Morgen hielten die Missionäre öffentlichen Gottesdienst, da sonst die hier wohnenden Familien nach *Rietfontein* oder *Leeuwenkuil* in die Kirche gehen müssen. Zuerst wurden einige Psalme gesungen, die sie Alle auswendig wuſsten, und die die beiden Sendlinge mit Violine und Clarinette *all' unisono* begleiteten. Dann legte der Eine das Instrument bei Seite und declamirte eine hochtrabende Predigt von Klinkenberg, einem in Holland sehr berühmten Kanzelredner, die das Fassungsvermögen sämtlicher Zuhörer weit überstieg. Zum Beschluſs ward wieder ein Gesang gesungen.

Gleich darauf hatten wir eine Zusammenkunft mit den Missionären. Beide waren noch jung, erst kürzlich aus Europa gekommen, und rühmten sich aufgeklärter Grundsätze. Sie seien nicht gesonnen, die Wilden zu Kopfhängern zu machen, sondern ihre Lehre solle durch sinnlich

freudige Eindrücke, besonders durch Musik, sich Eingang verschaffen. Der Eine von ihnen war vormals Gehülfe bei einem Stadtwundarzt gewesen, und pries den glücklichen Erfolg seiner kleinen Curen unter den Wilden. Da sie erst wenige Monate vor uns von der Capstadt abgereist waren, so gaben wir ihnen unser Befremden zu erkennen, sie jetzt schon wieder auf dem Rückwege anzutreffen. Ihre Sender, meinten wir, könnten unmöglich damit zufrieden sein, daſs eine Reise, deren Unkosten sich auf mehrere tausend Thaler beliefen, zu nichts weiter gedient habe, als ihnen den ungefähren Anblick des Volkes und Landes zu verschaffen, zu dessen Belehrung und Civilisirung sie sich anheischig gemacht, und es müsse uns besonders interessiren, die Gründe zu kennen, die sie zu einem so schwer zu verantwortenden Schritt haben bewegen können. Sie erzählten uns nun dasselbe, was wir schon von den beiden Andern gehört hatten, und fügten hinzu, daſs sie, als gebohrne Europäer, die eine anständige Erziehung genossen hätten, nothwendig das Bedürfniſs fühlen müſsten, ordentlich und anständig zu leben, daſs sie es für ihre Pflicht hielten, den Wilden zu sich heraufzuziehn, und ihm das Beispiel von Reinlichkeit, Ordnung und Wirthschaftlichkeit zu geben, nicht aber sich ihm gleich zu machen, und kümmerlichen Unterhalt in den unchristlichen Beschäftigungen der Jagd zu suchen, die sich wohl für den rohen Colonisten, (auf Kok deutend), nicht aber für den Missionär

schik-

schicke, der durch Beispiel sowohl als Lehre auf den Wilden wirken solle. Zu diesem ruhigen und anständigen Leben unter den Wilden seien ihnen aber die Mittel nicht gegeben und nur kärglich habe sie das capische Departement des Sendling-Instituts ausgerüstet. Ihnen sei daher keine Wahl geblieben als entweder Hungers zu sterben oder gegen ihre Grundsätze das Gewehr zur Hand zu nehmen. Dies letztere aber verschmähend und überdies ungeübt in der Jagd, haben sie sich genöthigt gesehen, umzukehren; Krieg und Miſswachs sei dazu gekommen, und der König, so sehr er sie bei sich zu behalten gewünscht, habe ihnen keine Unterstützung an Nahrungsmitteln geben können.

Man sieht aus dem Allen, daſs diese Herren sich vorgestellt hatten, das Bekehrungsgeschäft müsse ein eben so ruhiges und frommes Leben gewähren, wie eine gute Landpfarre, die Wilden müſsten sie für ihre ungeforderte Bemühung eben so willig mit den ersten Lebensbedürfnissen versehen, als ob sie schon ihre Beichtkinder wären. Überdies hatte der Eine eine junge, in der Capstadt gebohrne Frau, der die Entbehrung so vieler gewohnter Bequemlichkeiten wahrscheinlich sehr schwer zu tragen fiel, und die daher sobald als möglich wieder bei den Ihrigen zu sein wünschte. Daſs alle ihre Gründe zur Rückkehr unzureichend waren, sahen wir in der Folge deutlich ein, denn sie hatten Vorrath an europäischen Waaren bei sich, gegen die sie Lebensmittel genug eintauschen konnten. Und warum konnten

sie nicht eben so gut wie Kok den Pflug zur Hand nehmen oder Viehzucht treiben, wenn ihnen die Jagd zu beschwerlich war? Warum wählte man überhaupt solche Weichlinge zu diesem Geschäft, die nicht einmal Enthusiasmus genug mitbrachten, um die gewohnten Lebensgenüsse den Zwecken ihrer Sendung aufzuopfern? Noch immer scheint es mir, als ob die africanischen Colonisten, die sich dem Bekehrungsgeschäft widmen, bei den Wilden am mehrsten ausrichten, wenn sie gleich noch weniger vom Christenthum verstehn, als die mehrsten Sendlinge. Sie sind an ein einsames Leben gewöhnt, in dem Verkehr mit den Wilden geübt, lernen leicht ihre Sprachen, gehen bequem in ihre Denkart ein, kennen die Natur des Landes und benutzen mit dieser Kenntniſs leichter seine Erzeugnisse und die Fruchtbarkeit des Bodens. Zwar suchen die Mehrsten, die sich diesem Geschäft unterziehn, dabei nur ein Auskommen, weil sie zu arm sind, um sich innerhalb der Colonie einen Platz kaufen zu können, aber eben indem sie nun mitten unter den Wilden eine ordentliche africanische Bauern-Wirthschaft anfangen, machen sie diese mit so vielen ihnen noch fremden Vortheilen bekannt, erwerben sich dadurch erst ihre Gunst, und verschaffen den Lehren der Religion, die sie predigen, dadurch bequemen Eingang. Dies war der Fall mit dem, wegen seiner Ignoranz bei den übrigen Missionären so sehr verschrienen Kok, der aber dessen ungeachtet bei den *Beetjuanen* mehr ausgerichtet hat, als alle Andern zu-

sammengenommen. Es ist auch ausser ihm in der Folge keiner wieder dahin zurück gekehrt, und nach langem Umhertreiben in der Colonie haben sich die Mehrsten endlich als Bürger hier und dort niedergelassen und von dem erlernten Handwerk ernährt, oder nach Vosters Beispiel, bei den Colonisten durch *Oeffening*-halten ihr Brod gefunden.

Die beiden hier anwesenden Sendlinge glaubten von dem König der *Beetjuanen* beim Abschiede verstanden zu haben, er wolle, nun auch sie weggingen, weiter keine Christen im Lande dulden, und werde sie fortan mit Gewalt zurückweisen. Sie riethen es uns daher sehr ab, hinzureisen, und warnten uns vor den feindseligen Absichten dieser eben so misstrauischen als hinterlistigen Nation. Wir dankten für diese Mittheilung, untersagten ihnen aber strenge, unsern Leuten von diesen Bedenklichkeiten etwas zu verrathen. Kok, den wir darüber zu Rathe zogen, äusserte, allerdings seien die *Beetjuanen* misstrauisch, jähzornig und kriegerisch, er wolle daher den glücklichen Erfolg unsres Besuchs nicht unbedingt verbürgen, doch meine er des Königs Gesinnungen besser zu kennen, als Jene, und glaube von der Seite sei nichts zu fürchten. Auf jeden Fall sei er bereit, erst allein voraus zu reisen und zu erkunden, wie unser Besuch werde aufgenommen werden.

Auf die Frage, wie es mit den Buschmännern stehe, erklärten die Missionäre, dass sie auf ihrem Zuge von diesen Wilden häufig beunruhigt

worden, und Mühe gehabt hätten, sich ihrer zu erwehren. Einmal sei schon ihre ganze Heerde von den Buschmännern geraubt gewesen, und nur durch ein halbes Wunder ihnen gerettet. Ein Theil ihrer Leute sei nemlich eben damals auf der Giraffenjagd gewesen, und habe, ohne von dem Diebstahle zu wissen, auf die Nothschüsse aus dem Lager geantwortet. Die Buschmänner hätten sich dadurch verleiten lassen, zu glauben, sie wären umgangen und würden von zwei Seiten angegriffen, wären daher eilig mit Hinterlassung des Viehes davon geflohen.

Die Nachrichten über die Blatternepidemie fanden wir hier vollkommen bestätigt. Sie hatte an allen den Orten, die zu Andersons Institut gehören, schon seit mehrern Monaten geherrscht, sich aber diesmal sehr gutartig gezeigt, denn es war im Durchschnitt von 25 Kranken nur Einer gestorben, obgleich sie nichts dagegen gebraucht hatten, als einheimische abführende und Brechen erregende Kräuter und im Verfolg der Krankheit reine Molken. Ich fand hier nur noch wenige Personen krank daran liegend, und war nicht wenig überrascht, aus allen Zeichen die ächten Kinderblattern zu erkennen, da ich bisher geglaubt hatte, es sei nur irgend eine andre Ausschlagskrankheit fälschlich dafür gehalten. Das Übel war nach der allgemeinen Aussage aus dem Innern des Landes durch die Koranen hieher gebracht, unter welchen sie, so wie unter den Kafferstämmen, von jeher zu gewissen Zeiten geherrscht habe. Die älteren Bastardhottentotten

hatten dieselbe Krankheit schon bei einer frühern Epidemie überstanden, und Viele von ihnen waren noch stark davon genarbt. Die Colonie hatte also schon seit mehrern Generationen diesen von ihr so gefürchteten Feind in ihrer Nähe, ohne etwas davon zu ahnen. Die wenigen blatternarbigen Menschen, die man unter den *Koossa* angetroffen hatte, waren, wie man bisher nicht zweifelte, von der Mannschaft irgend eines gestrandeten Schiffes angesteckt und nun fanden wir dieselbe Krankheit plötzlich im tiefen Innern des Landes, bei Völkern, die mit den Bewohnern der Küste so wenig Gemeinschaft hatten, daſs sie kaum von ihrer Existenz wuſsten, und die das Übel vom *Norden* her bekommen haben wollten, woher die Traditionen Jener es ebenfalls ableiten. Allerdings merkwürdig genug und einer genauern Untersuchung durch spätere Reisende wohl werth, weil die Muthmaaſsungen über das ursprüngliche Vaterland dieser verderblichen Krankheit dadurch vielleicht berichtigt werden könnten. *) — Es bedurfte keiner Warnungen und Verbote, um unsre Leute von der Gemeinschaft mit den Kranken abzuhalten, doch lernten sie zugleich einsehen, daſs das Übel nicht von so furchtbarer Erheblichkeit sei und daſs sich bei unsrer Art zu reisen recht gute Sicherungsmaaſsregeln dagegen ergreifen liessen. Wir hatten also jetzt

*) Ausführlicher habe ich mich darüber im Hufelandschen Journal der praktischen Heilkunde erklärt, im 33sten Bande vom Jahr 1810.

schon weniger Mühe, sie zum Weiterreisen mit uns zu überreden. — Damit aber doch die Krankheit nicht nach der Colonie gebracht und dort verbreitet würde, erhielten die Sendlinge schriftlichen Befehl, im Fall die Blattern unter ihren Leuten ausbrächen, die Grenzen nicht eher als vierzehn Tage nach der Wiederherstellung des letzten Kranken unter eigends vorgeschriebenen Maaſsregeln zu überschreiten. Eine Vorsicht, die, wie wir nachher sahen, keinesweges überflüſsig gewesen war.

Wir benutzten die günstige Stimmung der Bastardhottentotten und ihre Ergebenheit gegen das capische Gouvernement, um von ihnen Vorspann zur weitern Reise zu fordern. Sie waren dazu sogleich bereit; in wenigen Stunden waren von den benachbarten Ortschaften die besten Ochsen zusammengebracht, und andre sollten wir noch auf der Reise selbst finden. Dagegen nahmen sie unser magres zum Theil völlig abgetriebenes Vieh vom *Roggeveld* bis zu unsrer Rückkunft in die Weide, und versprachen es gut zu verpflegen.

Nachdem unsre Beschäftigungen an diesem Orte, die hauptsächlich in der Anfertigung einer genauen Liste der Hausväter nebst Bemerkung der Kinderzahl, des Vaterlandes und der frühern Lebensart bestanden, beendigt waren, setzten wir am 17ten Junius unsre Reise weiter fort. Wir waren kaum aus der nördlichen Öffnung der *Kloof* hervorgetreten, als sich zur Seite ein ungeheurer Schwarm der berühmten Zugheuschrecken entdeckte, die ich bisher immer noch vergeblich zu

sehn gewünscht hatte. Es hatte ganz das Ansehn als ob eine groſse Schneewolke in den Bergen hinge, und in groſsen Flocken herabfiele. Ich setzte mich zu Pferde und ritt die Höhe hinan, wo mir der Zug am dichtesten schien. Schon hundert Schritt, ehe ich ihn erreichte, hörte ich das Rauschen von dem schwirrenden Flug so vieler Millionen dieser Insecten, welches immer zunahm je mehr ich mich näherte, und endlich als ich mich mitten darunter befand, ohne Übertreibung dem Rauschen eines Mühlrades gleich kam. Über, um und neben mir, war die ganze Luft mit diesen Thieren erfüllt und fast von ihnen verdunkelt; sie flogen alle blind geradeaus mir und dem Pferde auf den Leib, so daſs dieses sehr unruhig dadurch ward, und sich immer mit dem Rücken gegen die Seite drehte, wo der Zug herkam. Jeder Schwung mit der Reitgerte streckte zwanzig bis dreiſsig von ihnen zu Boden, und auf der Erde lagen sie so dicht neben einander, daſs man mit jedem Fuſstritt eine Menge zertrat. Ich raffte einige davon für meine Sammlung auf, fand sie aber alle beschädigt, auch die, welche vor mir aufflogen, muſsten sich gleich wieder setzen. Diese Ruhenden also, waren nur die Verwundeten, denen im Fluge von ihren Nachbaren die Schenkel und Flügel zerschlagen waren, und nur ein sehr kleiner Theil von dem ganzen ungeheuren Schwarm. Die höchsten flogen funfzig bis sechzig Fuſs von der Erde, die welche zwanzig Fuſs hoch flogen, setzten sich alle hundert Schritte einmal und flogen dann sogleich weiter. Sie nahmen alle eine

und dieselbe Richtung aber nicht mit dem Winde, sondern schräg gegen ihn, gerade nach den Feldern der Hottentotten. Ich fürchtete sehr für das junge Korn, erfuhr aber auf der Rückreise, dafs der Schwarm keinen Schaden gethan, sondern in einer Entfernung von tausend Schritten daran vorübergegangen, dafs sie auch, so lange derselbe Wind weht, nie von der geraden Linie abweichen. Das Gesträuch rund umher war schon völlig kahl gefressen, obgleich sie noch nicht lange angekommen sein konnten, denn eine Stunde früher hatten hier noch unsre Ochsen geweidet, ohne dafs von den Hirten eine einzige Heuschrecke bemerkt worden war. Ich ritt endlich dem Zuge entgegen und fand ihn ungefähr zwei bis dreitausend Schritte lang; seine Breite aber betrug wenig über hundert Schritte.

Es ist schwer zu erklären, wie eine so ungeheure Menge dieser gefräfsigen Thiere bis zur Zeit ihrer vollkommnen Entwickelung in einem so kahlen Lande hinlängliche Nahrung finden könne, da man doch annehmen mufs, dafs die Zahl der Larven die der vollkommnen Thiere noch weit übertreffe. Wahrscheinlich begünstigen plötzliche Regen, die für eine Zeitlang die Vegetation in einer Gegend aufs Neue beleben, auch zugleich die Entwickelung der Eier und das Gedeihen der jungen Larven, doch widerstreitet die Bemerkung, dafs man diese Züge zu allen Jahrszeiten, nach langer allgemeiner Dürre und oft in den pflanzenleersten Gegenden antrifft, dieser Vermuthung nicht wenig. Auf meiner ersten

Reise fand ich im *Onderbokkeveld* einst ein ganzes Feld mit den Larven von einer andern Art übersäet; sie saſsen zu Hunderten an einem Strauch und zernagten die Rinde und holzigen Fasern; rund um sie her war Alles abgefressen und nicht abzusehen, woher diese ungeflügelten und daher an den Ort gefesselten Larven noch Nahrung nehmen sollten. Man möchte daher fast annehmen, daſs ihre frühere Entwickelung sehr schnell und selbst bei weniger Nahrung vor sich gehe, und daſs sie erst als vollkommne Insecten gegen die Fortpflanzungszeit einer reichlichern Ernährung bedürfen. — Man hat die südafricanische Zugheuschreke bisher für dieselbe gehalten, die auch in Asien und selbst im südöstlichen Europa so groſse Verheerungen anrichtet, (*Gryllus tataricus*); die von mir mitgebrachten Exemplare beweisen aber, daſs sie davon wesentlich verschieden ist; sie trägt daher jetzt den eignen Namen: *Gryllus devastator.* Den Vogel, der gewöhnlich diesen Heuschreckenzügen folgen soll (*Turdus Gryllivorus*), bemerkte ich hier nicht.

Wir erreichten nach einigen Stunden die *Rietfontein*, den Ort, an welchem Kicherer zuerst die Bastardhottentotten um sich her versammelt hatte, und wo noch eine Kirche steht, die aber kleiner und wo möglich noch ärmlicher ist, als die am *Sakrivier*. Sein Nachfolger Kramer war nach der Colonie gereist und an seiner Stelle führte der Bastard Salomon Kok als der wohlhabendste dieses Orts, das Regiment. Dieser Mensch hatte ganz das Ansehn eines Colonisten, war sehr

wohlbeleibt, und sprach das Holländische ziemlich rein und richtig. Er war der Sohn eines der ältesten und berühmtesten Bastardhottentotten Namens Cornelis Kok, der noch jetzt an der Mündung des *Oranjeriviers* wohnt und Herrn Gordon immer auf seinen Zügen begleitet hat. Damals war die Elephantenjagd und ein verbotener Elfenbeinhandel sein Haupterwerb und er steht in dem Rufè, dadurch ein reicher Mann geworden zu sein. Daſs auch wahrscheinlich Herr LeVaillant mit ihm bekannt gewesen, erfuhren wir von seinem Sohne. Als wir uns nemlich erkundigten, ob es hier nicht schon Giraffen gebe, erwiederte Salomon daſs die erst im Lande der Briquas gefunden würden, wohin er schon in früher Jugend mit seinem Vater oft Reisen gemacht habe. Einmal hätten sie ein sehr schönes groſses Thier dieser Art erlegt, und das Fell sorgfältig abgestreift, um es in der Capstadt zu verkaufen. Auf der Reise dahin sei ihnen aber bei den *Karreebergen* ein reisender Franzose begegnet, dem habe sein Vater das Fell für zwanzig Thaler verkauft, weil er gesehen, daſs er Vögel und andres Wild geschossen habe, um es auszustopfen. Der Franzose sei dort wieder mit umgekehrt uud sein Vater habe ihm Vieles von den Landstrichen jenseits des *Oranjeriviers* erzählen müssen. —

Nachdem auch hier die Hausväter ihre Namen in unser Register hatten eintragen lassen, wobei sie die Klagen über die Blatternepidemie, über die Einfälle der Buschmänner und die Nach-

fragen nach Kleidern und Schieſspulver wieder vorbrachten, setzten wir noch am nemlichen Tage unsern Weg nach *Witwater* fort und langten dort erst spät Abends an. Unterwegs gesellte sich eine Horde Koranahottentotten zu uns, von denen Einige uns schon in der *Kloof* ihren Besuch gemacht hatten. Diese Koranas sind die ältesten ursprünglichen Bewohner dieses Landstrichs, ein gutmüthiges ziemlich zahlreiches Volk, das fast dieselbe Sprache redet, wie die mehrsten vormaligen Hottentottenstämme innerhalb der Colonie, aber bisher mit den Weiſsen noch nicht bekannt genug geworden ist, um seine alten Sitten nach ihrem Beispiel zu ändern. Sie leben noch ganz nach der Weise ihrer Vorfahren in kleinen Dörfern oder Kraalen unter halbkugelförmigen Hütten, sind träger Natur und treiben daher die Viehzucht, zu der ihr Land übrigens sehr geschickt ist, mit weniger glücklichem Erfolge, als die kräftigern und fleiſsigern Kaffernstämme, mit welchen, als ihren nächsten Nachbarn, sie übrigens im besten Vernehmen stehn. Dagegen haben sie fortdaurend Krieg mit den Buschmännern und hassen diese aufs Äuſserste. Fälschlich hat man sie selbst bisher mit diesen verwechselt, da sie doch eine eigne zahlreiche Nation ausmachen, deren Hauptaufenthalt die Ufer des *Hartriviers* und *Vaalriviers* sind. Dort, (also nordöstlich von hier und im Süden der Beetjuanen) theilen sie sich in mehrere Stämme, von welchen die beiden wichtigsten *Kharemankeis* und *Khuremankeis* heiſsen. An Körperbildung und Gröſse sind sie den Hot-

tentotten sehr ähnlich, nur sind die Wangenknochen und Kinnladen minder vorstehend, und das ganze Gesicht runder, als bei den mehrsten andern Stämmen. Um den Mund haben Alle einen characteristischen schlaffen Zug, der ihnen, zusammengenommen mit den trüben halbtrunknen Augen und einer rauhen heisern Ausrede ein vollkommnes *Air débauché* giebt. Und in der That trügt dieser Zug nicht; denn die *Koranas* sind ein wollüstiges Volk, ohne kriegerischen Muth, ohne erhebliche Körperkraft. — Ihre Kleidung sind Mäntel aus bereiteten Rinder- oder Antilopenfellen, von etwas anderm Schnitt und kleiner als die Mäntel der Beetjuanen, auch nie aus mehrern kleinen Fellen zusammengenäht. Dagegen ist es bei ihnen Mode, in die Haarseite des Mantels allerhand artige dädalische Figuren einzuschaben. Ihren übrigen Putz an Hals- Ohr- und Armringen, erhandeln sie von den Beetjuanen. Sie halten viel auf ihr Vieh und behandeln es mit mehr Sorgfalt, als die andern Stämme und als der gröſste Theil der Colonisten. Vorzüglich berühmt ist ihre Geschicklichkeit im Abrichten der Ochsen zum Reiten und Tragen, so daſs die Beetjuanen sie darin für ihre Meister erkennen und die Reitochsen von ihnen gern im Handel annehmen. Diese Thiere gehen eben so gut Galopp und Paſs wie den Trab und legen in kurzer Zeit ansehnliche Räume zurück. Dabei werden sie durchaus nicht grausam behandelt, sondern nur mit einer dünnen Gerte angetrieben, ja der Reuter versäumt es nie, wenn er abgestiegen, den

Ochsen eine Viertelstunde leiten zu lassen, damit er langsam abkühle. Die Zügel gehn an einen durch die Nase gesteckten Pflock, als Sattel dient ein Schaf- oder Ziegenfell, und darauf sitzen sie so fest, daſs es selbst dem wildesten Ochsen nicht leicht glückt, seinen Reuter abzuwerfen. Ackerbau treiben sie gar nicht. Ihre Wohnungen sind runde Hütten, wie die der *Koossa*, doch weniger geräumig. Ein Paar Felle und Matten, worauf sie schlafen, einige lederne Knappsäcke und eine Art kannenförmiger Gefäſse, die sie aus dem vollen Holze schneiden, nebst ein Paar Kalbassen und Bambusröhren, machen den ganzen Hausrath aus. Ein Messer von Beetjuana-Fabrik tragen die Mehrsten in einer Scheide am Halse, desgleichen einen kleinen Beutel oder eine Schildkrötenschale zum Aufbewahren der Pfeife, des Tabaks und Feuerzeuges.

Sie haben keine feste Wohnplätze, sondern ziehen oft von einem Ort zum andern, nehmen aber immer (gegen die Gewohnheit der übrigen Stämme) die Stäbe und Matten, aus welchen ihre Hütten bestehen, mit. Alle Habseligkeiten werden sehr compendiös auf die geduldigen Ochsen gepackt, und in wenigen Augenblicken ist ein ganzes Korana-Dorf abgebrochen und auf dem Marsch. — Ihre Regierungsform ist die der übrigen Hottentottenstämme. Der Reichste im Kraal ist Captein, das heiſst Vorfechter, Sprecher oder Anführer, ohne daſs ihm diese Würde richterliches Ansehn gäbe. Seine Autorität ist vielmehr sehr beschränkt und Niemand hält sich ge-

rade für verpflichtet, ihm zu gehorsamen, zumal da er selbst es sich nie einfallen läſst, zu befehlen. Nur in der Vertheidigung gegen äuſsere Gewalt ist er der Erste, weil er als der Wohlhabendste von jedem Angriff am mehrsten leidet. — Vielweiberei ist nicht gegen das Herkommen, doch hörte ich von Keinem, der mehr als eine Frau gehabt hätte. — Von Natur sind sie äuſserst gutmüthig, aber indolent und wenig theilnehmend, und bei ganz guten natürlichen Anlagen viel weniger gewandt und verschmitzt als die Hottentotten, daher im Tauschhandel leicht zu betrügen, und bei ihrer regen Sinnlichkeit durch starke Getränke, Tabak und ähnliche Leckereien leicht zu gewinnen.

Die hier Anwesenden waren ein gewisser Sigeb mit acht bis zehn seiner Leute, deren jetziger Wohnort nur einige Stunden von hier entfernt war. Er hatte eine Zeitlang in der Colonie gelebt und mit Mehrern aus seinem Gefolge den Bauern um Lohn gedient; seine gute Aufführung hatte ihm dort viele Freunde erworben, und ungern sah man ihn nach einigen Jahren wieder in die Heimath zurückziehn. Er selbst bereute diese übereilte Rückkehr, und bat uns um Erlaubniſs, sich, wenn wir wiederkämen, an unsern Zug anschliessen und seine alten Bekannte wieder aufsuchen zu dürfen. Er erzählte, es sei ihm unmöglich, sich hier länger zu halten, denn die Buschmänner setzten ihm zu arg zu; wenn die Bastardhottentotten ihm nicht so nahe wären und ihn zuweilen in Schutz nähmen, so hätte er längst

alles Vieh verloren und wohl gar schon das Leben eingebüfst. Diese seine Freunde hätten aber jetzt kein Pulver mehr, und könnten nur mit Mühe ihre eignen Heerden beschützen; er wolle daher sein Glück aufs Neue bei den Colonisten versuchen. Einige unsrer Begleiter erkannten ihn wieder und bemerkten, er habe in der Colonie den Namen Slapparm getragen, wegen einer Lähmung des linken Arms. Sein Corporal hiefs aus einem ähnlichen Grunde Büffelbout, weil ihn einmal ein Büffel zertreten und ihm mit dem Horn den einen Schenkel aufgeschlitzt hatte. Es war derselbe, von welchem die *Biesfontein*, die wir am 6ten Junius berührten, ihren Beinamen bekommen hat. Ein Andrer von diesen Leuten, war auf ähnliche Weise von einem Büffel ganz zum Krüppel getreten und kaum im Stande, auf einem Ochsen zu sitzen. In der Folge sahn wir noch häufig Wilde, die von den Mifshandlungen dieser bösen Thiere Spuren an sich trugen, unter andern einen Beetjuana, dem das linke Ohr durch den Schrammtritt eines Büffels wie vom Kopfe wegrasirt war; auch er ward von seinen Landsleuten nach diesem Zeichen benannt.

Zu *Witwater* waren fast alle Einwohner Hottentotten und nur eine Bastardfamilie unter ihnen. Da wir der Blattern wegen unser Lager wieder in einiger Entfernung von dem kleinen Dorfe aufschlugen, so wurden wir die Nacht von den Jakals und Löwen stark beunruhigt, die sich einigemal so nahe heran wagten, dafs unsre Ochsen und Schafe aufgeschreckt wurden, sich losrissen,

und nur mit Mühe zusammengehalten werden konnten. Auch Quaggas hörten wir die ganze Nacht nahe bei unserm Lager unablässig bellen.

Als wir am andern Morgen bei starker Kälte weiter zogen, gesellten sich auch die Weiber der gestern angekommenen Koranen zu unserm Zug, und liefen immer neben den Wagen her, indessen die Männer auf ihren Ochsen stolz vorantrabten. Letztere waren sehr unzufrieden, daſs sie nicht zu Hause geblieben waren, und brachten bei uns ihre Entschuldigung an, es geschehe gegen ihren ausdrücklichen Befehl. Sie erhielten darauf einige kleine Geschenke, und verliessen uns wieder, die Männer aber begleiteten uns noch eine Strecke. An einigen dieser Weiber bewunderten wir die auſserordentliche Stärke der Hintertheile, bei übrigens ziemlich magrer Statur. Vielleicht hat ihre Gewohnheit, die Kinder immer auf dem Rücken zu tragen, mit Antheil an dieser sonderbaren Bildung, aber gewiſs liegt der erste Grund in ihrer eigenthümlichen Organisation, denn man findet Beispiele von einer fast monströsen Dicke in der hintern Gegend der Hüften bei den weiblichen Individuen aller Hottentottenstämme und selbst bei solchen, die unter den Colonisten wohnen und keine Kinder haben. Man kann sich dabei der vergleichenden Bemerkung nicht erwehren, daſs eben dieses Land die fettgeschwänzten Schafe hervorbringt. Daſs die Kinder zuweilen selb-ander auf dem hohlen Rücken sitzen und sich dort anklammern, ohne einen andern Rückhalt zu haben, als den lose überhängenden

Kroſs

Kroſs, beweist, welche Ausdehnung diese Miſsbildung erreichen kann. Dabei wird dem reitenden Säugling die Brust immer unter dem Arm durch gereicht, ohne daſs die Mutter sich in der Beschäftigung, die sie eben vorhat, dadurch stören läſst oder sich zum Säugen des Kindes zu setzen braucht, und wenn das geschieht, so saugt das Kind aufrecht zwischen den Knien der Mutter stehend.

Wir kamen nun wieder in eine sehr wildreiche Gegend und sahen, nachdem wir das kleinste Hottentottendorf: *Taayboschfontein* zur Linken hatten liegen lassen, das ganze Feld mit Elenn Antilopen, Gnu's und Springböcken bedeckt. Das Geräusch unsers Zuges verscheuchte sie aber sehr bald, und wir zerstreuten uns einzeln auf ihrer Verfolgung. Ich schlich einem Rudel Springböcke nach und erlegten eins dieser Thiere, traf nachher auf einen Trupp sehr schöner groſser Strauſse, und sah in der Entfernung eine Heerde Büffel, die ich jedoch, da ich zu Fuſs und ganz allein war, gern in Ruhe lieſs. Als ich nach einigen Stunden wieder zur Gesellschaft kam, und einige Hottentotten abschickte, den Springbock zu holen, hatten die Buschmänner sich bereits meiner Beute bemächtigt, und sie mit Hinterlassung der Eingeweide fortgeschleppt.

Im Weiterreisen bekamen wir gegen Abend Regen, der nach Sonnenuntergang zunahm, sich mit Schnee untermengte, und uns bei unsrer Ankunft in *Leeuwenkuil* das Aufschlagen des Lagers, das noch dazu im Dunkeln geschehen muſste, sehr

erschwerte. Auf ein Abendessen mufsten wir ganz Verzicht thun, weil das Feuer nicht brennen wollte, ein Mangel, den wir als abgehärtete Abentheurer nicht einmal gefühlt haben würden, wenn uns die strenge Kälte nicht den Genufs irgend einer warmen Speise wünschenswerth gemacht hätte. Ein heftiger Sturm der dabei wehte, drohte jeden Augenblick das Zelt über uns zusammenzuwerfen, wir brachten unter unsern halbnassen Decken eine üble, schlaflose Nacht zu, und erlebten überdiefs noch den Verdrufs, dafs ein Löwe in unser Lager einbrach, sämtliches Vieh auseinander jagte und unsre beste milchgebende Ziege dicht neben den Wagen wegholte. Wir hörten noch lange das Geschrei des armen Thiers ohne in der finstern Nacht zu Hülfe kommen zu können, und fanden am andern Morgen die Spur des Räubers und die herabgeflossenen Blutstropfen auf dem gefallenen Schnee. Erst gegen Mittag des folgenden Tages liefs das böse Wetter nach, und der Abend war wieder mild und heiter.

Hier befanden wir uns an dem Wohnorte des Missionärs Anderson und zugleich an dem gröfsten Hottentottendorfe, das drei bis vierhundert Einwohner zählt. Wir machten dem Patriarchen, der sehr krank gewesen war, und sich noch so schwach befand, dafs er die Hütte nicht verlassen konnte, unsern Besuch. Seine Wohnung war eine etwas gröfsere Koranahütte, von innen zwar ärmlich, aber reinlich eingerichtet, das Bett durch einen Vorhang von dem übrigen Raume geschieden, in der Mitte ein kleiner Tisch und rund

umher einige Kisten und Koffer, statt der Stühle. Unter dem Gipfel der Hütte hingen einige kleine englische Kupferstiche hinter Glas und Rahmen, z. B. die Himmelfahrt einer Kinderseele, Brustbilder von Van der Kemp, und andern berühmten Missionären. Wir fanden an ihm einen liebenswürdigen etwa dreifsigjährigen Mann, von sehr stiller und frommer Gemüthsart. Sehr edle Gesichtszüge, uud ein Auge, in welchem sich Entsagung und religiöse Begeisterung ausdrückten, gaben ihm, bei den ohnehin deutlichen Spuren der überstandnen Krankheit, das Ansehn eines Heiligen, und mufsten Jeden, der sich ihm nahte, auf den ersten Anblick gewinnen. Er sprach ziemlich gut Holländisch, wenigstens genug, um sich den Hottentotten verständlich zu machen, freute sich aber, sich mit uns in seiner Muttersprache unterhalten zu können. Unsre Ankunft, erklärte er, sei ihm höchst angenehm, denn er habe längst gewünscht, die Regierung möge auf sein Institut aufmerksam werden, damit er sich mit desto gröfserem Rechte von ihr Unterstützung in seinen Bemühungen erbitten könnte. Wirklich sei noch mancher Übelstand, dem abgeholfen werden müsse, und sein Ansehn gehe nicht weit genug, um Allem zu begegnen, was durch einzelne schlechte Individuen gegen das Interesse der Regierung und des Instituts selbst unternommen werde. Anderson war jetzt beinahe vier Jahre unter diesem Volke, klagte aber, dafs er ungeachtet der ernsthaftesten Anstrengung, in seinen Bemühungen wenig vorrücke, woran theils

die schnell auf einander folgenden dürren Jahre und das stete Umherziehen, theils aber auch der hohe Grad von Rohheit seiner mehrsten Lehrlinge Schuld sei. Erst seitdem er sich wieder mit ihnen an diesem Ort befinde, zeige sich der Anschein eines glücklichern Erfolgs, er bemerke zunehmende Arbeitsamkeit, Verträglichkeit und Folgsamkeit und das Beispiel der bessern Bastardhottentotten beginne auf die rohen Wilden mehr Eindruck zu machen. Er arbeite jetzt allein dahin, das Institut an diesem Orte zu fixiren, und empfehle in dieser Absicht den Ackerbau so sehr, damit das nomadische Leben aufhöre. Eben deshalb lasse er jetzt auch Canäle in der obern, sonst wegen der Nässe unbrauchbaren Hälfte der Niederung ziehen, die Felder für das künftige Jahr umgraben u. s. w. Er habe auch schon einige seiner Leute überredet, sich statt der beweglichen Hütten, feste Häuser zu bauen, und sei eben beschäftigt ein gröſseres Gebäude aufzuführen, das theils für ihn selbst zur Wohnnng, theils zu gottesdienstlichen Versammlungen dienen solle. Bei zunehmendem Ackerbau denke er den Viehstand zu vermindern, weil hier für die bisherige groſse Zahl nicht Weide genug vorhanden sei und eben deshalb so oft umhergezogen werden müsse u. s. w.

Die *Leewenkuil* ist ein langes Thal zwischen zwei flachen Bergrücken, in dessen oberm Winkel eine starke Quelle entspringt, die das ganze Feld umher zu einer Art Morast macht. Weiter unten flieſst das Wasser in ein kleines Bett zusammen, und die Abhänge zu beiden Seiten sind

von ausnehmender Fruchtbarkeit. Dieser Theil war besonders zum Ackerbau benutzt; etwa fünf bis sechs Morgen waren bestellt und von dem Missionär zu gleichen Theilen unter die Arbeitsamen ausgegeben. Zur Seite des grofsen Thals, an dem Abhange der Bergrücken, standen hin und wieder schon kleine steinerne Häuser, und etwas weiter abgelegen, befand sich ein niedliches aus Holz und Backsteinen aufgeführtes Haus, das nebst einem daran stofsenden Küchengarten von einem der vornehmsten Bastarde, Namens Moses, angelegt war. In dieser Wirthschaft herrschte mehr Fleifs und Ordnungsgeist, als man auf vielen africanischen Pächtereien antrifft. In dem Garten wurden aufser den gewöhnlichen Küchenkräutern auch Mais und Tabak gebaut. Nicht weit von der Quelle fanden wir auch das halbvollendete Kirchengebäude, das an Gröfse dem am *Sakrivier* gleichkommen, in der innern Einrichtung aber dasselbe übertreffen wird. Wenn man überhaupt beide Institute miteinander vergleicht, kann man sich nicht genug wundern, dafs Kicherer bisher so sehr gepriesen, Anderson aber verdächtig gemacht werden konnte.

Die hier nunmehr beendigten Untersuchungen über den Zustand dieses Instituts und über sein Verhältnifs zur Colonie, gaben folgendes Resultat: — Allerdings ist es wahr, dafs diese Menschen mit Gewehren und Pulver versehen sind, und sich diese Artikel durch eine Art von Schleichhandel, von gewissen Bürgern der Capstadt, die an den Grenzen der Colonie Viehplätze haben,

gegen Hornvieh, Elfenbein, Straufsfedern und Thierfelle verschaffen, in welchem Tauschhandel sie wohl in soweit übervortheilt sind, als man sie z. B. für ein mittelmäfsiges Gewehr fünf bis sechs Ochsen oder einen Centner Elfenbein bezahlen liefs. Da aber die Waaren, um welche man hier handelt, nur in ihrem relativen Werth verglichen werden können, so scheint es zu hart, wenn man diesen Handel Betrug nennt. Er würde es sein, wenn man z. B. in Amsterdam einem Unwissenden für einen grofsen Elephantenzahn einen in der nächsten Trödelbude käuflichen Tuchrock geben wollte, da hingegen eben dieser Tausch jenseits des *Oranjeriviers* nicht anders als billig zu nennen ist. — Einzelne Bastardhottentotten waren wohl selbst einmal unerkannt in der Capstadt gewesen, und hatten dort Gewehre und Pulver zu bessern Preisen eingekauft, fanden aber dennoch, dafs sie sich besser ständen, wenn sie die Reisekosten sparten und sich diese Artikel gegen die höhern Preise bringen liessen. Überdies fingen die Elephanten jetzt an, in diesem Landstrich immer seltner zu werden, so dafs es ihnen an dem beliebtesten Artikel des Tauschhandels jetzt fehlt, und sie sich schon seit geraumer Zeit kein Pulver mehr verschaffen können. Bis jetzt hatte noch immer ein kleiner Vorrath, der ihnen im Jahr 1801 von den englischen Commissarien hinterlassen war, vorgehalten, nunmehr aber war auch dieser verbraucht, und die ganze kleine Colonie darüber in der äufsersten Noth. Denn theils fehlte nun das Mittel, wodurch sie sich bisher die

beliebten Handelsartikel Elfenbein und Felle verschafft hatten, theils aber, und dies war beunruhigender, konnten sie sich nun der Buschmänner nicht mehr erwehren, die schon anfingen, viel dreister zu rauben, seitdem sie gemerkt hatten, daſs man kein Feuergewehr gegen sie brauche. — Aus diesem Beispiel des Pulvermangels ergiebt sich nun deutlich die Abhängigkeit des Instituts von der Colonie, und die Albernheit der Behauptung, es könne den europäischen Niederlassungen gefährlich werden. Wie wenig überhaupt ein Angriff von diesen harmlosen Menschen zu fürchten sei, sieht man auch daraus, daſs sie sich selbst als Mitbewohner der Colonie, als Unterthanen des Gouvernements betrachten, und von den vorläufig bestimmten Grenzen des europäischen Gebiets gar nichts wissen. Daſs Anderson sie in dieser Vorstellung zu erhalten sucht, ihnen Gehorsam gegen die Regierung der Colonie predigt, und selbst die Hülfe derselben begehrt, beweist eben so sehr wie falsch die über seine Person verbreiteten Gerüchte waren, als wie vollkommen er sich einer reinen Absicht bewuſst ist. Allerdings gab es einen andern englischen Missionär, der in seinem Gebete zu Zeiten seines Königs gedachte, dieser aber ist nie bei den Bastarden aufgetreten, und würde dadurch auch der batavischen Republik bei diesen Leuten wenig geschadet haben, da sie mit den Verhältnissen der europäischen Mächte durchaus unbekannt sind.

Ohne Zweifel verdient der kleine Bastardhottentotten-Staat nicht nur die Aufmerksamkeit,

sondern die ernstliche Unterstützung des capischen Gouvernements. So nothwendig es ist, daſs man den europäischen Abkömmlingen das weitere Ausbreiten über die jetzigen Grenzen verbiete, so vortheilhaft ist es auf der andern Seite für die Colonie, daſs ein so fruchtbarer Strich Landes bebaut und benutzt wird, daſs ihn Menschen bewohnen, die gern den Überfluſs an Vieh und Korn, womit der Himmel sie etwa segnen möchte, gegen europäische oder Kunstproducte werden vertauschen wollen und die zu weit von den Grenzen entfernt, durch einen zu unwirthbaren Landstrich von ihnen geschieden sind, als daſs sie in nachbarliche Streitigkeiten mit den Colonisten gerathen könnten. Alles wird in Zukunft nur darauf ankommen, daſs man in der Wahl der Missionäre behutsam verfahre und ihnen immer einen Patriarchen gebe, der, wie Anderson, einen beharrlichen Enthusiasmus für die Verbreitung wahrhaft religiöser Grundsätze mit humanen, aufgeklärten Grundsätzen vereinigt. Dabei wird es von eben so groſser Wichtigkeit sein, daſs man über die Rechtlichkeit im Handel und über die Erhaltung guter Treue zwischen den Hottentotten und Colonisten wache, und diese Gegend zu Zeiten von geprüften Personen bereisen lasse, die kleine Miſshelligkeiten hinwegnehmen und die Übertreter der Gesetze zur Strafe ziehn.

Wir benutzten jede Gelegenheit, die sich uns darbot, die Ermahnungen des braven Missionärs den Lehrlingen auf das dringendste zu empfehlen, und ihnen Gehorsam gegen ihn als die erste

Pflicht zu gebieten, deren Vernachlässigung von dem Gouvernement als ein Vergehen angesehen und bestraft werden solle. Die Arbeitsamen wurden ermuntert, sich den Landbau ferner angelegen sein zu lassen, und ihnen ward Hoffnung gemacht, daſs das Gouvernement darauf bedacht sein werde, ihnen den Absatz ihrer Producte zu erleichtern, und ihnen dafür auf eine wohlfeilere Weise europäische Waaren zu verschaffen. Ihr Beispiel ward dagegen den Trägern zur Nachahmung aufgestellt, und Faulheit mit der Strafe des Wegjagens und völliger Ausschliessung von den Vortheilen dieses Instituts bedroht. Einige der rohesten Hottentotten waren uns von Anderson als dieser Ermahnungen vor Allen bedürftig angedeutet, und selbst die Andern klagten sie an, daſs sie nicht einmal für Lohn arbeiten wollten, sondern sich unter stetem Faullenzen von den Reichern ernähren lieſsen, und also diesen sehr zur Last lägen. Sie konnten nicht läugnen, daſs sie stark und gesund genug zum Arbeiten seien, gestanden auch zu, daſs die Faulheit ein Laster sei, antworteten aber auf die Frage: Wie es denn komme, daſs sie doch nicht arbeiten wollten, sehr naiv, das komme uit de afkeerigheid van den Mensch, aus der Sündhaftigkeit des Menschen, aus dem innern bösen Princip. Ablegen könnten sie diesen Fehler nun einmal nicht mehr, aber da sie ihre Sünden so reuig erkennten, werde Gott ihnen sie alle vergeben. Denn wer Jesum habe und recht demüthig und gläubig sei, nur der werde selig u. s. w. Man sieht daraus aufs

Neue, wie sehr die bequeme Lehre der mehrsten Missionäre dem wahren Wohl der menschlichen Gesellschaft zuwider läuft, und wie viel schwerer es ist, wilde durch frühere Cultur nicht vorbereitetete Menschen zum wahren Christenthum zu bekehren, als es sich so viel fromme Leute in Europa einbilden. Anderson selbst erzählte uns, daſs gerade die schlechtesten Subjecte in seinem Institut, ja manche, die auf Raub und Mord-attentaten ergriffen waren, der frommen Sprache am mehrsten mächtig seien, und daſs nur die Furcht, sie zu völligen Bösewichtern und für das Institut selbst gefährlich zu machen, ihn bisher abgehalten habe, sie wegzujagen und ihrem eignen Schicksal zu überlassen.

Von hieraus sandten wir mit zwei Hottentotten, die auf Reitochsen nach dem *Sakrivier* zurückkehrten, Berichte an den Gouverneur und Briefe an unsre Freunde in der Capstadt und selbst nach Europa ab, und nahmen am 21sten Junius von dem braven Anderson und seinen Lehrlingen Abschied. Wir waren hier von der geraden Richtung nach dem Lande der Beetjuanen abgewichen und lenkten nunmehr in westlichem Course wieder ein.

Unsre Reise ging über ein ödes flaches Land, das fast nur mit dürrem Grase und einzelnen kleinen Syngenesisten aus den Gattungen *Aster*, *Gorteria* und *Berkheya* bedeckt war. An den trocknen Betten der Bäche standen mehrere Arten Mimosen, sämtliche neue, noch nich beschriebene Arten, zum Theil von merkwürdiger Bildung

des Laubes. Hier fing auch schon der Lieblingsstrauch der Beetjuanen, die *Grewia obtusifolia* an, sich einzeln zu zeigen, und weiterhin war das Land ganz mit den mannshohen Sträuchen des *Tarchonanthus camphoratus* bewachsen, in welchen die Buschmänner am liebsten ihre Nester anlegen und deren aromatische Blätter von unsern malayischen Sclaven mit grofsem Behagen gekäut wurden, weil sie den Geschmack dem ihrer vaterländischen Kräuter sehr ähnlich fanden.

Nachdem wir gegen Abend einige kleine Bergrücken überstiegen hatten, kamen wir an die *Ongeluksfontein*, also genannt, weil vor einigen Jahren ein Bastardhottentotte das Unglück gehabt hatte, neben dieser Quelle seinen Jagdgefährten durch unvorsichtiges Handhaben seines Gewehrs zu erschiessen. *) Dies ist der nördlichste aller von Andersons Lehrlingen bewohnten Plätze. Wir fanden hier nur *Namaaquas* und *Grootriviershottentotten*, die jedoch nicht minder gefällig und aufmerksam waren, als die Übrigen. Sie brachten uns Milch, ein Paar Pantherfelle und einiges Schlachtvieh, wofür sie von unsern europäi-

*) Alle diese Örter haben auch koranasche Namen, die ich Anfangs sammelte, um sie vorzugsweise in diesem Tagebuche zu gebrauchen. Ich fand aber bald, dafs diese Namen sich entweder auf den ganzen Landstrich bezogen, oder dafs der einzelne Ort von jeder Horde anders benannt oder anders ausgesprochen werde. Da nun die Aussprache überdies beschwerlich ist und die Namen gröfstentheils sehr lang sind, so habe ich die holländischen beibehalten, die ohnehin von den jetzigen Bewohnern dieses Landstrichs häufiger gebraucht werden, und weniger zu Verwechselungen Anlafs geben.

schen Waaren ein Verhältnifsmäfsiges zur Bezahlung empfingen. Da die letzte Tagereise sehr stark gewesen war und die nächste Quelle mehr als eine Tagereise von hier entfernt lag, so ward beschlossen, am 22sten nur einen Theil davon zurückzulegen und einen kleinen Vorrath von Wasser mitzunehmen; wir blieben daher bis Nachmittag dieses Tages hier liegen. Dergleichen öftere Ruhepuncte sind auf einer solchen Reise nicht allein zur Schonung des Viehes, sondern auch zur Erhaltung der Gesundheit der Reisenden selbst sehr nöthig, die sonst durch das Vernachlässigen der erforderlichen Reinlichkeit und der bessern Beköstigung sehr leiden würde. In der That konnten wir nur wenig Aufmerksamkeit auf unsre Bekleidung und körperliches Wohlbehagen verwenden. Schon seit dem *Sakrivier* schliefen wir jede Nacht in unsern Kleidern, um augenblicklich bei jeder Gefahr bereit zu sein, und ruheten nicht eher wieder in Betten, als drei Monate nachher bei unsrer Rückkunft in Tülbagh. Oft verstatteten die Umstände es ganze Wochen lang nicht, dafs wir uns umkleideten, die gröfsern Koffer standen auf den Wagen unter vielen andern Gütern, die nur selten abgepackt werden konnten, wir führten daher in Mantelsäcken Einiges von Kleidern und Wäsche bei uns und wuschen letztere oft selbst, weil die Sclaven entweder dazu gerade nicht Zeit hatten oder es zu schlecht machten. Eben so mufsten wir uns in die Umstände fügen und die Ausbesserung unsrer Kleider und sogar unsrer Schuhe selbst übernehmen,

weil Niemand da war, der es besser verstand. In den ersten Wochen der Reise hatten wir uns noch rasirt, fanden aber bald, dafs das Natronhaltige Wasser wegen des Antheils Schwefelsäure mit der Seife schwer zum Schäumen zu bringen sei, überdies war oft in vier bis sechs Tagen keine Gelegenheit und Ruhe dazu da, wir entschlossen uns also sämtlich, das Scheeren ganz zu unterlassen, und gingen jetzt schon mit stattlichen Bärten einher. Vorzüglich bekamen Herr Van der Byl und der alte Krieger dadurch ein ehrwürdiges Ansehen, das selbst auf die Wilden vortheilhaft wirkte, und ihnen ausnehmend gefiel. Überhaupt hatte unser ganzer Aufzug etwas höchst Abentheuerliches, das uns selbst oft zum Lachen nöthigte, und einem plötzlich hinzutretenden Europäer ein interessantes Schauspiel gewährt haben würde. Denn wir hatten Gefährten von allen Körperfarben und von den manchfaltigsten Trachten bei uns; ganz schwarze Mosambiquer in malayischer Kleidung mit Turban-ähnlicher Kopfbedeckung und weiten kurzen Beinkleidern; braune Malayer mit langem, in Zöpfen um den Kopf gewickeltem Haar; halbnackte zahme Buschmänner mit einem grauen Aschenüberzug über dem Leib, gelbere Hottentotten mit Krossen von Schaffellen und Pelzkappen, Bastarde in braunledernen Wämsern und Beinkleidern, grofsen weifsen Filzhüten mit schwarzen Straufsfedern geziert, um die Lippen schon ein schwarzer Knebel und Zwickelbart, die Colonisten in leichter Nationaltracht, und endlich die Europäer in alten abgetragnen Kleidern vom verschieden-

sten Schnitt und der seltsamsten Zusammenstellung, hier Einer im kurzen Jagdkleid mit Nachtmütze und Pelzstiefeln, dort ein Andrer in Uniform, Helmhut und Feldschuhen, die grofsen wollenen Strümpfe über das lederne Beinkleid gezogen. Besonders malerische Gruppen bildeten sich aus allen diesen Gestalten, wenn Abends die Kälte die Gefährten um ein grofses Feuer versammelte, das die bärtigen oder schwarzen Gesichter von unten beleuchtete und oft noch ein rissiges Felsengeklüfte im Hintergrunde erhellte. Eine treue Abbildung dieser Gruppen mit den daneben stehenden Pferden und den umherliegenden Waffen und Sätteln, würde Mancher für das Titelkupfer eines Räuber-Romans zu halten versucht sein.

Wir hatten hier aufs Neue einen Kampf mit dem Widerwillen unsrer Gefährten gegen die Fortsetzung der Reise zu bestehen. Die hier wohnenden *Namaaquas* waren noch vor wenigen Tagen von einer zahlreichen Horde Buschmänner angegriffen, und äufserten, der Landstrich, der nun vor uns liege, sei ihr wahres Vaterland, hier wären sie viel kühner und bösartiger, als in der Nähe der Colonie und ihre Zahl sei so grofs, dafs unsre ganze Macht, im Fall eines ernsthaften Angriffes nicht im Stande sein werde, ihnen Widerstand zu bieten. Unsre Begleiter fügten hinzu, von hier bis zu den *Beetjuanen* sei keine menschliche Wohnung weiter anzutreffen, unsre Pferde seien ausgehungert und kaum noch im Stande, zu laufen, unser Vorrath an Schiefspulver gering, nur

drei bis vier gute Hunde in unserm Lager, viele unsrer Gewehre unbrauchbar u. s. w. Und gesetzt auch, wir hätten das Glück, ungefährdet durch die Buschmänner hindurch zu kommen, so stehe uns vielleicht noch ein Kampf mit den *Beetjuanen* bevor, deren Gesinnungen gegen uns. doch in jedem Falle noch sehr zweifelhaft seien. Wie werde es möglich sein, sich gegen diese zahlreiche und kriegerische Nation zur Wehr zu setzen, im Fall sie Lust haben sollte, sich unsrer Wagen, Pferde und Ochsen zu bemächtigen, und wie viel schwerer dann, auch wenn wir das Leben retteten, durch die Buschmänner zu Fuſs und ohne Waffen hieher zurück zu kommen. — Kok selbst, den wir abermals zu Rath zogen, hatte nicht viel Muth; denn schon längst erwartete er zwei Hottentottenfamilien, die in seinen Diensten waren und ihm in wenigen Tagen hatten folgen wollen. Schon bei *Rietfontein* hoffte er ihnen zu begegnen, denn nur eine kleine nothwendige Ausbesserung ihres Wagens hatte sie abgehalten, gleich mit ihm von den *Beetjuanen* abzureisen; auf ihre Treue hatte er besonders gerechnet und ihrem Schutz seine Familie auf der Reise nach dem Sakrivier anvertrauen wollen. Nothwendig muſste ihnen ein Unheil widerfahren sein, und entweder hatten die *Beetjuanen* sie feindseliger Weise zurückgehalten oder die Buschmänner sie ermordet.

Alle diese Vorstellungen, waren indessen nicht zureichend, unsern einmal gefaſsten Entschluſs wankend zu machen und unsre Gefährten muſs-

ten sich abermals unserm Willen, den wir ohne weiteres Bedenken sogleich entscheidend aussprachen, unterwerfen. Kok that das mit vieler Freudigkeit und bezeugte, dafs ihn unsre Entschlossenheit bestimme, sich so weit mit uns zu wagen, als es uns gefallen würde, er glaube jetzt, dafs Gott selbst unsre Reise wolle, und nun kenne er keine Furcht mehr.

Wir brachen daher bald nach Mittag auf und setzten unsre Reise längs einer kleinen Bergreihe, die zu unsrer Rechten lag, fort. In einer Entfernung von etwa drei Meilen sahen wir zur Linken einen höhern mit ihr parallel laufenden Bergrükken, der wegen seiner grofsen Ausdehnung von Norden nach Süden den Namen des *langen Berges* trägt. Unser Weg lief auf den Abhängen fort und war von häufigen kleinen Schluchten, den Betten eben so vieler periodischer Ströme durchschnitten, die obgleich wir immer Leute mit Hakken und Schaufeln zur Besserung des Weges vorausschickten, doch für unsre Wagen zuweilen gefährlich wurden und unsre Ochsen sehr ermüdeten. Überdies fingen hier schon die gebahnten Wege ganz zu mangeln an, und nur hin uud wieder erkannten wir noch die Räderspur von den Wagen der Missionäre im Grase. Wir folgten also von hieran fast immer dem Compafs und der Richtung der Berge und suchten uns übrigens immer den Weg aus, der am mehrsten in der Ebene lief und am freisten von Klippen, Schluchten und höherem Buschwerk war. In dieser Gegend bemerkten wir auch die ersten Spuren von

Giraf-

Giraffen und betrachteten sie mit grosser Aufmerksamkeit, um sie in der Folge unterscheiden zu können.

So hatten wir beinahe den Ort erreicht, an welchem wir uns lagern sollten, als sich uns eine höchst traurige Scene darbot. Ich war mit Kok zu Fuſs vorausgegangen, der mir eben nach unsrer Gewohnheit eine Lection in der Sprache der Beetjuanen gab, als wir vor uns im Gebüsch das Zelt eines Wagens erblickten. Beim Herannähern erkannte Kok die daneben stehenden Frauen und Kinder und rief fröhlich aus: Das sind meine Hottentotten, das ist Jantji und David. Wir eilten schnell auf den Wagen zu, den wir erreicht hatten, noch ehe eins von ihnen uns bemerkte. In dem Augenblick da wir herzutraten, erkannte uns die eine der Frauen, stieſs einen lauten Schrei aus und fiel vor Kok auf die Erde, seine Knie umarmend. Sogleich kamen auch die Kinder lautweinend heran und schluchzten und jammerten durch einander, daſs es eine ganze Weile dauerte, ehe mein braver Begleiter, dem die Thränen schon über die Backen rollten, die Unglück ahnende Frage thun konnte, wo die Männer seyn. Erneuertes heftiges Schluchzen war die Antwort, dabei wies die eine Frau, ihr Gesicht verhüllend, mit der Hand zur Seite. Wir sahen auf und erblickten wenige Schritte von uns einen zwölfjährigen Knaben, der eben beschäftigt war, mit einer alten eisernen Hacke ein Grab zu scharren. Neben ihm lag in Matten gewickelt, der Leichnam seines Vaters. „Die *Bosjesmans*

haben ihn ermordet“ rief uns der arme Junge entgegen, liefs dann seine Pike fallen und brach ebenfalls in Jammergeschrei und laute Klagen aus. Endlich erfuhren wir aus vielen unzusammenhängenden Antworten, die wir auf unsre eben so verwirrten Fragen erhielten, dafs auch der andre Hottentott nebst einem seiner Kinder von den Buschmännern ums Leben gebracht worden sei. Nach und nach beruhigten sie sich mehr und erzählten uns endlich den ganzen Hergang des traurigen Abentheuers, den ich hier wiedergebe.

Diese beide Hottentotten waren uicht unbemittelte Bastarde, die aus alter Anhänglichkeit unsern Kok mit Hab' und Gut und mit den sämtlichen Ihrigen auf seinem Bekehrungszuge begleitet hatten. Von Jugend auf hatten beide Brüder bei ihm gewohnt und waren ihm mit unbedingter Treue ergeben, von der sie ihm in seiner Abgeschiedenheit von der Christenwelt täglich neue Proben ablegten. Die Zuneigung, die Kok sich unter den *Beetjuanen* erwarb, erstreckte sich auch auf sie. Sie lebten mit diesen Wilden im besten Verständnisse, redeten ihre Sprache und theilten ihre Sitten, ohne sich jedoch je dazu bewegen zu lassen, an den häufigen Streifzügen, die gegen die Buschmänner unternommen wurden, thätigen Antheil zu nehmen. Nie war aus ihrem Gewehr ein Schufs auf diese Unmenschen gefallen. Um so weniger fürchteten sie daher, auf der Reise von ihnen beunruhigt zu werden und wiesen die Warnungen der *Beetjuanen*, ihrem

Herrn, der schon soweit voraus sein mußte, nicht durch die einsame Gegend uud mit ihrem abgenutzten Wagen zu folgen, standhaft zurück. Ein Vorrath von Elfenbein, den sie besaßen, versprach ihnen in der Capstadt Gewinn und ausgerüstet mit neuen Werkzeugen, Kleidern und Ackergeräth hofften sie wieder zurück zukehren. — Am dritten Tage ihrer Reise gesellten sich die ersten Buschmänner zu ihnen und erbaten sich den Abfall des erlegten Wildes, der ihnen gereicht ward und den sie ruhig neben dem Lager verzehrten. Eine Heerde von sechzig Ochsen, die die Hottentotten mit sich führten, reizte jetzt die Raublust dieser Gäste, aber zu feige, die kleine Gesellschaft, die nur aus zwei wehrbaren Männern, deren Mutter und Frauen und vierzehn Kindern bestand, mit offener Gewalt anzugreifen, entwarfen sie den Plan, sie nach und nach in einzelnen kleinen Gefechten aufzureiben. Die Wachsamkeit der Brüder hinderte sie, in der ersten Nacht die Ausführung dieses Entwurfes zu beginnen, aber am andern Morgen, als beide von einander entfernt arbeiteten, nahmen sie den günstigen Augenblick wahr, als der Eine, dem sie bis dahin ruhig zugesehen, sich bückte, um an dem Zuggeschirre des Wagens etwas zu bessern. Während Einige vor ihm stehend ihn im Gespräch halten, stoßt ein Andrer ihm meuchlings eine lange scharfe Hassagai in den Rücken durch die Brust. Ein achtjähriges Mädchen, der Liebling des Vaters, die allein neben ihm sich beschäftigt, sieht seine Gefahr und schreit, noch ehe der Stoß

geschieht, wofür sie zur Strafe von einem andern Buschmann mit dem Speere durchrannt wird. Durch den Schrei aufmerksam gemacht, hat der Bruder aufgeblickt und die gräſsliche That gesehen, ohne sie hindern zu können. Wüthend stürzt er, mit nichts, als einem kurzen Beile bewaffnet auf die Mörder ein, die jetzt, acht an der Zahl, vor ihm, dem Einzelnen, die Flucht nehmen. Nachdem er mit dem Beil aufs Gerathewohl einen Wurf nach ihren Köpfen gethan, ergreift er sein Gewehr und verwundet einen der Flüchtlinge in der Schulter; ehe er jedoch wieder geladen, sind sie ihm alle aus dem Gesicht; Bogen, Köcher, Speere, alles werfen sie von sich um desto schneller laufen zu können. — Die Sterbenden werden auf den Wagen gelegt und sogleich zieht man weiter, ehe die Buschmänner in gröſserer Zahl zurückkehren. Um den Unmenschen, die aus abergläubiger Sitte gewohnt sind, die von ihnen ermordeten Körper wieder auszuscharren und zu mishandeln, die Grabstätte zu verbergen, werden die Leichen erst im Dunkel der folgenden Nacht begraben. Der nächste Tag vergeht auf ängstlicher Flucht, die Buschmänner begleiten den Zug von ferne und lassen sich hin und wieder an den Abhängen blicken, ohne einen Angriff zu wagen. Man übernachtet in offenem kahlem Felde und hält durch stete Wachsamkeit den Feind in der Entfernung. Aber am andern Morgen führt der Weg am Rande eines dichten Mimosengebüsches vorüber; hier überfällt die Reisenden ein Regen von vergifteten Pfeilen, von

welchen einige der Kinder getroffen werden; die im Wagen befindlichen Personen sehen sich wunderbar geschützt durch die darin zufällig zum Trocknen aufgehängten Seitenstücken eines erlegten Büffels, in denen die Pfeile stecken bleiben. Noch schreckt die Bösewichter der Muth eines einzelnen Mannes und ein Schuſs aus des Hottentotten Gewehr jagt sie aus ihrem Hinterhalt und in die Flucht. Etwas weiterhin erneuert sich der Angriff, die Pfeile sind nun hauptsächlich auf die Zugochsen gerichtet, um die Flucht aufzuhalten. Einige von diesen fallen und werden mit andern, schnell eingespannten ersetzt, aber während dieses Geschäfts wird der älteste Knabe leicht, tiefer der Vater selbst verwundet. Das hindert ihn aber nicht, noch immer seine Heerde und seine Kinder zu vertheidigen, wiewohl von den letztern während des rastlosens Fortziehens unter stetem Verfolgen nach und nach eilf verwundet sind. Am Morgen des heutigen Tages wartete endlich der Unglücklichen der hartnäckigste letzte Kampf. Zahlreicher als zuvor zeigten sich die Räuber auf den benachbarten Höhen und zogen zuletzt in mehrere Haufen getheilt, von allen Seiten heran. Noch einmal brennt der Hottentott sein Gewehr los, aber dies ist der Augenblick auf den sie gewartet, alle Pfeile sind nun auf ihn allein gerichtet und während er noch einmal zu laden versucht, fühlt er sich an drei Stellen tödtlich getroffen. Um nicht vor ihren Augen zu fallen, eilt er halb ohnmächtig nach dem Wagen, sein Sohn

folgt ihm und unter wildem Siegesgeschrei eilen die Räuber mit der Heerde davon.

Bald verlassen den Verwundeten Sprache und Bewuſstsein und unter schrecklichen Zuckungen endigt er kaum eine Stunde nach dem Gefechte sein Leben. Auch die letzte Hoffnung zum Entkommen muſsten die Unglücklichen anfgeben, als sie an dem Orte, wo wir sie trafen, um Mittag die Achse ihres Wagens zerbrachen. Völlig rettungslos, geplündert, verwaist, von ihren Wunden gepeinigt sahen sie nun ihren unvermeidlichen Tod vor Augen, denn schon zeigten sich wieder spähende Buschmänner auf den Bergen, denen es noch um die letzten übrig gebliebenen Zugochsen zu thun schien. Nur die Ungewiſsheit, ob nicht der verwundete Vertheidiger noch lebe, ob nicht seine letzte schwache Kraft sich ihnen noch entgegenstellen werde, hielt die Feigen zurück, dem Jammer ihrer Schlachtopfer ein Ende zu machen und die einbrechende Nacht war vermuthlich zur Vollführung des letzten leichtesten Angriffes bestimmt. Vollkommen überzeugt, daſs dies die äuſserste Frist sei, hatten die Weiber in dieser Noth eben ihre Kinder um sich versammelt und mit ihnen gebetet, als plötzlich die Buschmänner, wahrscheinlich durch unsre Annäherung erschreckt, von den Bergen verschwanden und die Hoffnung wieder in ihnen aufleben lieſsen, in der Nacht zu Fuſs die nahe *Ongeluksfontein* erreichen zu können. Darum hatten sie geeilt, ihren Todten schnell zu verscharren, um dann sogleich die letzten Kräfte, die ihnen eine dreitägige Angst ohne

Ruhe, Schlaf und Nahrung noch übrig gelassen hatte, auf der Flucht zu versuchen.

Unsre Begleiter, die schon anfingen, aus diesem Beispiele ihre, vor wenigen Stunden geäuſserten Besorgnisse zu rechtfertigen und aufs Neue zur Rückkehr zu ermahnen, muſsten sich zu dem beschämenden Geständnisse zurückweisen lassen, daſs ohne unsre Beharrlichkeit alle diese Menschen des qualvollsten Todes gestorben sein würden. Nur eine Stunde später und wir fanden höchst wahrscheinlich keins von ihnen mehr lebend. Auch betrachteten sie selbst unsre unbegreiflich seltsame Dazwischenkunft an einem Orte, den in ganzen Jahren kein Reisender berührt, unsre Erscheinung in dem Augenblicke der höchsten Gefahr, als ein Wunder, als eine Rettung, ihnen unmittelbar vom Himmel gesendet. Kok, gegen den sie sich darüber inniger und verständlicher ergoſsen, drückte uns unter Thränen der Rührung seinen und ihren Dank für die Festigkeit aus, mit welcher wir diesen Mittag auf der Weiterreise bestanden hatten. Schon dadurch zu befriedigenden Empfindungen gestimmt, sahen wir noch mehr aus der Erzählung des unglücklichen Abentheuers selbst unser Verfahren gerechtfertigt und erkannten in der sichtbar daraus hervorleuchtenden Feigheit der Buschmänner den sichersten Bürgen für die Ausführbarkeit unsers fest beschlossenen Vorhabens.

Unser erstes Geschäft war nun die Sorge für die Unglücklichen. Drei unsrer Hottentotten wurden gleich in der Nacht wohlbewaffnet nach *On-*

geluksfontein zurückgeschickt, um die dortigen *Namaaquas* herbeizuholen, damit sie gleich am andern Tage die Frauen und Kinder in Sicherheit brächten. Ein andrer Theil unsrer Mannschaft unternahm die vorläufige Ausbeſserung des Wagens und noch ein Paar Andre begruben den Leichnam, der, obgleich erst seit wenigen Stunden entseelt, schon durch die Wuth des Giftes beträchtlich angegriffen und in völliger Verwesung war. Die gröſsern Wunden im Unterleibe, auf dem Rücken und am Schenkel klafften in brandiger Geschwulst und waren mit einem groſsen grünlichblauen Umkreis umgeben. Der Geruch, der sich aus ihnen verbreitete, war um vieles übler, als der gewöhnliche verweseter Leichen. Das Grab ward tief genug gemacht und nachher mit groſsen Steinen beschwert, um die Raubthiere davon abzuhalten.

Ich selbst beschäftigte mich zunächst mit der Behandlung der verwundeten Kinder, die gleich nach unsrer Ankunft mit etwas Wein gelabt waren, indessen unser Koch ihnen eine stärkende Fleischbrühe bereitete. Glücklicherweise waren die Wunden fast alle nur oberflächlich, indem die Wilden aus zu groſser Entfernung auf sie geschossen hatten und bei den Mehrsten begnügte ich mich daher, warmes Öl über den ganzen Leib einreiben zu lassen, ein Mittel, das sich überhaupt noch immer als das hülfreichste gegen die Verwundungen mit dem Gifte der Buschmänner bewährt hat. Die tieferen, übel eiternden Wunden behandelte ich meiner alter Erfahrung ge-

mäfs mit Mercurialsalben und die frischesten von diesem Morgen versuchte ich noch zu dilatiren, worauf sie am folgenden Tage schon viel besser aussahen, als die älteren, und weniger Geschwulst zeigten. Ein kleiner Vorrath von Arzneimitteln ward ihnen nachher mit auf die Reise gegeben und unter der sorgfältigen Behandlung der Mütter und der empfohlenen Reinlichkeit ist es geglückt, sie alle am Leben zu erhalten. Wenigstens war noch keins gestorben, als wir sie anderthalb Monate später bei den Bastardhottentotten wiederfanden, obgleich noch bei weitem nicht alle geheilt und einige sogar noch sehr krank daran waren.

Mit Tagesanbruch kamen unsre Hottentotten in Begleitung einiger *Namaaquas* zurück, die sich gleich sehr bereitwillig gezeigt hatten, den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen und uns selbst wiederholten, dies sei ja Christenpflicht. Sie liefsen sich nun von den Frauen den ganzen Vorfall noch einmal in schnalzendem Hottentottischen erzählen und waren dann erst zu bewegen, Anstalten zur Abreise zu machen. Mit einem Geschenk von einigen lebenden Schafen, etwas Wein und Brod entliefsen wir dann unsre Schützlinge, die theils auf dem Wagen, theils auf mitgebrachten Tragochsen nach der Bastard-Colonie gebracht wurden und setzten gleich darauf unsre Reise in der entgegengesetzten Richtung weiter fort. —

Überall fanden wir auf unserm Wege Spuren von dem oben beschriebenen Kampfe; die häu-

ſig ausbiegende Wagensspur zeigte deutlich, wie oft die von den Pfeilschüssen gescheuchten Ochsen von der geraden Richtung abgewichen waren und zwei dieser Thiere fanden wir todt am Wege liegen. Sie waren ungeheuer geschwollen und rochen so entsetzlich, daſs selbst unsre Hunde sich ihnen zu nähern scheuten. Rechts und links neben der Spur des Wagens fanden wir einzelne Pfeile in solcher Menge, daſs ohne Mühe nahe an hundert davon aufgesammelt wurden. Die Buschmänner verachten nemlich den Pfeil, mit welchem einmal ein Fehlschuſs gethan worden, dagegen ein andrer, mit welchem getroffen ward, doppelten Werth für sie hat. Sie verfertigen daher, wieviel Mühe und Zeit es auch kosten mag, lieber lauter neue Pfeile, als daſs sie die verschoſsenen aufsammeln und wieder gebrauchen sollten. Alle diese Pfeile waren frisch vergiftet und die mehrsten mit eisernen, neu geschärften Spitzen versehen, deren Form sich von der, die wir bisher daran bemerkt hatten, darin unterschied, daſs sie nicht ein geradliniges Dreieck darstellte, sondern ein solches, dessen beide Schenkel nach auſsen, die Grundfläche aber nach innen einen Bogen bildeten, so daſs daraus eine Art von Herzform mit sehr scharfen rückwärts gekrümmten Seitenspitzen entstand.

Der Ort, an welchem wir übernachteten wird *Jan Bloms-Fontein* genannt, denn hier hauste vor etwa zehn Jahren ein geächteter Colonist dieses Namens, dessen Andenken von Heiden und Christen dieser Gegend verabscheut wird. Er war

von allen Weiſsen der erste, der genauere Bekanntschaft mit den *Beetjuanen* machte, misbrauchte aber das Ansehn, das ihm seine Überlegenheit an Verstand und ihre Unbekanntschaft mit der Kraft des Schieſsgewehrs verschaffte, um ihnen, bald mit List, bald mit Gewalt ansehnliche Rinderheerden zu rauben, ja er hatte sogar einmal den Frevel begangen, ein ganzes Beetjuanendorf, dessen Bewohner vor ihm und seinen Gesellen geflohen waren, in Brand zu stecken. Nach einem glücklich vollbrachten Raubzuge pflegte er jedesmal in diese Gegend zurückzukehren und das gestohlene Vieh durch seine Hottentotten in der Colonie gegen Pulver und Blei und andre Bedürfnisse umsetzen zu lassen. Die *Beetjuanen*, die ihm Anfangs mit Zutrauen entgegengekommen waren, wurden durch sein Betragen aufs Äuſserste gegen alle Weiſse erbittert und wollten, nachdem Jan Blom glücklicherweise bald gestorben war, lange keinen Christen in ihrer Nähe dulden, bis endlich die Brüder Krieger, die von den Koranas bei ihnen als gutgesinnte Menschen eingeführt wurden, nach und nach das alte Vorurtheil schwächten, das zuletzt durch Kok wieder in völliges Vertrauen verwandelt ward. —

Der erhaltenen Anweisung zufolge gruben wir das Elfenbein wieder aus, das die Hottentotten, um die Last ihres Wagens zu erleichtern, hier der Erde anvertraut hatten. Auch fanden wir hier abermals die Überreste einiger Ochsen, die zufolge der Erzählung jener Frauen ebenfalls durch vergiftete Pfeile getödtet, dessen ungeach-

tet aber von den Löwen und Hyänen fast ganz verzehrt waren. Nach der Behauptung der bei uns befindlichen Landleute verschmähen diese Thiere die vom Pfeilgift getödteten Leichen nicht, so lange sie noch frisch sind, berühren sie aber nicht, sobald die schnell überhand nehmende Fäulniſs und Anschwellung eingetreten ist.

Während meine Gefährten den Gnu's und Kudu's nachsetzten, die sich in der Nähe dieses Orts zeigten, beschäftigte ich mich, da ich hier einen sehr reinen und ebnen Horizont fand, mit der Bestimmung der Abweichung der Magnetnades und fand dafür 24° 30′ N. W. Nach einer möglichst genauen Berechnung aus vorgängigen und später angestellten Breitenbeobachtungen ist die Breite dieses Orts 26° 27′.

Die folgende Nacht verging nicht ohne Unruhe vor einem Angriff der Buschmänner. Bald nach Sonnenuntergang nemlich fand sich ein fremder Hund in unserm Lager ein, den wir sogleich für einen Buschmannshund erkannten und der uns vermuthen lieſs, daſs seine Herrn nicht weit seien. Das arme Thier war allem Anschein nach durch den Geruch unsrer Küche herbeigelockt, denn obgleich er sich vor uns Allen sehr scheute und bei jeder Annäherung die Flucht nahm, so kam er doch immer wieder in die Gegend, wo unser Fleischvorrath lag, zurück und verschlang einen zugeworfenen Bissen davon mit unglaublicher Gier. Auffallend ist die Ähnlichkeit dieser Hunde an Gestalt und Gröſse mit dem südafricanischen schwarzrückigen Fuchs, (dem fälsch-

lich sogenannten Jakal, *Canis mesomelas)* so daſs es sehr wahrscheinlich ist, es sei diese Raçe nichts anders, als eben dieses von Alters her von den Wilden gezähmte, nach und nach ausgeartete Thier. Selbst die Farbe ist ziemlich dieselbe, nur fehlt der schwarze Strich über den Rücken; aber am auffallendsten ist die Ähnlichkeit in den steil aufstehenden Ohren und der spitz zulaufenden Schnautze, welche beide bei keiner europäischen Raçe in demselben Grade ausgezeichnet sind. Ich habe in der Folge noch viele dieser Hunde gesehen und sie alle sich einander sehr ähnlich gefunden, doch nie so wohlgenährte Thiere unter ihnen bemerkt, als Barrow sie zu seiner Zeit antraf. Seine Vermuthung, daſs sie sich bei Mangel besserer Nahrung nicht ungern von Heuschrecken nähren, kann ich aus meiner Erfahrung bestätigen. Übrigens ist noch das merkwürdig, daſs man diese Hunde nie bellen hört, ob dies aber eine natürliche, angebohrne Eigenthümlichkeit sei, oder ob sie von ihren Herrn von Jugend auf nur zum Stillschweigen abgerichtet werden, wie die Colonisten behaupten, muſs ich dahin gestellt sein lassen. Sie werden überhaupt nur zum Aufspüren des Wildes, nie zur thätigen Hülfe beim Angriff gebraucht und sollen zu jenem Zweck sehr gut abgerichtet, übrigens aber feig und nicht einmal sehr wachsam sein. Unsre eignen Hunde, nachdem sie diese Gäste aus dem Lager verjagt hatten, blieben die ganze Nacht unruhig und bellten nach allen Seiten, so daſs wir bei der groſsen Stille umher (denn Löwen, Hyänen und Ja-

kals hätten sich durch ihre Stimme verrathen) auf die Nähe lauernder Buschmänner schliefsen mufsten, und uns ordentlich freuten, als um Mitternacht sich endlich ein Löwe hören liefs. Bis dahin blieben wir Alle wachsam und eines Angriffs gewärtig, hielten die Heerde in der Mitte des Lagers beisammen, setzten auf jeden der im äufsern Kreise aufgestellten Wagen eine Schildwache und machten fleifsig von einem zum andern die Runde. Gleich von Anfang wurden auch die Wachfeuer ausgelöscht, weil sie uns hinderten auszuschauen und weil wir selbst dadurch dem Feinde desto sichtbarer geworden wären. Nur das Küchenfeuer blieb brennen und Niemand war mehr in der Enge, als unser Koch, den seine Pflicht an diesen gefährlichen Posten kettete. Es giebt vielleicht wenig so gutartige Geschöpfe, als dieser dicklippige Mosambiquersclave war. Ohne zu wissen, dafs Poltronnorie ein Fehler sei, jedoch durch Erfahrung gewitzigt, dafs eine Vernachläfsigung seines Dienstes Strafe nach sich ziehe, gab er sich eben so wenig Mühe, jene zu verbergen, als es ihm einfiel, dafs seine Herrschaft heute wohl einmal mit kalter Küche oder halbgarem Fleisch vorlieb nehmen könne. In seinem beschränkten Vorstellungsvermögen, dem das Leben wohl kaum als moralisches Gut erschien, hielt die lebhafte Erinnerung an Schläge der dunkeln Vorstellung von Verwundung und Tod die Waage und seine ganze Aufmerksamkeit war zwischen den Töpfen und den Buschmännern getheilt, so dafs er gar nicht einmal bemerkte, dafs seine pos-

sirlichen Gebehrden Andern zur Belustigung dienten. Das geringste Geräuch erschreckte ihn und machte seine Augen mit denen er, vom Feuer geblendet, in die dunkle Wildniſs hinausstarte, noch eins so groſs. So wie aufs Neue ein Hund anschlug, folgte er dem Thier mit dem Augen, um aus seinen Bewegungen zu schlieſsen, von welcher Seite es Gefahr muthmaaſse, verkroch sich dann eine Zeitlang hinter einen Strauch und sprang gleich, wieder aller Gefahr vergessend ans Feuer, sobald ihn ein überkochender Kessel an seine Pflicht rief. — Mit Tagesanbruch entdeckten wir die Spuren von sechs Buschmännern, die unser Lager mehrmals umgangen und an manchen Stellen wenige Schritte von den Wagen platt auf der Erde gelegen hatten. Bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten fanden wir den Mangel eines Artikels zu beklagen, den ich als ein nothwendiges Erforderniſs bei der Ausrüstung zur Reise mit auf die Requisitionsliste gesetzt hatte, und der uns nur durch die Nachläſsigkeit des mit seiner Besorgung beauftragten Mannes vorenthalten war, nemlich Feuerwerk: Raketen, Leuchtkugeln, Schwärmer. Bei der völligen Unbekanntschaft der Wilden mit diesen Luftfeuern würden ihnen besonders solche, die mit einer Explosion verbunden sind, mehr Furcht und Schrecken eingejagt haben, als das Gewehrfeuer selbst; überdies sind sie, theils als unschädlicher, theils als länger leuchtend diesem zu der genannten Absicht wohl vorzuziehn. Ich glaubte meinen Nachfolgern die Aufmerksamkeit auf diesen Gegen-

stand empfehlen zu dürfen, da er auch unter friedlichen Verhältnissen zu den Wilden als ein Mittel, sie zu belustigen und sich bei ihnen in Ansehn zu setzen, dienen kann. —

Ein mäſsiger Berg mit einzelnen kegelförmigen Spitzen war die erste Merkwürdigkeit, die uns auf dem weiteren Wege wieder aufstieſs. Er besteht nemlich ganz aus Brauneisenstein und an seiner östlichen Seite geht eine Höhle mit weitem Eingang schräge und tief in einem mächtigen Lager von fettem Eisenrahm hinab. Der ganze Fuſs dieser Seite besteht aus mehr oder weniger dunkel gefärbtem, bald rosenrothem, bald ockergelbem, bald bräunlichem Eisenthon mit häufigen bleifarbenen zerreiblichen Glimmerkrystallen. Diese weicheren Massen gebrauchen die Beetjuanen, noch mit einem Antheil Fett angerieben, zum Einschmieren der Haut und des Haars und holen sich davon ganze Vorräthe aus dieser Höhle, die bei ihnen den Namen *Sibihlong* trägt und der äuſserste südliche Punkt ist, bis zu welchem ihre Wanderungen reichen. Die Colonisten nennen den Berg *Blinkklip* (Glanzfelsen) und haben sich vormals übertrieben wunderbare Dinge davon erzählt. Wir begaben uns mit brennenden Laternen in die Höhle und kamen, nachdem wir ungefähr dreiſsig Schritte tief hinab gestiegen waren, an einen kaum anderthalb Fuſs hohen Bogen, unter welchem wir durchkriechen muſsten, um in einen horizontalen Gang zu gelangen, der uns bald in einen weiten hochgewölbten Raum führte, aus welchem seitwärts und aufwärts noch

sechs

sechs bis acht ähnliche Höhlen ausgingen. Rings am Gewölbe blinkten die Glimmerkrystalle im Wiederschein unsrer Lichter und unsre Hände und Kleider hatten von dem fetten und weichen Gestein einen glänzenden bronce-farbenen Überzug bekommen. Überall bröckelten bei mäſsig starker Berührung groſse Klumpen davon los und an den Gewölben drohten groſse Risse mit jähem Einsturz. Noch vor wenigen Wochen waren nach Koks Erzählung drei Beetjuanen, die zu unvorsichtig gebrochen oder vielleicht um besser zu sehen, ein zu groſses Feuer gemacht hatten, verschüttet und beim Nachsuchen hatte man eine ganze Höhle im Innern des Berges eingestürzt gefunden. Obgleich nun übrigens der Aufenthalt weder durch Nässe noch durch Kälte unangenehm wurde, so begaben wir uns doch, eingedenk des schreckenden Beispiels, bald wieder hinaus und nur zwei meiner Begleiter versuchten es noch, eine gleich links am Eingang steiler eingehende Höhle zu befahren. Sie kamen aber auch bald wieder zurück, weil sie ganz frischen Löwen-Unrath gefunden und es deshalb nicht rathsam geachtet hatten, sich tiefer hinein zu begeben. Nachdem wir noch zwei andre flache Gruben an der entgegengesetzten Seite des Berges besehen und unser Vieh aus dem vorbeiflieſsenden Bache getränkt hatten, reisten wir weiter und kamen nun auf eine ziemlich ausgedehnte völlig wagerechte Ebene, die fast gar kein Erdreich trug, sondern deren Oberfläche ganz aus nacktem grauen Quarz bestand, aus welchem einzelne der-

bere der Verwitterung länger widerstehende Krystallklumpen hervorragten. Die dazwischen bleibenden Vertiefungen waren zum Theil mit kleinen Saftgewächsen besonders mit *Stapelien* und *Mesembryanthemen* (letztere oft von neuen seltsamen Gestalten) bedeckt und wurden unsern Pferden und Ochsen, deren Hufe sich oft darin klemmten, nicht wenig beschwerlich. — Auf dieser Ebne entdeckte sich bald eine ansehnliche Heerde von Büffeln, auf welche sogleich Jagd gemacht und von welchen ein groſser Bulle erlegt ward. Als wir hinzukamen lebte das Thier noch und wüthete mit seinen Hörnern gegen die Erde, obgleich es aus der durchschossenen Halsschlagader schon sein mehrstes Blut verloren hatte. Die Kraft eines so gewaltigen Geschöpfes auch noch im Sterben ehrend, wagte sich Niemand hinzu, als bis es verendet hatte. Dann ward es zerlegt und ein eigends zurückbehaltner Wagen mit den besten Stücken befrachtet. Eine Eigenthümlichkeit, die mir während dieses Geschäfts auffiel nnd die von Sparrman und andern übrigens genauen Beschreibern übersehen worden ist, ist die ausnehmeude Breite der Rippen, die sich einander fast decken, so daſs man an der äuſsern Seite von den Intercostalmuskeln nichts zu sehn bekommt.

An einer kleinen Quelle, die *de Stompjesfontein* genannt wird, fanden unsre Leute einige zinnerne Knöpfe mit der Zahl 9, die wir sogleich für die Uniformknöpfe des 9ten batavischen Jägerbattaillons erkannten. Wahrscheinlich hatte

einer der Deserteurs von jenem Corps in dieser Gegend sein Ende gefunden. Ein andrer Unglücklicher dieser Art, und zwar ein Deutscher, hatte sich kurz vor unsrer Ankunft am *Oranjerivier* bei Kok gemeldet und ihm das Verzweiflungsvolle seiner Lage, sein einsames, unstätes Leben ohne Waffen und Kleidung, sein Umherirren in diesen weiten Einöden und die Gefahren von wilden Thieren und Menschen mit den gräſslichsten Farben geschildert. Kok hatte ihm versprochen, ihn mit nach der Colonie zu nehmen und ihn bei einem seiner Bekannten unterzubringen, aber unsre Ankunft hatte ihn in Furcht gesetzt, gefangen und ausgeliefert zu werden. Er war deshalb entwichen und man hat nachher nicht wieder von ihm gehört.

Unsre Jäger vermutheten, in der vor uns liegenden Gegend viel groſses Wild zu finden, und ritten deshalb voraus, denn das Geräusch unsers Zuges pflegte zu schnell das Wild zu verscheuchen. Da meine, von der Capstadt mitgenommenen, an den Mangel und die Beschwerden der Jagd wenig gewöhnten Pferde jetzt schon fast ganz erschöpft waren und in Ermangelung andern Futters nur mühsam mit Schiffszwieback hingehalten wurden, so muſste ich Verzicht darauf leisten, jene zu begleiten und blieb, mich mit der Insectenjagd begnügend, bei den Wagen. Kaum waren wir eine Stunde fortgezogen, als einer unsrer Hottentotten uns auf etwas aufmerksam machte, das sich auf einem nahe zu unsrer Linken gelegnen Hügel zu bewegen schien. Es ergab sich

Ff 2

bald daſs es der Kopf von einem, an der andern Seite des Bergrückens weidenden, also wahrsheinlich sehr groſsen Thiere sei und in der That waren wir kaum noch hundert Schritte näher geschlichen, als sich uns zwei hohe Schwanenhälse, zwei *Giraffen*, ganz in unsrer Nähe entdeckten. Unser aller Freude war unbeschreiblich, zumal da die Thiere uns gar nicht bemerkten und uns volle Zeit zum Anschauen und zu den Anstalten einer ernsthaften Jagd lieſsen. Das eine war kleiner als das andre und heller von Farbe, Vischer erkannte es sogleich für ein Kalb, für das Junge des Gröſsern. Beide weideten ruhig und zwar ganz in der Stellung andrer Thiere, keinesweges kniend, wie man wohl behauptet hat. Inzwischen waren unsre Pferde gesattelt und unsre Büchsen geladen und die Jagd begann. Weil alles africanische Wild in der Regel dem Winde entgegen läuft und uns also die Richtung ihrer Flucht schon ziemlich sicher war, so ritt Vischer, als der geübteste Schütze, schnell von uns ab in schräger Richtung, um ihnen den Paſs zu verrennen, indessen ich selbst sie im Rücken angriff. Ich hatte mich ihnen beinahe auf bequeme Schuſsweite genähert, als sie mich bemerkten und in der gewünschten Richtung entflohen. Aber dieses Entfliehen war so über alle meine Erwartung wunderbar, daſs ich vor Lachen, Erstaunen und Freude fast die ganze Jagd vergessen hätte. Bei dem sonderbaren Misverhältniſs der vordern zur hinteren Höhe und der ganzen Höhe zur Länge hat nemlich die schnelle Fortbe-

wegung des Thiers grofse Schwierigkeiten. Wenn Le Vaillant behauptet, er habe es traben gesehn, so erspart er mir dadurch die Mühe ihm zu beweisen, dafs ihm das Thier nie lebendig vor Augen gekommen. Wie in aller Welt soll das Thier bei der grofsen Ungleichheit der Vorder- und Hinterläufe trottiren? Nur gallopiren kann die Giraffe, wie ich aus einer öftern Erfahrung, da ich ihrer zwischen vierzig und funfzig in langsamer und schneller Bewegung gesehen habe, fest versichern kann, (denn schreitend bewegt sie sich nur während des ruhigen Weidens). Aber dieser Gallopp ist so schwerfällig, lahm und plump, dafs man in einem Abstande von mehrern hundert Schritten, wo es schwer ist, den zurückgelegten Raum mit der Gröfse des Thiers und der umgebenden Gegenstände zu vergleichen, aus der Langsamkeit mit welcher die Bewegung geschieht, fast schliefsen sollte, ein Mensch könne es zu Fufs einholen. Diese Langsamkeit wird aber ersetzt durch die Weite des Schrittes, indem nach einer ungefähren Messung ein jeder Sprung zwölf bis sechszehn Fufs fördert. Eben wegen der Gröfse und Schwere des Vordertheils ist die Giraffe nicht im Stande, sich durch die Kraft der Muskeln allein, vorn zu heben, sondern dazu mufs eine Zurückbiegung des langen Halses, wodurch der Schwerpunkt mehr nach hinten gerückt wird, zu Hülfe kommen; dann erst ist es ihm möglich, die Vorderbeine von der Erde zu bringen. Dies geschieht ohne sie zu biegen und eben so steif setzt es sie, mit einer gleichzeitigen Bewegung

des Halses nach vornen und durch die Kraft der Hinterschenkel vorwärts getrieben, wieder nieder. Mit der neuen Rückbewegung des Halses erfolgt das Nachspringen der Hinterfüſse. So bewegt sich der Hals in stetem Hin- und Her-Schwung fast wie der Mast eines auf den Wellen tanzenden (oder nach der Schiffersprache stampfenden) Schiffes.*) Es ist indessen nicht schwer, die Giraffe mit einem rüstigen Jagdpferde einzuholen, zumal wenn das Terrain vortheilhaft ist und sich hebt, denn gegen eine Anhöhe hinaufzulaufen ist ihr, begreiflicher Weise, höchst beschwerlich. — Das Seltsame nun in dem Laufe dieses Thiers, das mühsame Heben und steife Fallen der ausgestreckten Vorderbeine war es, was mich in meinem Verfolgungseifer störte, und mich einige Augenblicke in müſsiger Betrachtung verlieren lieſs. Bald aber setzte ich mein Pferd wieder in Gallopp und sprengte auf die wunderlichen Gestalten los, die nun, vielleicht nie von einem Menschen beunruhigt und von unsrer bösen Absicht nichts ahnend, sogar ganz harmlos stilltsanden und sich neugierig nach mir umsahen, ohne meinen Gefährten gewahr zu werden. Dieser, der schon einen guten Vorsprung gewonnen hatte, konnte unglücklicherweise nicht erwarten, bis sie ihm nahe genug gekommen sein würden,

*) Man nimmt bekanntlich an, der Lauf des Springers im Schachspiel sei von der Giraffe entlehnt; wenn daran etwas ist, so kann es nur auf das Überspringen, nicht aber auf den Seitensprung gedeutet werden, der nach dem Obigen der Giraffe ganz fremd ist.

sondern schoſs aus Ungeduld zu früh und fehlte. Jetzt aufgeschreckt entliefen sie mit doppelter Schnelligkeit, überdies verging über dem Laden und Wiederaufsitzen beinahe eine ganze Minute, in welcher sie uns merklich vorauskamen. Unsre schon aus dem Athem gejagten Pferde wurden aufs Neue angetrieben, würden aber sicher die Giraffen nicht eingeholt haben, wenn diese nicht plötzlich Witterung von unsern vorausgegangenen Freunden oder irgend einer andern Gefahr bekommen hätten, und in schräger Richtung gegen uns wieder umgekehrt wären. Dadurch kamen wir ihnen wieder näher und in die Flanken. Vischer sprang jetzt zum zweitenmale vom Pferd schoſs und fällte das Junge. Die Kuh setzte allein ihre Flucht fort und ward von meiner Kugel getroffen, doch nicht an tödlicher Stelle, denn wiewohl ich noch eine Zeitlang die blutige Spur verfolgte, entkam sie mir zu schnell und die Mattigkeit meines Pferdes zwang mich, von der weitern Verfolgung abzustehn. Ich kehrte zu meinem Gefährten zurück, den ich auf dem Hals des von ihm zu Boden gestreckten Thieres sitzend antraf; er rief mir von Weitem zu, mich nicht unvorsichtig zu nahen, indem es, zwar im Rückgrat getroffen, doch noch Kraft genug habe und immer noch Versuche mache wieder aufzuspringen, wovon er es durch das Niederdrücken des Halses abzuhalten suche. Als unsre Gefährten herangekommen waren und wir der Giraffe, damit sie sich noch einmal in der letzten Anstrengung ihrer Kraft zeige, wieder etwas Luft lieſsen,

versuchte sie sich mit einem gewaltsamen Schwunge des langen Halses wieder zu heben und blieb eine Zeitlang mit halbem Leibe aufgerichtet sitzen. Doch fiel sie bald vor Schwäche wieder um und zerschlug sich durch die Heftigkeit des Falles das linke Horn gegen einen Stein, wodurch der Schädel nachher nicht wenig von seiner Schönheit verlor. Weil die Nacht hereinbrach, machten wir uns eilig mit vereinten Kräften an das Abschlachten unsrer Beute, von welcher das Fell, die wichtigsten Theile des Skelets und einige gute Stücke für die Küche mitgenommen werden sollten. Nachdem der Kopf vom Halse getrennt und der ganze Vordertheil entkleidet war, beschäftigten wir uns eben selb vieren mit dem Abstreifen der Schenkel, als eine letzte gewaltsame Zuckung sämtlicher Ausstreckemuskeln uns sehr unsanft nach allen Seiten auseinander warf. Die beiden an den Hinterläufen arbeitenden Hottentotten wurden drei bis vier Schritte weit geschleudert und ich selbst erhielt mit dem Vorderhuf ein Streifschlag an den Kopf, den ich mehrere Tage fühlte. An allen grössern Thieren (besonders auch noch an dem Büffel) habe ich ein auffallend langes Zurückbleiben der Reizbarkeit in der Muskelfaser bemerkt, wozu vielleicht der, in ihrer grössern Masse länger festgehaltene Wärmestoff, hauptsächlich beiträgt. Die Muskeln der grössern Theile z. B. der Schenkel zuckten bei der Berührung mit dem Messer oft noch eine Stunde nachdem sie von dem Körper getrennt waren.

Ungern überliessen wir die Reste unsrer Beu-

te den Buschmännern, deren Feuer sich schon auf den Bergen zeigten und übernachteten, ohne von ihnen im mindesten beunruhigt zu werden, an den Fuſse eines mäſsig hohen Berges, von welchem sich in einer wilden buschigen Schlucht ein ziemlich reicher Bach herabergieſst, der *de Klipfontein* und von den Eingebohrnen *Maputi* genannt wird. Hier rasteten wir die Hälfte des folgenden Tages, um unsre Beute mit Muſse in Sicherheit zu bringen. Das Fell der Giraffe ward abgeputzt und mit allerhand Gerbemitteln bearbeitet, die es dennoch wegen seiner Dicke in der Folge nicht ganz vor dem Verderben bewahrten und nicht verhinderten, daſs sich nicht hin und wieder die Oberhaut zusamt dem Haar faulend ablöste. Es ward überdies zum Troknen über das Zelt eines Wagens gezogen, den es fast ganz dekte, indessen der lange Hals bis in die Mitte der Deichsel, die Füſse fast bis auf die Erde reichten. Die ganze vordre Höhe dieses noch jungen Thiers, von der Spitze der Hörner bis zu den Zehen, betrug 13 Fuſs 4 Zoll. Von dieser Länge gehörten dem Hals etwas über 5, dem Schenkel (vom Wiederrüst bis zur Zehe) beinahe 8 Fuſs. In der Länge (von der Brust bis zum Anfang des Schwanzes) maſs es 7, in der Höhe der Hinterschenkel (vom Kreuz bis zum Huf) 6 ½ Fuſs.

Mittags hielten wir ein schwelgerisches Mahl von dem Überfluſs, den uns die Jagd verschafft hatte und unser Koch hatte einmal seine ganze Kunst aufgeboten, die Büffelfleischsuppe, das Steinbok-Ragout, das Perlhühner-Fricassée und den

Giraffenbraten so schmackhaft zu machen, als möglich. Letztrer besonders war von ausnehmend zartem und angenehmem Geschmack, das Fleisch vollkommen weiſs und dem Kalbfleisch am mehrsten vergleichbar. Es war das einstimmige Urtheil, daſs von allen Wildarten des südlichen Africa keine der Giraffe an Wohlgeschmack gleichkomme.

Wir waren Nachmittags kaum eine Stunde weiter gereist, als wir etwa hundert Schritte seitwärts von unserm Wege die Stelle entdeckten, wo die unglücklichen Hottentotten ihre ersten Todten begraben hatten. Sie hatten uns diese Stelle bezeichnet und gebeten, nach dem Grabe zu sehen, ob es noch unversehrt sei. Wir fanden es aber nicht nur zerstört, sondern beide Leichen von den Buschmännern herausgeholt und auf eine gräſsliche Weise noch nach dem Tode verstümmelt und zerfetzt, übrigens aber noch wenig von Fäulniſs angegriffen, denn Beide waren von Hassagaystichen gefallen und nicht von vergifteten Pfeilen. Wir lieſsen Halt machen und begruben den Leichnam des armen David und seiner Tochter aufs Neue in einem tiefern und sicherern Grabe, das wir nach hottentottischer Sitte mit groſsen Steinen beschwerten. Als es anfing, dunkel zu werden, spannten wir an einem kahlen Fleck ohne Wasser aus und tränkten unser Vieh nothdürftig von dem, in zwei groſsen Weinfässern mitgenommenen Wasservorrath. Bei unsrer Ankunft an diesem Orte trafen wir auf eine groſse Gnu-Heerde und als es finster geworden war, kam ein

zahlreicher Trupp Quaggas in gestrecktem Gallopp hart an unserm Lager vorbei.

Auch diese Nacht verstrich wieder schlaflos für die ganze Gesellschaft, wegen der ängstlichen Besorgnisse, die wir uns vor einem sehr wahrscheinlichen ernsthaften Angriff der Buschmänner zu machen hatten. Unsre Hunde bellten wieder unaufhörlich nach allen Seiten und einige der Dreistesten unter uns, die sich in der Dunkelheit, zwischen dem niedern Gebüsch auf allen Vieren kriechend, eine Strecke von dem Lager entfernt hatten, kamen mit der Nachricht zurück, dafs sich nicht weit von unserm Leger eine ansehnliche Zahl von Menschen befinde. Die oben beschriebenen Vorsichtsmaafsregeln wurden daher verdoppelt und wir blieben sämtlich die ganze Nacht unter dem Gewehr. Diese Wachsamkeit hatte uns wahrscheinlich vor einem Überfall bewahrt, denn als wir nach Tagesanbruch die Gegend umher etwas genauer untersuchten, fanden sich in einem Kreis von etwa 200 Schriten rings um unser Lager so häufige Spuren von den Fufstritten der Buschmänner, dafs unsre kundigen Jäger daraus die Zahl unsrer Feinde auf wenigstens funfzig berechneten. An vielen Stellen hatten sie sich, gleichsam uns zum Hohne, ihres Unraths entledigt, der den Jägern, die auch daraus, wie aus der Losung des Wildes ein Spurzeichen hernehmen, daran kenntlich ist, dafs man fast immer die unverdaulichen Überreste der verzehrten Heuschrecken darin findet.

Wir eilten nunmehr unserm durstigen Zugvieh

etwas Wasser zu verschaffen und fanden dies nach drittehalb Stunden Reisens, in einem kleinen halb ausgetrockneten, schilfbewachsenen See, den die Beetjuanen *Rissipien* nennen und aus welchem eine Menge Wasserhühner und wilder Enten aufflogen. Unter den Mimosen Gebüschen rund um den See fanden wir überall die Spuren, daſs sie einer zahlreichen Horde von Buschmännern zum Aufenthalt gedient hatten. Die Zweige waren mit den Spitzen häufig bis auf die Erde herabgezogen und mit kleinen Pflöcken in den Boden befestigt, so daſs sie ordentliche Hütten bildeten; auch lagen noch zerbrochene Pfeile und lose Schafte in Menge umher.

Auf dem weitern Zuge kamen uns gegen Abend, abermals vorausgerittene Jäger mit der angenehmen Nachricht entgegen, daſs sie eine groſse männliche Giraffe von ganz dunkelbrauner Farbe erlegt hätten, die ungefähr zwei Stunden von hier, mit Sträuchen wohlverdeckt und durch ein als Fahne aufgestecktes Taschentuch gegen die Angriffe der Löwen gesichert, liege. Kok versicherte, nie ein so groſses und schönes Thier gesehen zu haben und gab seine Gröſse auf wenigstens zwanzig Fuſs an. Es ward beschlossen, am andern Morgen diese Beute in Sicherheit zu bringen.

Wir lagerten uns in einer sehr reizenden Niederung, wo sich durch ein ausgedehntes Wiesenthal ein kleiner Fluſs hinabschlängelte, der zwar sparsam floſs, aber doch überall Wasser enthielt, daher ihn denn auch die Beetjuanen mit dem Na-

men *Koossi* (der reiche) belegt haben. An der Nordseite dehnte sich ein langer Hügel hin, der sich oben verflacht, aber nach dem Thal hin mit Gebüsch und Bäumen reichlich bewachsen ist. Hier befanden wir uns um so mehr wohl, da unser Lager auf einer ganz freien Stelle aufgeschlagen werden konnte, welcher kein Buschmann unentdeckt nahen durfte. Unsre Hottentotten, obgleich sie seit mehrern Tagen wenig Ruhe genossen hatten, ergötzten sich die halbe Nacht wieder mit mancherlei Spielen neben dem Feuer, die auch uns als Zuschauern Unterhaltung und Erheiterung verschafften. — Mit Tagesanbruch ritten wir aus, um das Fell der erlegten Giraffe zu holen, fanden aber nichts von dem Thier als die Gedärme. Das Übrige hatten die Buschmänner in der Nacht davon geschleppt. Zu unsrer Verwunderung fanden wir nur von vier Menschen die Spuren, die also in so kurzer Zeit eine Last von wenigstens tausend Pfund in ihre gewiſs nicht ganz nahen Schlupfwinkel gebracht hatten. Man hat mich allgemein versichert, daſs die Buschmänner, ungeachtet ihrer Kleinheit und anscheinenden Körperschwäche ganz unglaublich groſse Lasten fortzutragen im Stande sind, und sie kommen um so schneller mit dem Fortschleppen eines groſsen Stück Wildes zu Stande, da sie es nicht erst abziehen, sondern gleich mit Fell und Haar in mehrere groſse Stücke zerlegen. Wie gern hätten wir ihnen das Fleisch gegönnt, wenn sie uns das Fell und die Knochen hätten lassen wollen!

Auf dem Rückwege nach dem Lager begegnete uns eine Heerde Antilopen von einer ganz neuen, in der Colonie wenig bekannten Art, die nur nördlich von dem *Oranjerevier* vorkommt und von den Jägern Bastard-Eland, (die unächte Elenn-Antilope) genannt wird. Sie kommt mit dieser in Gröſse fast überein, unterscheidet sich aber von ihr, (mit der sie sich übrigens auch nie vermischt,) durch eine dunklere Färbung und merklich nach hinten gebogne Hörner. Unter allen Antilopenarten wird diese für die böseste gehalten und es sind bei den Wilden Fälle bekannt, daſs sie nicht nur auf ihren Verfolger losgerannt ist, sondern ihn sogar mit den spitzigen Hörnern tödtlich verwundet hat. Es ist mir nur noch einmal auf der Rückreise ein Trupp von diesen Thieren vorgekommen, der aber, eben wie diesmal, schon in ansehnlicher Entfernung vor uns die Flucht nahm.

Auch unsre Gefährten hatten sich in unsrer Abwesenheit mit der Jagd beschäftigt und nicht nur einige Quaggas erlegt, von welchen abermals in dieser Nacht ein Paar groſse Heerden an unserm Lager vorüber nach dem Fluſs gezogen waren, sondern auch eine Merge Rebhühner und Perlhühner geschossen, die sich in so groſser Menge bei uns einfanden, daſs von erstern oft funfzehn bis zwanzig auf einen Schuſs fielen. Die Perlhühner aber, deren immer mehrere hundert bei einander waren, entliefen mit unglaublicher Schnelligkeit durch das Gesträuch und muſsten mit Hunden aufgejagt und im Fluge geschossen

werden. In der Folge lernten wir ihnen besser nachstellen und schossen sie bei einbrechender Nacht aus den Bäumen, auf denen sie in groſsen Gesellschaften zu übernachten pflegten. Da indessen ihr Fleisch nicht von besonders angenehmen Geschmack und etwas zähe ist, so lieſsen wir diese niedlichen Thiere, deren Zeichnung im wilden Zustande fast noch lebhafter ist, als an unsern zahmen zuletzt, ganz in Ruhe und begnügten uns mit ihren Eiern, die von unsern Leuten in ziemlicher Menge gesammelt wurden. Auch Junge wurden auf der Rückreise lebendig eingefangen und in kurzer Zeit so zahm, daſs wir sie an den Rastplätzen frei umherlaufen und auf den Bäumen übernachten lieſsen, worauf sie Morgens beim Weiterziehn sich wieder pünctlich bei den Wagen einfanden um ihr Futter zu erhalten und in ihren Käfig gesperrt, die Reise mit uns fortzusetzen.

Am Mittage des folgenden Tages stieſsen wir, nachdem mehrere Meilen unter fortdaurenden Jagden auf Antilopen und Quaggas zurückgelegt waren, wieder auf vier Giraffen, auf welche sogleich von allen Seiten Jagd gemacht ward. Nachdem wir schon einige Zeit auf ihrer Verfolgung zugebracht hatten, kam von einer andern Seite noch ein Rudel von etwa zehn dieser Thiere, mit welchen sich jene vereinigten und in einer für uns vortheilhafteren Richtung unter einem langen Bergrücken hinliefen. Die Hoffnung ihnen hier den Weg abzuschneiden und aus der Nähe auf sie schieſsen zu können, ward durch einen

doppelten Unglücksfall vereitelt, indem ich selbst mit meinem sehr entkräfteten, über die Gebühr angetriebenen Pferde stürzte, und zugleich einem der Gefährten durch unvorsichtige Handhabung während des Reitens das Gewehr losbrannte, wodurch die Thiere erschreckt und zu schnellerer Flucht aufgescheucht wurden. Der dritte von uns verwundete zwar eins von ihnen, aber in dem Augenblick, wo sie uns in einer Nähe von kaum vierzig Schritt den herrlichen Anblick ihrer Flucht gewährten, befanden wir uns sämtlich wehrlos, denn auch meine Büchse hatte von dem Sturze Schaden am Schlosse gelitten und ehe wir wieder gerüstet waren, hatten sie schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Wir liefsen indessen nicht ab von der Verfolgung, weil wir bemerkten, dafs das angeschossene Thier viel Blut verliere, und folgten ihnen wegen der Ermattung unsrer Pferde sogar eine Weile zu Fufs, als wir sie in der Ebene Halt machen sahen. Sie begaben sich indessen bald aufs Neue auf die Flucht und wir, jetzt um mehrere Meilen von unsern Gefährten entfernt (denn die Jagd hatte uns ganz südlich geführt) mufsten wegen der sinkenden Sonne auf schleunige Rückkehr denken.

Grofse Heerden von Quaggas, Hartebeesten und Straufsen zogen an uns vorüber, ohne dafs es uns einfiel, sie anzugreifen; aber schwerer ward es, der Lust zu widerstehen, als zehn bis zwölf Gnu's an uns herankamen, die uns durch ihre Dreistigkeit und ihre wunderlichen Bockssprünge ordentlich herauszufordern schienen. Es

ward

ward eins von ihnen erschossen, ein trächtiges Weibchen. Da wir bis jetzt weder ein vollständiges Fell noch einen Schädel von diesem Thier besaſsen, so eilten wir, beides, wie auch den Fetus mitzunehmen. Über diesem Geschäft verging aber so viel Zeit, daſs es fast dunkel war, als wir uns wieder auf den Weg machten. Jetzt zeigte es sich zu unserm Schrecken, daſs unsre Pferde völlig erschöpft waren und daſs zwei von ihnen selbst durch die unbarmherzigste Behandlung nicht schnell von der Stelle zu bringen sein würden. Ich entschloſs mich daher, unsern Mong, der das rüstigste ritt, mit dem Auftrage vorauszuschicken, uns aus dem Lager frische Pferde entgegenzusenden, indessen ich mit Van der Westhuizen langsam folgte. Eine Zeitlang führten wir unsre Pferde noch an der Hand, bald aber war ich genöthigt, das meinige ganz seinem Schicksal zu überlassen, weil es zu sehr erschöpft war, um mit uns Schritt halten zu können. Nach einer Stunde kamen wir in eine niedrigere, mit ziemlich hohem Gebüsch bewachsene Gegend, die uns wegen der Buschmänner in einige Besorgniſs setzte. Wir waren kaum hineingetreten, als sich das Brüllen eines Löwen hören lieſs, der einige hundert Schritte weit von uns sein mochte. Ich rieth, nicht weiter zu gehn, sondern ein Feuer anzumachen und die Ankunft der Pferde hier abzuwarten, mein Begleiter aber widersetzte sich diesem Vorschlag nachdrücklich und versicherte, wir würden unfehlbar des Todes sein, wenn die Buschmänner uns beide allein neben diesem Feuer entdeckten. Aber

weiter zu gehn, war eben so wenig rathsam, denn der Löwe befand sich an der dem Winde entgegengesetzten Seite und mufste nothwendig Witterung von uns bekommen, wenn wir weiter gingen. Überdies waren wir fast wehrlos, meine Büchse unbrauchbar, Van der Westhuizens Gewehr zwar geladen, aber seine Kugeltasche leer und meine Kugeln von zu kleinem Kaliber. Wir kehrten zurück auf die Höhe und recognoscirten in dem schwachen Schimmer des untergehenden ersten Viertels ein wenig die Gegend und bemerkten, dafs das Thal oberhalb weniger buschig sei, so dafs wir das Dickicht und den Löwen unter dem Winde umgehn konnten. Wir scheuten also den Umweg nicht und kamen dicht unter einem Berge durch ein tiefes Felsenthal, in welchem wir oft auf Händen und Füfsen kletternd unsern Weg suchen mufsten. Kaum waren wir wieder auf etwas ebnerem Boden, als unser Pferd, das den Löwen oder irgend ein andres Raubthier wittern mochte, plötzlich zur Seite aussprang und ungeachtet seiner Ermüdung im Gallopp davon lief. Nicht ohne Mühe wurden wir seiner wieder habhaft, doch mit Verlust unsrer ganzen heutigen Beute, denn das Gnufell und den Schädel, die ihm aufgepackt waren, hatte es im Dorngebüsch und an den Felsen abgestreift. Der Mond war jetzt unter, stockfinstre Nacht umgab uns, und die Spur unsrer Wagen hatten wir durch den Umweg verloren. Sie nun mit Händen und Füfsen suchend, gingen wir am Rande des Gebüsches hinab und fanden endlich nach langem Ta-

sten die eingedrückten Spuren der Räder. — An einem Berge der vor uns lag, hofften wir unsre Gefährten zu finden und erreichten mit Anstrengung unsrer letzten Kräfte (denn seit vier und zwanzig Stunden hatten wir nicht gegessen) seinen Fuſs. Aber wie groſs war unsre Bestürzung, als wir hier Niemand fanden, als wir der Spur folgend, auch den Rücken überstiegen hatten und noch immer kein Feuer vor uns sahen. In der Niederung vor uns bellten unzählige Jakals, die gewöhnlichen Gefährten der Löwen und die Möglichkeit dieser neuen Gefahr, brachte meinen Begleiter, dessen Muth ich bis dahin durch Zureden immer noch aufrecht erhalten hatte, nunmehr ganz zur Verzweiflung. Er hielt seine Klagen nicht länger zurück, verwünschte erst die Giraffen, dann den Landdrost und mich, die ihn zur Theilnahme an einer Reise gezwungen, auf welcher er nun in seinen jungen Jahren so elend ums Leben kommen müsse. Denn es sei klar, daſs sowohl vom Bleiben als Weitergehn gleiche unausweichliche Gefahr uns bedrohe, Mong selbst habe wahrscheinlich das Lager nicht erreicht, unsre Kräfte seien erschöpft, die Kälte werde uns, da wir kein Feuer anmachen dürften, bald völlig ohnmächtig machen und uns vor anbrechendem Tage den Raubthieren sicher zur Beute geben. — Obgleich mir selbst nicht ganz wohl zu Muthe war und ich im Herzen auf meine sorglosen Begleiter ernstlich zürnte, warf ich dem jungen Menschen doch bitter seine Muthlosigkeit vor und versuchte sogar, sie noch lächerlich zu machen.

Auf jeden Fall, behauptete ich, müssen wir unser Leben zu vertheidigen suchen und das werde noch eher gegen die feigen Buschmänner gelingen, als gegen die grimmigen Raubthiere; drum frisch ein Feuer angemacht, um uns etwas zu erquicken. Abwechselnd sollte der Eine den Andern mit dem letzten Schufs aus unserm Gewehr bewachen und etwas von dem Feuer entfernt stehend, die annähernde Gefahr erspähen. Ohne seine Zustimmung zu erwarten, machte ich mich gleich an die Ausführung der Vorschlages, liefs ihn dann beim Feuer ein wenig Ruhe geniefsen und machte mit dem Gewehr auf der Schulter die Runde. Nicht lange hatte ich so Schildwache gestanden, als vor uns ein Schufs fiel, das freudige Signal von der Annäherung unsrer Gefährten, dem ich sogleich durch Losbrennen meines eignen Gewehrs antwortete. Die Freude unsrer Gefährten war nicht geringer als unsre eigne, denn schon hatten sie sich unsertwegen die gröfsten Sorgen gemacht. Abermals nur durch Mangel an Wasser waren sie gezwungen worden, so weit fortzuziehen und Mong war wegen der Ermüdung seines Pferdes ebenfalls erst sehr spät ins Lager gekommen. Auf den mitgebrachten Pferden erreichten wir bald nach Mitternacht den Lagerplatz und stärkten uns durch ein Getränk, das schon seit einiger Zeit bei dem merklich abnehmenden Wein-Vorrath, uns diesen ersetzte, nemlich durch einen warmen Ingwer-Aufgufs. Die erquickende und erwärmende Wirkung dieses Getränks macht es künftigen Reisenden, die wie wir die unwirthbaren Gegen-

den ohne zu schweres Gepäck und in der kalten Jahrszeit durchziehen wollen, empfehlungswerth. Ein Paar zurückgesandte Hottentotten, brachten das hinterlassene Pferd am Abend des zweiten Tages wieder zu uns.

Wir waren jetzt so weit gefördert, daſs wir das Land der *Beetjuanen* nunmehr vor uns liegen hatten. Nur ein kleines Gebirge trennte uns noch, das wir Frühmorgens überstiegen und beim Heraustreten aus der letzten Hügelreihe durch eine Pforten-ähnliche Öffnung sahen wir eine weite Fläche mit einzeln stehenden groſsen Bäumen vor uns, in welcher uns Kok zu unsrer Ankunft in dem ersehnten Lande Glück wünschte und uns darauf aufmerksam machte, daſs hier Alles ein ganz andres und glücklicheres Ansehn habe. In der That stand das Feld mit frischem nahrhaften Grase bedeckt und Bäume und Sträuche grünten; der ganze Anblick der Landschaft erfüllte uns mit Freude und mit gespannter Erwartung der vielen neuen und merkwürdigen Gegenstände, denen wir hier begegnen sollten.

Siebenter Abschnitt.

Aufenthalt bei dem *Beetjuanen*-Stamme der *Maatjaping* am Flusse *Kuruhman*. Rückreise nach der Capstadt.

Unter dem Schatten eines hochstämmigen, breitgekrönten Giraffenbaumes *) sahen wir die ersten Menschen liegen, die zu dem merkwürdigen Volke, das diesen neuen Landstrich bewohnt, gehörten. Es waren die Hirten zahlreicher umher weidender Rinderheerden; sie betrachteten unsern Zug eine Zeitlang betroffen und unschlüssig, kamen jedoch bald nahe heran, indem sie uns mit dem wiederholten Wort *Morra*, dem von den Missionären erlernten *guten Morgen*, begrüſsten. Als sie Kok in unsrer Gesellschaft entdeckten, bezeigten sie groſse Überraschung und Freude durch Händeklatschen und überlautes Gelächter. Sie erbaten sich noch etwas Tabak und kehrten dann, eingedenk ihrer Pflicht, bald zu den Heerden zurück. — Obgleich nach diesem ersten friedlichen Empfang kaum noch eine üble Auf-

*) *Acacia Giraffae* Willd.

nahme zu befürchten schien, so beschlofs ich doch, mit Kok und Herrn Winterbach vorauszureiten, um die Stimmung des Volkes und besonders des Königs zu erforschen, ehe wir uns mitten unter sie begäben. — Wir stiefsen bald auf ein kleines Dorf, von etwa dreifsig flach-kegelförmigen Hütten, aus denen uns eine Menge Frauen und Kinder und einige Männer neugierig und vertraulich entgegenkamen, und wo wir uns so lange aufhielten, dafs uns die Wagen noch wieder einholten. Auch hier war Kok allgemein bekannt und wie es schien in hohem Grade beliebt. Die Kinder drängten sich zu ihm heran und liebkoseten ihm und die Alten thaten verwundernde Fragen über seine schnelle Rückkehr und den jetzigen Aufenthalt der Seinigen. Vor Allem aber interessirte sie das unglückliche Schicksal der beiden Hottentotten David und Jantje. Kok setzte sich auf die vordere Bank eines Wagens und erzählte ihnen recht ausführlich in ihrer Sprache den ganzen Zusammenhang der traurigen Geschichte. Mit aufgewendeten Köpfen standen sie um ihn her und haschten die Worte von seinen Lippen, wiederholten auch Einzelnes zum Zeichen, dafs es ihnen besonders wichtig gewesen, und wenn er einen Satz zu Ende gebracht, riefen Alle, wie aus einem Munde: Eh, Eh (Ja, Ja) um anzudeuten, dafs sie Alles verstanden. Zuletzt endigten sie mit Wehklagen über den Tod ihrer beiden Freunde und mit Betheurungen, wie sie sie gewarnt, nicht zu reisen. Der gedehnte Ton, mit welchem sie ihre Warnungsworte wiederhol-

ten: Tiba Jantje, tihba, tiihba (Bleib Jantje, bleibe) hatte wirklich etwas so Dringendes und Rührendes, daſs es auch den rohesten unter unsern Gefährten auffiel. — Übrigens hatten sie schon Kunde von dem Unglück durch die benachbarten Buschmänner selbst, die ihnen zugleich schon vor mehrern Tagen, wo wir noch kaum die Bastardhottentotten verlassen haben konnten, gemeldet hatten, es sei ein Zug von vier Wagen im Anmarsch. Sie versicherten dabei, die Buschmänner ständen in ununterbrochenem Verkehr mit einander durch ihre Feuersignale und wüſsten daher Alles, was sich weit umher im Lande zutrage, viel früher und besser, als irgend eine andre Nation. Zu Zeiten kämen Einzelne friedlich und ohne Waffen zu ihren Rinderhirten, um sich etwas Nahrung zu erbetteln und erzählten dann dergleichen Neuigkeiten zum Danke.

Sie forderten nun zwar höflich und freundlich aber dringend ein Geschenk an Tabak und nicht sobald war dem Einen gegeben, als Alle herankamen und die Hände ausstreckten, um zu empfangen. Wir lieſsen ihnen durch Kok sagen, daſs wir ungern unsern Vorrath durch bloſse Geschenke verringern würden, sondern nur im Tausch gegen ihre Kleidungsstücke oder Putzsachen uns davon trennen könnten. Darauf erwiederten sie sehr naiv, daſs sie zu arm wären, um uns etwas zu bieten, sie wären nur Hirten; wir möchten diesen Grundsatz geltend machen, wenn wir an den *Kuruhman* kämen, wo ihre reichern Landsleute wohnten, denen auch diese Heerden gehörten. Als

sie darauf ein Jeder etwas erhielten, wurden sie noch viel gesprächiger, so daſs man den Einen vor dem Andern nicht hörte und fast nichts unterschied, als die Worte *Manati* (gut) und *Makua* (Weiſser) die sie, während der Tabak eilig zerrieben und in die knöchernen Pfeifen gestopft ward, oft hinter einander aussprachen, um uns einen Beweis zu geben, daſs unsre Ankunft ihnen willkommen sei.

Da man uns diese Menschen als sehr mistrauisch beschrieben und uns selbst für unser Leben besorgt gemacht hatte, so waren wir durch die vielfachen Beweise ihres Zutrauens sehr erfreut und gaben uns ihnen eben so zutraulich. Während wir unser kaltes Mittagessen wie gewöhnlich von einer auf den Boden gebreiteten Matte einnahmen, lagerten sie sich rings umher, Anfangs ohne etwas zu fordern, jedoch sehr zufrieden, wenn wir ihnen dann und wann ein Stück Fleisch zureichten. Nach und nach aber rückten sie näher, saſsen bald in bunter Reihe zwischen uns an der Matte umher und lieſsen sich gar nicht zum Zulangen nöthigen. Dabei waren die Frauen bei Weitem dreister als die Männer, gerade als wüſsten sie es, daſs wir ihnen eher etwas nachsehen würden, und vor Allen ein kleines munteres Weib von etwa vierzehn bis funfzehn Jahren, die ihren nackten Säugling einige Schritte von uns auf die Erde gelegt hatte, schien soviel Vertrauen auf die Macht ihrer schelmischen Blicke zu haben, daſs sie sich nicht scheute, uns die besten Bissen vom Teller und aus den Händen zu nehmen.

Absichtlich bezeigten wir sehr viel Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung, auf ihr Ohrgehänge, den Halsschmuck u. s. w. wodurch sie sich sehr geschmeichelt fühlten; ja sie nahmen ihren Putz ganz ab und gaben ihn uns in die Hände, reichten ihr mit Fett und Glimmer zierlich gesalbtes Haupthaar ruhig zum Betasten und Untersuchen dar und zeigten selbst dann kein Miſstrauen, als wir ihre sämtlichen mitgebrachten Waffen in die Hände nahmen.

Sehr zufrieden mit diesem ersten Empfang setzte ich nebst den beiden obengenannten Gefährten nun meinen Weg fort, indessen die Wagen langsam folgen und an einer vorher bezeichneten Stelle unsre Rückkehr abwarten sollten. Wir kamen bald an die Ufer des Flusses *Kuruhman*, an denen wir einige Stunden hinabgeritten waren, als wir an den Ort gelangten, an welchem Kok bisher gewohnt hatte und wo wir noch seine Hütte unversehrt stehn sahen. Von hier hatten wir nur noch eine halbe Stunde bis zu dem Hauptorte, der Residenz des Königs Mulihawang. Ein angenehmer Weg durch ein lichtes Gehölz von hochstämmigen Dornbäumen führte uns dahin. Kurz vor dem Orte kamen wir auf ein freieres Feld, auf welchem eine Menge Menschen theils in Geschäften hin und her zu gehen, theils nur in der Abendsonne zu wandeln schienen. Jenseits dieser Fläche war wieder ein Mimosengebüsch, aus welchem soweit unser Auge reichte, ein spitzes Dach neben dem andern hervorragte. Drei groſse Giraffenbäume standen

einzeln in gleichen Abständen zwischen diesen und theilten die Ansicht symmetrisch, denn der mittlere war der gröſste und wie wir von Kok erfuhren, der Lieblingsbaum des Königs, unter welchem er sich am liebsten aufhalte. Wir hatten uns kaum blicken lassen, als der ganze Volksschwarm herbeilief und unsern Pferden den Weg fast versperrte. Alle begrüſsten Kok auf das freundlichste, der eilig nach dem König fragte, um sich ihrer Zudringlichkeit zu erwehren, worauf sie uns Platz machten und uns nach der Gegend hinwiesen, wo Mulihawang eben selbst herkam. Wir sahen einen groſsen Mann von ernsten Zügen, dem Anschein nach über die sechzig hinaus, mit einem weiten Mantel behangen und auf dem Kopfe eine rauhe Zipfelmütze, langsam uns entgegen kommen. Vier andre Männer von ähnlicher Tracht und ihm nahe an Jahren folgten einige Schritte hinter ihm in einer Reihe. Eine Menge Volks drängte hinter her und von den Seiten heran. Wir saſsen ab und noch verlegen, wie wir ihn begrüſsen sollten, reichte er uns stumm die Rechte zum Handschlage, unserm Kok zuletzt, den er dann als alten Bekannten herzlicher als uns begrüſste, ihm die Hand mit beiden Händen umfassend und drückend. Auch hier verging wieder eine Zeit mit den nöthigen Aufklärungen über Koks frühe Wiederkehr und unser Erscheinen. Zu meiner groſsen Freude entdeckte ich hiebei, daſs ich es auf der Herreise durch meinen Fleiſs in der Beetjuanensprache soweit gebracht hatte, daſs ich wenigstens den Sinn

von Allem verstand, was der König erwiederte und meinen Lehrer Kok, der selbst die Sprache nur nach holländischer Construction redete, verstand ich fast Wort vor Wort. Der König bezeigte vorläufig seine Zufriedenheit mit unserm Besuch und versprach, uns noch heute in unserm Lager zu bewillkommen. Dann folgte wieder die Erzählung von den beiden Hottentotten, die ich abzukürzen bat, damit wir nicht zu spät zu unsern Gefährten zurückkämen und damit das neugierige Volk nicht früher als wir, dort anlangen und bei dem Aufschlagen des Lagers beschwerlich werden möchte. Wir beurlaubten uns deshalb bald, eilten zurück und fanden unsre Gefährten am Flusse neben Koks Hütte bereits mit den Einrichtungen zu einem längern Aufenthalte beschäftigt und sehr erfreut über die gute Botschaft, die wir ihnen brachten. Kaum waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um uns bei einem zu zahlreichen Besuch gegen kleine Diebereien und sonstige Verdrieſslichkeiten zu sichern, als schon der Vortrab uns folgte und bald erschien auch der König mit den Übrigen. Wir gingen ihm etwas entgegen und führten ihn, nachdem er meinen Collegen mit dem Handschlag begrüſst, zu unserm Zelt, wo ihm stehendes Fuſses, (denn den angebotenen Stuhl verschmähete er) einige Eröffnungen über unsern Besuch gemacht wurden. Als Hauptzweck muſste Kok ihm den Wunsch des holländischen Gouvernements nennen, mit ihm in genauerem Verkehr und in Freundschaft zu leben. Wir seien gesandt, ihm

davon die Versicherung zu bringen und zugleich zum Beweise einige kleine Geschenke zu überreichen. Er antwortete darauf nicht ohne Würde und als ob ihm die Geschenke ganz gleichgültig wären, er habe überhaupt nichts gegen die Fremdlinge, die sein Land in friedlicher Absicht bereisten, aber besonders willkommen sei ihm ein Jeder, den ihm sein Freund Kok zuführe und er freue sich nicht wenig, diesen wieder hier zu sehn. Denn schon habe er geargwohnt, Kok habe aus irgend einer heimlichen Ursache das Land auf immer verlassen, daher sei ihm seine Wiedererscheinung eine neue Probe seiner guten Gesinnung, (seines weiſsen Herzens nannte es der König). Wir erfuhren jetzt, daſs die ihn zunächst umgebenden alten Männer seine Räthe seien und zwei jüngere Personen wurden uns von Kok als die Söhne des Königs vorgestellt. Der eine von diesen war der Thronerbe, Methībe mit Namen, ein Mann von dreiſsig Jahren, von sehr angenehmen, etwas ernsten Gesichtzügen; der andre hieſs Molīmo, des Königs dritter Sohn, von groſser Statur, plumpen Knochen und häſslicher aber gutmüthiger Physiognomie. Beide gingen, wie überhaupt alle jüngern Leute, mit unbedecktem Haupte, das Haar in feine kurze Zotten gedreht und mit metallisch glänzender Salbe eingeschmiert. Der König öffnete während des Gesprächs seinen Mantel und lieſs eine groſse Zahl Elfenbeinringe um den Ober- und Unterarm, sowie mancherlei Arten von Halsschmuck nebst daran hängenden Amuleten von Thierknochen u. s. w.

bemerken. Alle trugen die Mitte des Leibes und die Hälfte der Oberschenkel mit einer glatt anschliefsenden Kleidung von gegerbtem Leder bedeckt, an den Füfsen Sohlen von dickem Leder, um die Unterschenkel (statt der Strümpfe) lederne Riemen gewickelt, die Knie, den Leib und die Brust blofs.

So lange der König redete, hatte sich das Volk ruhig verhalten, jetzt aber fingen einige, die am weitesten standen, bei unsern Leuten zu betteln an und forderten etwas Tabak. Das erinnerte uns, dem König selbst eine Pfeife anzubieten; wir liefsen sowohl ihm, als seinen Prinzen kleine gefüllte Thonpfeifen reichen, die sie sich anzündeten und woraus sie nun mit grofsem Behagen, auf die Erde niedergehukt den Rauch in langen Zügen saugten und nach Art aller südafricanischen Wilden zum Theil verschluckten. Mulihawang zeigte sich hierin am mäfsigsten und reichte bald über die Schulter die Pfeife einem seiner Minister, der nun auch zehn bis zwölf Züge daraus that und sie dann unter tiefem Stöhnen, wobei ihm das Wasser aus Mund, Nase und Augen lief, an seinen Nachbar abgab. Eben so gingen die Pfeifen der Prinzen unter ihrem Gefolge von Mund zu Mund, doch sorgten sie, sie nachher wieder zu bekommen. Ein kleiner drolliger Kerl, der sich viel um den König zu schaffen machte und dreister mit ihm umging, als die Übrigen (wir erfuhren nachher, es sei sein Leibknecht und gleichsam sein Hofnarr) ruhte nicht eher, als bis der König einem der andern gebot,

ihm die Pfeife zu geben, worauf er mit solcher Begierde den Rauch einsog, daſs er in wenigen Minuten vollkommen betäubt war und zu nicht geringer Belustigung des ganzen Hofes die wunderlichsten Äuſserungen von seinem Übelbefinden gab. Einige der andern Begleiter legten ihn auf die Erde und traten ihm mit den Füſsen sanft auf den Leib, worauf der eingeschluckte Rauch sich Luft machte und der Kranke wieder zu sich gebracht ward.

Inzwischen fing es an zu dämmern und der König schickte sich zur Heimkehr an. Beim Abschiede äuſserte er, es sei ihm nicht lieb, daſs wir unser Lager so weit von seinem Wohnort aufgeschlagen, weil er uns nun nicht so oft werde sehn können, denn das Gehen falle ihm nach gerade etwas beschwerlich. Da wir aber von der Nothwendigkeit überzeugt waren, die zu enge Gemeinschaft mit diesen zahlreichen Wilden fürerst noch zu meiden, entschuldigten wir uns damit, daſs unser jetziger Lagerplatz wegen der Nähe des Flusses und der bessern Weide uns der bequemste scheine und versprachen, durch öftere Besuche dem König den Weg zu ersparen. Zugleich baten wir um die Erlaubniſs, ihn am folgenden Morgen in einem etwas längern Gespräch, noch über einzelne Puncte unsrer Sendung unterhalten und seine Stadt besehen zu dürfen. Kok geleitete ihn darauf eine Strecke und berichtete bei seiner Rückkehr, Mulihawang habe ihm unter vier Augen den Wunsch zu erkennen gegeben, daſs wir ihm bei der öffentlichen Zusammenkunft nur

die Geschenke übereichen möchten, die ihm als König zukämen; was wir aber an Leckereien oder Putzsachen für ihn bestimmt hätten, möchten wir ihm heimlich zustellen, denn wenn seine Leute es erst einmal wüſsten, so habe er keine Ruhe vor ihrem Betteln und könne es nicht abschlagen, auch mit dem Geringsten unter ihnen zu theilen.

Kaum hatte der König den Rücken gewandt, als die Zurückgebliebenen dreister anfingen, sich Tabak, Brantwein und andre Geschenke auszubitten. Da Kok aber mit dem König gegangen war, so besorgten wir schon, unsre Weigerung werde zu Unzufriedenheit und Misverständnissen Anlaſs geben und ich suchte meinen ganzen beetjuanaschen Sprachschatz hervor, um ihnen verständlich zu machen, daſs morgen gehandelt werden solle, daſs ihnen aber heute nichts gegeben werden könne, am wenigsten zum Geschenk. Statt darüber zu murren, blieben sie zutraulich wie vorher und ihre ganze Aufmerksamkeit war jetzt nur darauf gerichtet, daſs ich ihre Sprache rede. „*Muhnto-si bua beetjuana*“ (der Mensch spricht beetjuanisch) wiederholten sie einander unzählige mal, vergaſsen nun Alles was sie vorher begehrt hatten und redeten zu mir mit einer solchen Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, daſs ich nicht das Mindeste davon verstand, das Gespräch abbrechen und mich schämen muſste, meine Gelehrsamkeit zur unrechten Zeit ausgekramt zu haben. — Zu unsrer Verwunderung war nicht eine einzige Frau unter dem ganzen Haufen; wir lieſsen

durch

durch einen Hottentotten, der Koranasch sprach, (was von vielen Beetjuanen verstanden und von einigen ziemlich geläufig gesprochen wird) nach dem Grund davon fragen und erhielten zur Antwort, die Weiber wären zu Hause und müſsten arbeiten. Nur sehr wenige unter ihnen hatten Waffen mitgebracht, ein neuer Beweis, daſs sie von uns durchaus keine Hinterlist argwöhnten. Am mehrsten aber erfreute uns die Nachricht, die sich während des Gesprächs ebenfalls ergab, daſs der Krieg mit den Muruhlong, vor dem sich die flüchtenden Missionäre so sehr gefürchtet hatten, nun nicht zum Ausbruche kommen werde. Mulihawang hatte von den Koranas am *Vaalrivier* Beistand zu seinem Angriffe erwartet und seinen Sohn Methībe deshalb an sie abgesandt. Dieser war aber vor drei Tagen zurückgekehrt, ohne sie zur Theilnahme an dem Krieg bewegen zu können und allein fühlte sich der König zu schwach zum Angriff. — Nach und nach verloren sich unsre Gäste und nur einige Arme (wie sie sich selbst nannten) blieben bei uns zurück und schliefen die Nacht ruhig neben unsern Wagen.

Am andern Morgen erschienen schon sehr früh einige unsrer Bekanntschaften von gestern wieder, an denen wir bemerkten, daſs sie sich heute wie zu einem Festtage geputzt hatten. Sie hatten zum Theil schönere Mäntel von Jakal- und Genettkatzenfellen umgehängt, alle aber den Leib ganz frisch mit Glimmersalbe bestrichen und besonders das Haar dick mit diesem glänzenden Fett eingerieben, so daſs den mehrsten, da sie

schnell gegangen waren und schwitzten, die Tropfen davon, wie Queksilberperlen am Gesicht herabliefen. Bald erschien ein junger Mann von edlerem Ansehn und noch reicher geschmückt als die Übrigen, auch mit vielen Elfenbeinringen am linken Arm, der sich bei uns als ein Abgeordneter vom Könige melden liefs und anzeigte, Mulihawang habe ihn für heute zu unserm Führer und Beschützer (gleichsam zu unsrer Ehrenwache) bestimmt und ihm befohlen, uns nach der Stadt zu geleiten. Wir folgten ihm bald durch das lichte Mimosengebüsch auf einem näheren Fufssteige und kamen an sehr hübschen, schön begrünten und dichter beschatteten Plätzchen vorüber. Auf der Hälfte des Weges sahen wir einige Weiber seitwärts mit Holzfällen beschäftigt, die sogleich auf uns zuliefen und mit dem oft wiederholten Worte *Montjuko* Tabak forderten. Schon bereit ihnen von unserm Vorrath zu geben, hielt unser Begleiter uns davon zurück und schalt heftig mit den Weibern, wies sie ins Holz zurück nnd drohte sogar, mit seinem S̃jambok sie zu schlagen wenn sie nicht gingen. Dagegen belferten sie eben so heftig an, wichen seinen Drohungen aus und wendeten sich immer wieder zu uns. Als wir ihnen endlich einige Stückchen Tabak gaben, nahm unser Begleiter es sehr übel und äufserte gegen Kok, es sei nicht recht, dafs diesen gemeinen Weibern etwas gewährt werde, was wir gestern und heute schon so eigensinnig einigen ausgezeichneten Männern abgeschlagen hätten und er möge uns warnen, nicht wieder so zu verfah-

ren. Als wir auf die Fläche vor dem Dorfe hinaustraten, kam uns wieder eine große Menge Volks, auch viele Weiber und Kinder entgegen, die von unserm Beschützer zur Seite gewiesen wurden und unserm Zuge Platz machen mußten; die Zudringlichsten trieb er mit kräftigen Sjambokhieben aus dem Wege. Beim Eintritt in die Stadt *) kamen wir gleich in eine ziemlich geräumige Straße, die theils zwischen Häusern, theils zwischen den Zäunen der Viehhürden hinlief. Die Häuser waren alle von zirkelrunder Form, ein spitz zulaufendes Dach ruhte auf einem Kreise von Pfeilern, die unten mit leichten Lehmwänden verbunden waren, oben aber in der Nähe des Dachs Luft und Licht frei durchziehen ließen. An den Thüren, die fast sämtlich auf die Straßen hinausgingen, saßen viele Weiber und Kinder und sahen uns ruhig vorüberziehn. Die Zäune der Viehkraale waren sehr hoch und bestanden zum Theil aus dicht an einander gestellten runden Pallisaden. Tiefer hinein kamen einzelne große Plätze ohne Strauch noch Gras und dann wieder kleine krumme Gäßchen von ungleicher Breite. Da nemlich die runden Häuser und die daneben befindlichen viereckigen Hürden immer mit einander abwechseln und sich mit den Nachbarshäusern in allen Richtungen berühren, so sind die Straßen mehr zufällig frei bleibende Räume, als

*) Ich werde es immerhin so nennen, obgleich der Ort weder Mauern noch Thore hatte, denn für ein Dorf ist ein Ort von 600 Häusern und 5000 Einwohnern doch zu groß.

absichtlich angelegte Wege, daher denn auch keine Regelmäſsigkeit ihrer Richtung und Breite.

Der hoch überragende Giraffenbaum erinnerte uns, daſs wir dem Aufenthalte des Königs genaht sein. Wir traten in einen weiten, wohlumzäunten vierseitigen Platz, in dessen Mitte der Baum mit dreifachem Stamm aus dem Boden kam. Der Platz war noch leer, nur Mulihawang und seine Räthe lagen am Eingang auf plattem Boden in der Sonne, standen aber sogleich auf und empfingen uns freundlich. Indem der König uns nach der Reihe die rechte Hand gab, wies er zugleich mit der Linken nach dem Baume, gleichsam einladend, daſs wir näher träten und uns mit ihm in den Schatten begäben. Er ging darauf langsam und stillschweigend vor uns her, bis dicht unter den Baum, drehte sich dann gegen uns um und erwartete die Anrede. Dabei machte er eine recht ernste Miene und legte sein ohnehin etwas grämliches Gesicht in ehrwürdige Falten, als ob er uns zeigen wolle, hier zwischen diesen Baumstämmen sei er gleichsam auf seinem Thron und in voller Majestät.

Kok muſste nun die Freundschaftsversicherungen von Seiten des holländischen Gouvernements am Cap nochmals wiederholen und uns als Abgesandte des Gouverneurs darstellen. Es kostete viele Mühe dem König, der von der Verfassung der Colonie durchaus keine Begriffe hatte, unser Verhältniſs zu unserm Regenten deutlich zu machen. Er hatte nemlich Anfangs den Landdrost selbst für den Befehlshaber der Holländer

gehalten und konnte sich in den Begriff einer untergeordneten Magistratsperson nicht finden. Da ich schon gehört hatte, daſs bei diesem Volke ausschlieſslich nur die Söhne der Könige zu Gesandten gebraucht werden, so rieth ich, uns als Söhne des Gouverneurs vorzustellen, worauf der König sogleich über unser Amt aufs Reine zu kommen schien. Wir überreichten nun die Geschenke: einen dicken Stock von fünf Fuſs Länge mit massivem Metallknopf, auf dessen Fläche B. R. (die Chiffre der batavischen Republik) die Jahrzahl und der Name Mulihawang eingegraben war; ferner eine Rolle von etwa zehn Pfund Tabak, einige Pfund Glaskorallen von allen Farben, einige Dutzend groſser glatter Stahlknöpfe, einige Messer, Kupferdrat u. s. w. (Dies Alles war nur ein Theil von dem, was ihm zugedacht war und seinem Wunsch gemäſs, brachte ihm Kok erst am Abend dieses Tages heimlich das Übrige, wozu noch ein kleiner Vorrath von unsern getrockneten europäischen Hülsenfrüchten und einige frische Brödte gefügt wurden, um welche er ausdrücklich gebeten hatte) Alle diese Geschenke schienen ihm wohl zu gefallen, er empfing sie mit Anstand, doch ohne Ausdrücke einer lebhaften Freude. Den Stock stellte er neben sich an den Baum, das Übrige übergab er seinem Leibkneckt Mutiri, der es neben ihm bewachte und die Neugierigen davon zurückhielt.

Als wir nun die übrigen Puncte unsrer Sendung vorbrachten, zeigte er bald den Wunsch, daſs wir ihn nicht zu lange aufhalten möchten

und antwortete, zwar nicht ganz gleichgültig, doch auch nicht mit besonderem Interesse. Auf die Hauptfrage, ob er Weiſse fernerhin in seinem Lande zulassen wolle, entgegnete er, es sei ihm schon recht, daſs solche bei ihm wohnten, nur müſsten sie zugleich zu leben mitbringen. — Ob er die Missionäre, die neulich zurückgekehrt wären, gern unter seinem Volke sehe? Antw. Er kenne sie wenig, halte sie aber für gute Menschen und habe nichts dagegen, daſs sie wiederkämen, doch wünsche er vor Allem, daſs Kok bei ihm bleibe, denn der wisse mit dem Ackerbau umzugehn und habe ihn schon viel darin gelehrt.

Während dieser Unterhaltung, die beinahe eine Stunde dauerte, hatte sich eine groſse Menge Volks in dem umzäunten Platze eingefunden; Alles drängte sich herzu, um von dem Gespräch etwas zu hören, so daſs uns die Räthe des Königs und unser junger Führer nur mit Mühe den Rücken frei hielten. Mong und einige Andre aus unserm Gefolge führten einen Vorrath Rauch- und Schnupftabak, in kleine Päckchen abgetheilt bei sich, den wir nach geendigter Audienz unter die Vornehmsten vertheilen wollten. Unglücklicherweise kamen sie zu früh damit zum Vorschein und nun entstand plötzlich ein solcher Tumult, ein solches Durcheinanderschreien und ein so gewaltsamer Andrang, daſs an die Fortsetzung des Gesprächs nicht zu denken war. Der König, der selbst dabei einige Rippenstöſse bekam, versuchte Anfangs durch den lauten Ruf: „*Zhamaja, zhamaja*“ (geht fort, geht auseinander) die Ruhe her-

zustellen und in der That schwiegen Alle, die seine Stimme vernahmen. Aber die weiter entfernten fuhren in ihrem Ungestüm fort und besonders die Weiber schrien mit aufgehobenen und ausgestreckten Armen immer lauter ihr: „*Lekoanno montjuko*“ (gebt uns Tabak). Als der König sie bemerkte, verlor er endlich die Geduld, nahm seinen groſsen Mantel unter den linken Arm und schwang in der Rechten seinen groſsen S̃jambok aus Rhinocerosleder, nach allen Seiten damit umherschlagend und den Haufen auseinanderjagend. Für seine Höflinge war dies eine Aufforderung, dasselbe zu thun, sie schlugen ernsthaft drauflos, so daſs man überall die Hiebe auf die ledernen Mäntel fallen hörte und wer nicht gleich wich, dem schlugen sie gar um die nackten Beine; Mutiri, der als Wächter der Geschenke neben uns zurückblieb, billigte das Verfahren seines Herrn gar sehr und erklärte uns, es sei nach dem Gesetz der Zutritt zu diesem Orte allen Weibern verboten und wegen ihrer Erscheinung besonders sei der König so in Zorn gerathen. In weniger als einer Minute war der Platz völlig leer, Mulihawang stellte Wachen an die Eingänge, kehrte wieder an seine Stelle zurück und hörte noch eine Zeitlang unserm Dolmetscher zu, doch mit immer abnehmender Aufmerksamkeit, bis wir denn endlich aus dem völligen Ausbleiben der Antwort merkten, es sei Zeit, uns zu beurlauben. Unsre Einladung zum Mittagsessen schien ihm sehr willkommen, auch erlaubte er uns gern, die Stadt zu durchwandeln und be-

fahl einigen seiner Leute, uns zu begleiten. Im Weggehn rief er ihnen noch nach, sie sollten nur zuschlagen, wenn die Weiber wieder so zudringlich würden.

Wir wurden nun wieder durch ein wahres Labyrinth von kleinen Gäſschen, groſsen Plätzen und geraden Straſsen geführt, bis in die Gegend des Orts, wo die gröſsten Häuser standen. Hier erst führte man uns in eins derselben hinein, das einem unsrer Begleiter gehörte. Eine Menge von Kindern, von denen die mehrsten ganz nackt waren, spielten vor der Thür in dem warmen Sande, die Übrigen muſsten auch noch herauskommen, damit wir Raum hätten, Alles zu besehen. Indessen Kok uns die Bauart der Häuser und die Bestimmung manches Hausgeräthes beschrieb, blieben die Bewohner selbst drauſsen und lieſsen ohne eine Spur von Mistrauen unsre zahlreiche Gesellschaft ruhig Alles betasten, losmachen und in die Hände nehmen, ohne einmal recht danach hinzusehn. Es verdient auch als eine Probe ihres Zutrauens und als eine Art von Schonung bemerkt zu werden, daſs sich uns während unsers ganzen Aufenthalts nie ein Einziger bewaffnet zeigte, gerade als wollten sie auch dem leisesten Verdacht einer feindseligen Absicht ausweichen. Nur bei den Besuchen in ihren Hütten bekamen wir ihre Schilder und Hassagayen zu sehn von welchen letztern die Reichen oft einen Vorrath von dreiſsig bis vierzig in einem abgesonderten Winkel der Hütte stehn hatten.

Die Zweckmäſsigkeit und Festigkeit der Häu-

ser war es, was uns bei diesem ersten Besuche am mehrsten auffiel. Da sie sich nun überhaupt durch die gröſsere Sorgfalt, die sie auf ihre Wohnungen wenden, am mehrsten von den östlichen Kafferstämmen und namentlich von den *Koossa* unterscheiden, so steht eine genauere Beschreibung eines solchen Hauses hier wohl nicht am unrechten Orte. Ein Beetjuanenstamm wählt allemal seinen Aufenthalt in der Mitte eines groſsen Mimosengehölzes, denn die Stämme dieser Bäume, die in dieser Gegend des südlichen Africa eine ziemliche Höhe erreichen, sind das erste und nothwendigste Baumaterial. Solcher Stämme werden zu einem guten Hause zwölf bis vierzehn erfordert, nemlich acht bis zehn von etwa neun Fuſs Höhe, die übrigen um drei oder vier Fuſs länger. Jene kürzern werden in einem Kreise, dessen Durchmesser sechzehn bis zwanzig Fuſs beträgt, in gleichen Abständen aufrecht in die Erde gegraben und bilden das äuſsere Gerüst, auf welchem der Rand des Daches ruht. Die längern dagegen bilden einen engern concentrischen Kreis und tragen den Gipfel des Daches, der nicht ganz in den Mittelpunct des Hauses fällt, weil er sich auf den einen dieser Pfeiler, der vor Allen der längste ist, stützt. So bekommt das Dach, das aus Schilf oder Stroh sehr küntslich und sauber geflochten ist, die Gestalt eines ungleichseitigen Kegels. Eine mannshohe Wand wird aus Mimosenzweigen zwischen den Pfeilern des äuſsern Umkreises geflochten, alle Dornen werden dabei nach innen gedreht, damit sie den

Vorübergehenden nicht verletzen, wohl aber auch das kleinste Raubthier vom Durchdringen abhalten. Dieser Zaun bekommt einen festen und glatten, aus Thonerde und Ochsenmist gemischten Überzug. Eine ähnliche aber etwas höhere Wand verbindet die Pfeiler des innern Kreises, der ausschliefslich der Familie zum Aufenthalt dient, indessen der äufsere für die Dienerschaft bestimmt ist. Zum Eingang bleibt eine Öffnung zwischen den Pfosten. Das innere Gebälk, die Queersparren auf denen das Dach ruht, dienen zum Aufhängen von Kleidern und Thierfellen, oft ist auch eine Schilfmatte über sie ausgebreitet, auf welcher wie auf einem Söller allerhand Vorräthe von Lebensmitteln luftig und trocken bewahrt werden. Ebenfalls zum Aufbewahren solcher Vorräthe dient ein aus Zweigen geflochtener und mit Thonerde überzogner Behälter, der fest an dem Hintergrunde der innern Wand angebaut ist und eine kegelförmige Gestalt von fünf bis sechs Fufs Höhe hat. Man spürt in diesen Häusern nie einen üblen Geruch wegen des stets freien Durchzuges der Luft; die Bewohner sind vor dem Regen geschützt und geniefsen bei der Hitze eines kühlenden Schattens.

Die Hütten der Armen sind in der Regel kleiner, oft nur acht bis zehn Fufs im Durchmesser, ja sie bestehen zuweilen nur aus einem kegelförmigen Dach, das mit dem Rande die Erde berührt und weder Licht noch Luft anders, als durch die niedrige Thür einläfst. Gewöhnlich geht dann noch ein niedriger Zaun umher, in

welchem kleines Hausvieh z. B. die Ziegenlämmer gehalten werden. Für das Rindvieh bauen sie geräumige Kraale, die gewöhnlich unmittelbar an das Haus stoſsen und einen viereckigen oder ovalen Raum darstellen der mit dickeren, mehr als mannshohen Zäunen und von innen (damit das Vieh selbst den Zaun nicht beschädige) meistens noch mit eingegrabenen Pallisaden umgeben ist.

Nachdem wir mehrere dieser Häuser besehen hatten und in allen mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen, auch bei einer Familie mit getrockneten Kürbisschnitten und kleinen süſsen Beeren (den Früchten der *Grewia obtusifolia* Willd.) bewirthet waren, führte uns Kok zu dem Oberpriester des Orts und empfahl uns ein möglichst aufmerksames und höfliches Betragen gegen diesen Mann, weil er von vielem Einfluſs bei dem König, bei dem Volk in groſsem Ansehn und den Fremden nicht sehr gewogen sei. Wir fanden einen bejahrten Mann mit grämlichem Gesicht an der Schattenseite einer Hütte sitzen und eben beschäftigt, aus vielen Jakalfellen sich einen Mantel zusammen zu nähen. Die Arbeit ging langsam, indem er mit einer spitzen eisernen Pfrieme immer die Löcher erst vorbohrte, durch welche die gesponnenen Sehnen, die ihm als Zwirn dienten, gezogen wurden. Aber die Näthe waren von besondrer Festigkeit und Gleichheit und die Felle immer so an einander gelegt, daſs man auf der Haarseite keinen Abstich der Farbe bemerkte. Er gab sich kaum die Mühe, nach uns aufzusehn,

fuhr emsig in seiner Beschäftigung fort und antwortete sehr einsilbig auf Koks Anrede und unser Erbieten, ihm ein kleines Geschenk an Tabak, Korallen und Knöpfen zu machen. Doch nahm er es an und legte Alles stillschweigend neben sich, stand auch weiter nicht Rede, so daſs wir ihn bald wieder verlieſsen. Das ganze Geschäft dieses Priesters besteht in dem Beschneiden der mannbar werdenden Jünglinge, welches alle zwei Jahre unter ähnlichen Ceremonien, wie bei den *Koossa*, vorgenommen wird. Zugleich hat er bei bevorstehendem Kriege die Einweihungen des Viehes zu besorgen und verrichtet bei einem Siegesfest gewisse einfache Feierlichkeiten. Er ist überdies im Besitz ärztlicher Kenntniſse, versteht sich auf den Lauf der Gestirne, verfertigt Glückswürfel, an deren Untrüglichkeit das Volk mit groſser Überzeugung hängt, kurz Alles, was auf den Glauben oder Aberglauben des Volks Beziehung hat, geht von ihm aus. Auch darin unterscheiden sich also diese Menschen von den *Koossa*, daſs sie nicht einzelne Zauberer, deren Werke auch wohl trüglich sein können, sondern wirklich durch mancherlei Kenntnisse ausgezeichnete, für ihr ganzes Leben dazu bestellte Männer als Priester verehren. —

Die noch übrige Zeit benutzten wir zu einem Spatziergange an der Westseite der Stadt, gegen den Fuſs eines hohen Berges hinan, von welchem Punct aus wir die ansehnliche Ausdehnung dieser Beetjuanenstadt ganz übersehen konnten und die Zahl der Wohnhäuser nach einem ungefähren

Überschlag auf fünf bis sechs hundert berechneten. Kok, der erst in dem letzten Jahre eine Reise nach Norden unternommen und die Stämme der *Muruhlong* und *Matsaroqua* kennen gelernt hatte, versicherte, dafs die Hauptörter dort noch bei weitem ansehnlicher und beinahe nicht zu übersehen sein. Auch dieser Stamm sei noch vor fünf bis sechs Jahren viel zahlreicher und damals mit einem *Muruhlong*-Stamme unter dem Oberbefehl eines gewissen Makrakki vereinigt gewesen. So fanden sie im Jahr 1801 die englischen Commissarien Trüter und Sommerville, die die ganze damalige Volksmenge auf funfzehntausend berechnen, eine Annahme die Kok bestätigte, denn als Mulihawang und Makrakki sich ein Jahr nachher friedlich trennten, folgten dem letztern mehr als zwei Drittheile der ganzen Menge und dennoch blieben dem jetzigen König über fünf tausend Unterthanen. Damals wohnten sie gemeinschaftlich an der Quelle *Takuna* drei Tagereisen weiter nach Nordosten, und von diesem Namen leiteten jene Reisenden ihre Benennung des Orts: *Litakoo* ab. Nie aber hat ein solcher Ort einen eignen Namen, sondern führt immer den des Oberhaupts und des nächsten natürlichen Standorts, wie denn auch hier der Name des Flufses *Kuruhman* zugleich zur Bezeichnung des Hauptorts der *Maatjaping* dient.

In dem Sandstein, aus welchem hier der Fufs des Berges bestand, sahen wir allerhand symmetrische Figuren eingehauen, nach deren Bedeutung wir uns sowohl bei Kok, als unsern wilden Be-

gleitern erkundigten. Sie versicherten aber, daſs sie durchaus nichts bedeuten sollten; sie wären vielmehr nur zur Zeitkürzung von den Hirten, die an diesem Berge mit dem Vieh umherzögen, eingegraben. Ähnliche Figuren findet man an den hölzernen Werkzeugen eingebrannt, die überhaupt das Gefallen an regelmäſsigen Formen beweisen und als der erste Schritt zur Darstellung plastischer Kunstwerke zu betrachten sind.

Wir entlieſsen nun die Führer, die uns der König mitgegeben, mit einigen kleinen Geschenken und kehrten nach dem Lager zurück. Unterwegs aber kamen wir doch etwas von der geraden Richtung ab und waren genöthigt, einen Viehhirten nach dem bestem Wege durch das Gehölz zu fragen. Er begleitete uns sogleich selbst und war überaus gesprächig und aufgeräumt. Ich fragte ihn nach seinem Namen und er nannte sich Manong. Nun aber hatte ich schon gelernt, daſs dieses Wort einen Geier bedeute und als ich mich verwunderte, wie er zu einem Thiernamen komme, sagte er mir, das sei so Gebrauch, einer seiner Brüder heiſse T j̃ o n i (Pavian) und sein Oheim P'hnkuhje (Jakal). Indessen versicherte Kok, daſs dieser Gebrauch nur unter der geringern Volksklasse gelte; die Prinzen und Vornehmen hätten Alle Nahmen, deren Sinn und Verwandschaft mit andern Wörtern man nicht kenne. *) Oft auch würden diese Namen auf be-

*) Daſs die mehrsten dieser Namen von ausgezeichneten Personen und ganzen Voslkstämmen eine Ableitung aus dem

sondre Veranlaſsungen geändert oder die Menschen bekämen wegen wichtiger Ereignisse in ihrem Leben oder wegen auszeichnender Thaten, Beinamen. Fast alle Vornehme hätten deren mehrere, von Mulihawang kenne er allein vier; und sicher werde man auch einem jeden von uns Fremden jetzt schon einen unterscheidenden Namen gegeben haben. In der That erfuhr ich sehr bald, daſs dies der Fall gewesen und daſs man mir den Namen T'hammakuhna (Rothhals) beigelegt, weil ich auf meiner Uniform einen rothen Kragen trug. Bei unsern Nachfragen nach den englischen Commissarien nannten sie Herrn Trüter immer Angokorra (das böse Gesicht) weil der Mann einen etwas finstern Blick und dicke Augenbraunen hatte.

Im Lager fanden wir starken Besuch von unsern neuen Freunden, die uns bei den Zurüstungen zum Mittagsmahl sehr im Wege standen, aber schon ein wenig dreister als gestern auf die Seite gewiesen wurden, ohne sich dadurch im mindesten beleidigt zu fühlen. Da unser Zelt zu klein war, die Zahl aller Gäste zu faſsen, so lieſsen wir zwei Wagen neben einander ziehn und die leinenen Überzüge derselben zu einem Dach an-

Arabischen wenigstens zulassen, habe ich angeführt und nachgewiesen in meiner mehrmals erwähnten Abhandlung über die Sprachen der südafricanischen wilden Völker in Bertuchs und Vaters ethnographisch-linguistischem Archiv. Wenn überhaupt Spuren arabischer Abstammung in der Sprache zu suchen sein sollten, so möchten sie wohl in den leicht vererbenden Namen der Fürsten und Völker am ersten zu finden sein.

einander knüpfen, indessen der Zugang von der einen Seite durch ein Gelender versperrt, an der andern mit einer Schildwache besetzt ward. Um die Mittagsstunde erschien der König mit seinen beiden Prinzen, ohne weiteres Gefolge. Bis unsre Tafel ganz zubereitet sein würde, luden wir ihn ein, sich zu uns vor das Zelt zu setzen, eine Pfeife zu rauchen und nach capscher Sitte ein Glas Wein vor dem Essen zu genieſsen. Er lehnte beides ab, setzte sich aber zu uns auf einen unsrer Feldstühle, die zufällig etwas hoch waren und in dem Sande nicht sehr fest standen. Man sah es ihm an, wie ungewohnt ihm diese Art zu sitzen sei und wie sehr er sich fürchte, umzufallen, denn eine jede seiner Bewegungen schien auf die Erhaltung des Gleichgewichts gerichtet zu sein. Dennoch zwang er sich, diese Furcht nicht zu verrathen und stand nicht eher auf, als bis wir selbst unsre Sitze verlieſsen. Um ihn zu unterhalten, wurden allerhand europäische Kunstwerke hervorgeholt, ein Gewehr, eine Uhr, ein Compaſs u. s. w. Nichts erfreute ihn aber mehr als ein Phosphorfeuerzeug und ein Brennglas. Als mit letzterm einiges angezündet ward, rief er mehrmal hinter einander laut aus: „*Mulēlo leetshaatsi*" (Feuer der Sonne). Prinz Molīmo hatte eine kindische Freude darüber, daſs es so schmerze, wenn man den Finger in den Brennpunct halte. Er bat sich das Instrument auf einen Augenblick aus, schlich sich zu einem Haufen seiner Landsleute und brannte dem Nächsten damit recht derb auf den Rücken, ein Spaſs, der ungemein gefiel und

zur

zur Belustigung der Hoheiten und des Volks unzähligemal wiederholt ward.

Wir führten nun unsre Gäste zu Tisch und wiesen dem König die oberste Stelle an; damit ihn der Stuhl nicht wieder hindre, war ihm ein derber würfelförmiger Wagenkasten untergeschoben. Der Landdrost und ich setzten uns ihm zur Seite und die Prinzen vertheilten sich zwischen unser Gefolge. Das Tischgespräch war begreiflicher Weise nicht sehr lebhaft, da wir fast nur durch den Dolmetscher uns unterhalten konnten und da überdies das Gedränge und Lärmen der zahlreichen Zuschauer uns nicht Raum dazu liefs. Der König schien es indessen minder beschwerlich zu finden, als diesen Morgen, er sprach dann und wann einige Worte mit den Umstehenden und reichte Einzelnen unter ihnen zuweilen ein Stückchen von seinem Teller oder liefs es durch Mutiri, der ihm immer zur Seite blieb, überbringen. Dieser aber bewies dabei nicht die gröfste Treue, sondern steckte die besten Bissen selbst in den Mund, worauf denn überlaute Beschwerden geführt wurden, ohne dafs der König danach hinhörte. Jetzt bemerkte dieser unter den Umstehenden seinen vierten Sohn Molāla, einen bildschönen Jüngling von etwa sechszehn Jahren, welchem er zurief hereinzukommen und mitzuessen. Da kein Platz mehr am Tische war und unsre Leute nicht Höflichkeit und Ehrfurcht genug hatten, um ihm zu weichen, so mufste er mit dem Sitz auf einer seitwärts stehenden Kiste vorlieb nehmen. Er bekam einen zinnernen Tel-

ler mit Suppe und setzte sich diesen auf die Knie, verbrannte sich aber damit die nackten Schenkel und goſs sich die ganze Portion über die Beine. Der König bemühte sich, uns den Gebrauch der Messer und Gabel abzusehen und kam damit bald zu Stande, die Prinzen aber zogen ihre eignen zweischneidigen Messer hervor und schnitten sich damit die Bissen dicht vor dem Munde ab. Unter den Speisen gefielen dem Könige alle die aus dem Pflanzenreich, besonders trockner gekochter Reis, getrocknete Früchte und Brod. Auch das Büffelfleisch schmeckte ihm, dagegen machte er sich ordentlich darüber lustig, daſs wir an dem Genuſs der kleinen gebratenen Vögel, an denen fast Alles Knochen sei, Geschmack finden könnten. Von solchen Speisen, die er nicht kannte, nahm er nie, ohne Kok vorher zu fragen, ob es auch gut sei. Nachdem er drei Gläser Wein getrunken hatte, dankte er, als ihm das vierte geboten ward und entschuldigte sich, er sei diesen Trank nicht gewohnt und fürchte sich zu berauschen. In der That war er schon durch die wenigen Gläser viel aufgeräumter und gesprächiger geworden und redete so viel, daſs Kok kaum Zeit hatte, Alles zu verdolmetschen. Zuerst machte er uns bemerklich, daſs die Menschen, die wir heute gesehn hätten, kaum der sechste Theil von seinen Unterthanen seien. Ein groſser Theil seiner wehrbaren Männer befände sich in mehrern Gesellschaften auf der Jagd, ein andrer Theil wäre unter Anführung seines zweiten Sohns Tellekella nach dem *'tGarieb* (dem *Oranjerevier)*

gezogen, um Bundesgenossen zu werben und noch ein andrer Trupp sei bei den Koranen. Es thue ihm leid, gerade in diesem Augenblick so schwach zu sein, sonst würde er uns vorschlagen, eine gemeinschaftliche Expedition gegen die Buschmänner zu unternehmen und die Ermordung der beiden Hottentotten zu rächen. Dann kam er auf die Treulosigkeit seines ehemaligen Bundesgenossen Makrakki, der ihm und seinen Unterthanen jetzt die Heerden hinwegführe und an welchem er einst noch schwere Vergeltung zu nehmen hoffe. Wir baten Kok, das Gespräch von diesem Gegenstand abzulenken, weil wir eben nicht wünschten, zur Theilnahme an diesem Strafgericht aufgefordert zu werden, und erkundigten uns deshalb nach seinen Frauen, von denen wir noch keine gesehn hatten. Er meinte, sie würden sich wohl von selbst einfinden und uns um Geschenke bitten, fragte dann weiter, ob wir denn auch wie Kok jeder nur eine Frau hätten, und fand es unglaublich, als ihm gesagt ward, die mehrsten unter uns hätten gar keine. — Da unter dieser Nation die Zahl der Weiber auf den Reichthum eines Mannes schliefsen läfst, und er uns für sehr reich hielt, so wollte er uns geradezu einer Lüge zeihen. Wir bedeuteten ihm darauf, es sei bei uns Gesetz, erst in reiferem Alter zu heirathen und dann nie mehr als eine Frau. Beides erklärte er ohne Bedenken für abgeschmakt und fand es unbegreiflich, dafs eine ganze Nation sich willig finden lasse, sich so wunderlichen Gesetzen zu unterwerfen. Er habe fünf Frauen und

mit jeder von ihnen Kinder, sein Schwager Masjouw aber (der König eines entfernten *Muhrolong*-Stammes) habe schon vor acht Jahren zehn Frauen gehabt und also wahrscheinlich jetzt deren noch mehr.

Nach aufgehobner Tafel suchte sich der König ein stilles Plätzchen, streckte sich dort ins Gras, rauchte erst etwas Tabak und schlief dann ein wenig, indessen seine Räthe sich in einem Kreis um ihn her setzten und Mutiri ihm mit einem langen Wedel von Straufsfedern die Fliegen abwehrte. Auch der Landdrost zog sich aus dem Gewühle zurück und liefs mich mit den drei Prinzen allein, die mir jetzt auf alle Weise ihre Zuneigung zu erkennen gaben. Methibe besonders, zu dem ich mich ohnehin durch seinen freundlichen Ernst hingezogen fühlte, erfreute mich ausnehmend durch allerhand Liebkosungen und vertrauliche Gebehrden. Er wiederholte oft die Worte: *Ke ratan jehna* (ich will dich), von welchen ich erst in der Folge durch Kok erfuhr, dafs sie soviel heifsen, als: ich will dir wohl. Da es mit unsrer Unterhaltung nur sehr beschwerlich ging (denn Kok war in dem Lager zu unentbehrlich) so halfen wir uns so gut es gehn wollte mit der Zeichensprache. Ich bedeutete ihnen, dafs ich einem jeden ein Geschenk zum Andenken hinterlassen wolle, dafs sie sich unter meinen Sachen selbst aussuchen sollten und liefs deshalb meinen Koffer mit Kleidern herbeibringen, aus welchem allerhand entbehrliche Kleinigkeiten ihnen vorgelegt wurden. Methibe wählte nach

einigem Besinnen ein Rasirmesser, Molīmo ein Dutzend blanker Knöpfe, Molāla ein seidnes Halstuch. Einen Spiegel, kleine Schnallen, Bänder, Strümpfe, leinene Tücher u. s. w. liefsen sie zurück. Grofses Verlangen bezeigte Molīmo nach meinem Helmhut, in welchem er sich ausnehmend gefiel, den ich ihm aber als ein Uniformstück nicht abtreten konnte, obgleich er mir zuletzt sechs Ochsen dafür bot. Methībe verwies ihm seine Zudringlichkeit und tadelte ihn, dafs er so viel für unnützen Zierrath hingeben wolle, mir selbst aber bedeutete er, das Rasirmesser sei ihm sehr lieb, denn sein Bart falle ihm längst beschwerlich und da nun doch aus dem Kriege mit den Muruhlong nichts werde und man hier nur in Kriegszeit und auf Reisen den Bart wachsen lasse, so wolle er sich gleich scheeren. Zugleich zeigte er mir, wie schlecht dies Geschäft mit den eignen stumpfen Messern von Statten gehe, indem ein jedes Haar einzeln unter vielen Schmerzen damit abgerissen werden mufs. Obgleich ich mir nun alle Mühe gab, ihm die Handhabung des Messers begreiflich zu machen, so schnitt er sich doch in die Backe. Ohne nun weiter zu fragen, nahm er mich beim Arm, führte mich zu einem alten Baumstamm, auf den ich mich setzen mufste, überreichte mir das offne Messer und setzte sich selbst zwischen meine Knie, mir den aufwärts gerichteten Kopf in den Schoofs legend, alles zum Zeichen dafs ich ihn rasiren solle. So schnell hatten wir also das Vertrauen gewonnen, dafs weniger als vier und zwanzig

Stunden nach unsrer Ankunft schon ein Fürst seinen Kopf ohne Bedenken meiner bewaffneten Hand darbot. Dieser Beweis von Zutrauen erfreute mich zu sehr, als daſs ich nicht hätte versuchen sollen, ihm zu genügen. Ich lieſs daher etwas Seife bringen um das zwar nicht starke, nur um Lippen und Kinn befindliche, aber mit den erdigen Bestandtheilen der färbenden Salbe ganz verklebte Barthaar etwas zu reinigen und machte mich dann an die Operation, die jedoch wegen meiner geringen Uebung und wegen des stumpfen Messers, (denn ich hatte gerade nicht mein bestes hergegeben) nur langsam und nicht ohne Schmerzen des Prinzen von statten ging, so daſs ihm dabei die Thränen die Backen herabrollten. Er hielt jedoch ruhig still und besah sich nachher mit vielem Vergnügen in einem kleinen Spiegel. Die Andern hatten mit sehr ernsthaften Gesichtern zugesehn, erhoben aber jetzt, (wie sie bei jeder Äuſserung von Freude, Überraschung, Verwunderung, ja selbst von Verlegenheit und Furcht zu thun pflegen) ein überlautes Gelächter und wer nur eine Spur von Bart hatte, wollte von mir rasirt sein. Ich erwehrte mich indessen der Praxis durch unhöfliches Weigern, auch wollte der Prinz sein Messer weiter Keinem zum Gebrauch hergeben. Sie äuſserten nachher noch oft, daſs ihnen unsre Bärte viel besser gefielen, als die glatten Mädchengesichter der beiden jungen Missionäre, freuten sich aber zu hören, daſs es auch bei uns Sitte sei, im ruhigen, häuslichen Leben ohne Bart einherzugehn.

Es war nunmehr Zeit, einmal Wort zu halten und unsre Vorräthe an Tabak und Tandwaaren zu öffnen, von welchen ein jeder im Tausch gegen Kleinigkeiten von eigner Arbeit etwas erhalten sollte. Es ward daher ein förmlicher Markt eröffnet und einer der wohlverschlossenen Wagen zum Kaufladen umgeschaffen. Mong machte den Handelsmann und hatte zwei Leute neben sich, von welchen der eine die eingetauschten Waaren in Sicherheit brachte, der andre die Ausgaben besorgte. Kaum waren ein Paar kupferne Ringe mit fingerlangen Stückchen Tabak bezahlt, als Alles nach dem Wagen drängte und die Hände voll Ringen, Halsschnuren, Ohrgehängen u. s. w. emporhielt, um diese Kostbarkeiten gegen Tabak los zu werden. Andre liefen schnell nach Hause und holten Hassagayen, Löffel, Messer und andern Hausrath herbei, der mit Freuden für ein Paar Zoll africanischen Rollentabaks hingegeben ward. Der Verkäufer konnte sich ihrer dringenden Erbietungen kaum erwehren und indessen er mit dem Einen im Handel war, drängte sich ein Andrer dazwischen, seine Waare als die bessere anpreisend und an dem ausgestreckten Zeigefinger weisend, daſs er sie für ein kürzeres Stück geben wolle, als jener. Alle schienen zu fürchten, unser Vorrath möchte bald zu Ende und sie dann leer ausgehn. Dabei zeigte sich's bald, daſs sie von einem ordentlichen Handelsvertrage keine Vorstellung hatten, denn wenn man ihnen für einen Ring ein Stück Tabak von der Länge gab, die sie gefordert hatten, waren sie damit nicht

zufrieden, sondern verlangten ein gröſseres, das dann, wenn man es ihnen bewilligte, oft wieder nicht zureichte. Viele nahmen auch die Bezahlung und zogen sich mit der Waare aus dem Gedränge, so daſs der Verkäufer sich gezwungen sah, gleich zuzugreifen und nicht eher loszulassen, als bis auch der Käufer sein Aequivalent fahren lieſs.

Bald ergriff der Handelgeist die ganze versammelte Menge und während bei dem Wagen Kleinigkeiten umgesetzt wurden, kauften einige unsrer Colonisten sich Rindvieh ein, daſs sie jedoch theuer bezahlen muſsten, denn den Besitzern war es nicht für Tabak feil, sondern sie verlangten Stabeisen, Nägel, seidne und leinene Tücher, europäische Kleidungsstücke u. s. w. dafür. Bei dieser Gelegenheit sahen sie unter unserm Eisenvorrath eine Säge, deren Gebrauch sie schon durch Kok kennen gelernt hatten und wofür sie ein Ansehnliches boten. Leider hatten wir nur die eine und bei der Ausrüstung war zu wenig daran gedacht, daſs wir mit einem so civilisirten Volke zu thun haben würden. Künftigen Reisenden wird aber ein Vorrath von solchen nützlichen Werkzeugen, besonders von Stahlarbeit (denn die Kunst das Eisen zu härten ist ihnen fremd) bei diesen Völkern sehr zu statten kommen. Noch mehr erfreute sie eine Feile, die sie bei uns zuerst sahen und deren Nutzen ihnen ganz ausnehmend einleuchtete, so daſs sie uns auch dafür ganz unverhältniſsmäſsigen Ersatz boten. Nicht geringer als ihr Vieh hielten sie ihre gröſseren

Kleidungsstücke im Preise und es hatte viele Schwierigkeiten, einen der künstlich genähten Mantel, auf welchen ich vorzüglich mein Augenmerk gerichtet hatte, einzuhandeln. Ich bot Korallen, Nägel und Tücher, aber alles vergebens; ein Mantel werde nur gegen lebendiges Rindvieh verkauft, hieſs es. Ich gab also einem unsrer Hottentotten den Auftrag, zwei Ochsen, die gefordert waren, für mich zu erstehen und erhielt nun den Mantel von einem der alten Räthe des Königs, für weniger als ich vorher schon geboten hatte. Desto wohlfeiler waren Elephantenzähne und ich bekam deren mehrere von zwölf bis sechzehn Pfund, jeden für ein Stück Rolltabak, das der Länge des Zahns gleich war.

Es fanden sich heute auch schon viele Weiber ein, deren Zahl immer zunahm und gegen Abend so mehrte, daſs sie die der Männer bei weitem übertraf. Sie brachten ebenfalls manche Kleinigkeiten zum Tausch gegen Tabak, den sie wie die Männer sogleich etwas rösteten, dann zwischen den Händen zerrieben und in Röhrenknochen gestopft, mit vieler Begierde rauchten. Andre vermischten den zerriebenen Tabak mit Asche, mahlten beides zwischen Steinen zu einem feinen Pulver und zogen dies durch ein hohles Stück Schilfrohr in die Nase, nannten dies auch wie das Rauchen: *Chocha*, (saugen) *).

*) Es ist merkwürdig, daſs die Sitte des Rauchens und Schnupfens gewisser scharfer narkotischer Kräuter bei ihnen von jeher, und lange vor der Bekanntschaft mit Europäern im

Obgleich nun diese Weiber sich eben so zutraulich und unbefangen gegen uns zeigten, wie die Männer, so beobachteten sie doch alle einen gewissen Anstand und grofse Schamhaftigkeit. Eine jede zu freie Liebkosung, die sich irgend Einer aus unserm Gefolge erlaubte, ward mit Unwillen zurückgewiesen, dagegen hatten sie es gern mit denen zu thun, die ihnen mit einiger Achtung begegneten und Kok versicherte, auf diesem ehrbaren Wege sei ihre ganze Gunst zu erwerben. Auch bei ihnen wie bei den Koofsa sind die Begriffe von jungfräulicher Tugend nicht so gar strenge und es gilt in dieser Hinsicht dasselbe, was von jenem, länger bekannten Kaffernstamme gesagt ist **). Diese leichtfertigen Grundsätze aber und die Achtung vor der gänzlichen Unbekanntschaft dieses Volks mit gewissen bösen Krankheiten nöthigten uns doch, gegen unsre eignen Leute mancherlei Vorsichtsmafsregeln zu ergreifen. So wurden z. B. zwei unsrer Hottentotten, die ich als liederliche Bursche kannte, da sie auf der Reise zu Zeiten meines ärztlichen Raths bedurft hatten, jeden Abend mit einbrechender Dämmeruug auf einem der Wagen

Schwange war, wie ich nach manchen Untersuchungen bestimmt versichern kann. Vermuthlich wurde sie durch Sclaven von africanischer Abstammung zuerst nach Westindien gebracht, von woher sie bekanntlich zu uns gekommen ist, und so hätten wir denn in den Beetjuanen die ältesten Lehrer dieser seit Jahrhunderten in Europa so allgemein angenommenen Sitte zu verehren.

*) M. s. den ersten Band S. 437 u. folg.

eingesperrt und bewacht, um der Möglichkeit jeder, ungeachtet der weiten Entfernung bis zur Stadt zu befürchtenden Ausschweifung zuvorzukommen und bei den Beetjuanen das Andenken an unsern Besuch auch für die Folge unbefleckt zu erhalten.

Es war beinahe Abend, als der König, um den wir uns während des grofsen Gewirres nicht viel bekümmert hatten, wieder herantrat. Seine Gegenwart dämpfte sogleich in etwas den unerträglichen Lärmen und wenigstens dicht in seiner Nähe wagte Niemand so laut zu schreien, als vorher. Er brachte uns zwei seiner Frauen, die eben gekommen waren, um unser Lager zu besehen, redete einige Worte zu ihnen, die sich auf unsre Personen bezogen und verliefs uns dann zusammt seinem männlichen Gefolge, um sich in Ruhe zu begeben. Kok, der nun wieder zum Dollmetscher herbeigerufen ward, machte uns näher mit den Damen bekannt. Die eine war des Königs dritte Frau Makaitschoäh, etwa zwei und zwanzig Jahr alt, von sehr schönem Wuchs und höchst angenehmen, regelmäfsigen Gesichtszügen, die Andre war die jüngste aller Königinnen, kaum funfzehnjährig, klein von Statur, mit sehr lebhaften Augsn aber etwas Negerähnlicher Physionomie, ihr Name Marani. Beide liefsen schon in der Kleidung ihren höhern Rang vermuthen; ihre Mäntel waren von Springhasenfellen mit Genettkatzenfellen verbrämt und die ältere trug auf der linken Schulter einen Büschel von grauen Katzenschwänzen, die gar zierlich nach vorn und hinten

über den Mantel herabhingen. Die Brust hatten beide mit einem überhängenden Stück feingegerbten Leders bedeckt, das mit Riemen sowohl über der Schulter als um den Leib nach hinten zugeschürzt war. Eine groſse Menge von weiten Halsbändern, sowohl aus Korallenschnüren als geschliffenen Knochenstückchen und Kupferplättchen reichten auf die Brust hinab, ein kleiner Theil des Unterleibes war bloſs, aber von den Hüften bis auf die Mitte der Unterschenkel hingen abgerundete lederne Schürzen herab, die sowohl vorn als hinten die Schenkel deckten und nur im Gehen zuweilen die äuſsere Seite des Knies sichtbar werden lieſsen. Die Unterschenkel waren sorgfältig mit Leder umwickelt, und unter den Füſsen Sohlen mit kreuzenden Riemen festgebunden. Den Unterarm schmückten zahlreiche Ringe aus feinem über Giraffenhaar gewickelten Kupferdrat; an dem linken Arm trug Makaitschoäh zum Beweis ihres Ranges nnd Reichthums nicht weniger als zwei und siebenzig dieser Ringe (ein Gewicht von mehrern Pfunden) und hatte ihre Freude daran, daſs wir sie bemerkten und zählten. Vorzüglich sorgfältig war ihr Haar geschmückt, es fiel in kleinen schmalen Zotten, mit glänzender Salbe eingerieben, von dem Scheitel über die Seiten des Kopfs dichtanliegend herab und bildete eine Art von Haube, die, wie aus silbernen Troddeln bestehend, bei jedem Schütteln des Kopfes sich mitbewegte. Sie verstatteten uns, es näher zu untersuchen und zeigten, wie schon den jungen Mädchen das Haar rings um den Kopf abge-

schoren und immer kurz gehalten werde, damit die von dem Scheitel herabfallenden wolligen Locken dicht an dem Kopf anlägen und nicht so struppig erschienen, wie es bei dem natürlichen Fortwachsen des Haares der Fall sein würde.

Wir hatten uns eben im Zelt etwas Thee bereiten lassen und nöthigten sie hereinzukommen und mitzutrinken. Nach einigem Besinnen und auf Koks Zureden willigten sie ein und setzten sich neben uns auf die da stehenden Koffer. Unser Getränk schmeckte ihnen aber durchaus nicht, dagegen bezeigten sie grofse Freude, als wir ihnen Wein vorsetzten und wahrscheinlich würde ihnen Branntwein noch besser geschmeckt haben. Im Gespräch, das Anfangs ihre Kinder und ihr übriges Hauswesen betraf, dann aber sich auf den Zustand des weiblichen Geschlechts unter den europäischen Völkern lenkte, entwickelte Makaitshoäh sehr viel gesundes Urtheil und begriff unsern Dollmetscher oft, noch ehe er seine Rede geendigt hatte. So bemerkte sie unter andern sehr richtig, Ehegesetze wie die unsrigen würden unter den Beetjuanen nie gelten können, weil der Weiber gar zu viele wären und die Zahl der Männer sich zu häufig durch Kriege verringre. Bei dem Anblick europäischer, ihnen unbekannten Kunstwerke äufserten auch diese beiden Weiber, besonders die kleine, ihre Freude und Verwunderung durch lautes Lachen. Das Gesicht der älteren gewann dabei, vorzüglich da sie nicht so übermäfsig lachte, ausnehmend an Reiz; ein überaus freundlicher Zug um den Mund und

die dabei sichtbar werdenden wunderschönen Zähne zwangen uns das stillschweigende Geständniſs ab, daſs man dem Geschmack des alten Königs Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse. Denn er hatte diese Frau nur wegen ihrer Schönheit und Klugheit aus niederm Stande zu sich hinauf gezogen, Marani aber war die Tochter eines Fürsten vom Stamme der *Chojaa*.

Unser Wein und das Bemühen, ihnen durch Vorzeigung von allerhand Seltenheiten die Zeit zu kürzen, schien die beiden Frauen länger bei uns festzuhalten, als sie vielleicht Willens gewesen waren. Wir selbst fanden ihre Gesellschaft, je länger, desto unterhaltender und es dünkte uns in der That noch zu früh, als sie die Dunkelheit an den Rückweg erinnerte, den sie unter Koks Begleitung, der ohnehin dem König die heimlichen Gaben zu überbringen hatte, antraten. Daſs sie beim Abschiede allerhand kleine Geschenke erhalten muſsten, verstand sich von selbst und sie lieſsen uns dagegen einige von ihren Armringen und Halsbändern zurück. — Schon während der Dämmerung hatte sich das Volk nach und nach verlaufen, aber es blieben wiederum einige Männer, unter andern auch der Hirte Manong, die ganze Nacht bei uns.

Am andern Morgen wurden wir schon früh durch ein Gegengeschenk des Königs, das in zwei schönen schwarzgefleckten Ochsen und einer Kuh mit einem Stierkalbe von vorzüglicher Zeichnung bestand, erfreut. Um ein kleines Gespann voll zu haben, tauschten wir nachher noch vier andre

Ochsen von derselben Zeichnung dazu ein und überbrachten sie dem General Janssens als eine Probe von der schönsten beetjuanaschen Viehrace. — Nachdem die nothwendigsten Geschäfte im Lager abgemacht waren, ging ich in Koks Begleitung wieder zur Stadt, um den König und seine Prinzen in ihren Häusern zu besuchen. Als ich aufs Neue unter dem Zulauf der Menge in die Beetjuanenstadt einzog und mich schon hier und dort ein bekanntes Gesicht begrüſste, ergriff mich ein höchst freudiges Gefühl, daſs es mir vom Schicksal vor so vielen Andern verstattet war, unter diesen merkwürdigen Menschen zu wandeln, deren Dasein als eines mehr als halbgebildeten Volks so lange aller Wissenschaft fremd geblieben war und die ich mit jeder Stunde lieber gewann und höher achten lernte. Es schien mir oft Vieles, was ich in den letzten Tagen erlebt, nur ein Traum und die neue Ueberzeugung von der Wirklichkeit alles dessen, was mich umgab, machte mich unaussprechlich glücklich. — Ich fand den König, der kein eignes Haus hat, sondern abwechselnd bei seinen Frauen wohnt, bei der ältesten derselben, Methibes Mutter, deren Namen ich aufzuzeichnen vergessen habe. Sie war dem äuſsern Ansehn nach älter, als Mulihawang und gleichgültig bei meinem Besuch; eine Arbeit die sie vor hatte, indem sie eine Art von Becher aus Mimosenholz schnitzte, schien sie ausschlieſslich zu beschäftigen. Nach Koks Versicherung hielt der König viel auf diese Frau und Methibe hing an ihr mit groſser Liebe und

Ehrfurcht. Ich bemerkte in dem Hause nichts Auszeichnendes, ausgenommen einen Vorrath von Parderhäuten, von welchen mir der König eins, das mir besonders gefiel, *) zum Geschenk überliefs. Er führte mich dann in eine seiner Viehhürden, wo die Rinder eben ausgetrieben wurden, die der gefallene Reif noch so lange zurückgehalten hatte. Sie waren alle sehr mager, und Mulihawang erklärte dies, mit Klagen über sein unangenehmes Verhältnifs zu Makrakki, aus der Nothwendigkeit, alles Vieh in der Nähe zu halten weil es sonst geraubt würde. Eine Folge davon sei, dafs álle Felder in der ganzen Gegend abgeweidet sein und das Vieh nicht hinlänglich zu fressen habe. Wir besuchten auch Makaitschoäh, die wir mitten zwischen ihren vier Kindern fanden, von denen die beiden ältesten den ganzen Kopf, den Nasenrücken und einen Ring um die Augen mit hochgelbem Ocker gefärbt hatten, ein Schmuck, den ich heute an vielen der auf den Strafsen im Sande liegenden Kinder bemerkte. Wir gaben der schönen Fürstin ein kleines Päckchen mit Schnupftabak, das sie sich gestern erbeten hatte, wovon sie nicht nur selbst gleich gebrauchte, sondern auch ihrem jüngsten Säugling in die Nase stopfte, ohne dafs das Kind ein verdriefsliches Gesicht dazu machte, noch (was mich mehr wunderte,) dadurch

*) Es war von der, zumaal in der Nähe der Capstadt so seltnen gemähnten Parderart: *Felis jubata.*

dadurch zum Niesen gereizt ward. Die gewöhnliche Art des Schnupfens ist hier außer der schon beschriebenen die, daſs man die Prise auf die dicke Oberlippe legt und durch Aufwerfen derselben an die Naselöcher bringt.

Bei diesem und noch einigen andern flüchtigen Besuchen, wo wir Mütter mit ihren Kindern sahen, fiel mir die Liebe zur Reinlichkeit als ein neuer lobenswerther Characterzug auf. Man muſs die Mühe dieser armen halbwilden Frauen beim Warten und Reinigen ihrer nackten, nur mit Thierhäuten bedeckten Säuglinge selbst sehen, um den Werth der Leinewand und der Wäsche überhaupt und die Wichtigkeit solcher Stoffe für unsern Culturzustand ganz zu erkennen.

Bei dem Thronerben sahen wir ebenfalls zwei seiner Frauen, die sich so wie sein ganzer Hausstand, bei weitem weniger auszeichneten, als ich erwartet hatte. Bei ihm bemerkte ich einen Buschmannsbogen nebst einem vollen Köcher und vermuthete, es werde beides als Siegeszeichen aufbewahrt. Der Prinz belehrte uns aber, die Nothwehr zwinge sie jetzt, gegen jene räuberischen Wilden die eignen Waffen zu gebrauchen, denn ihre Hirten zögen in dem Kampfe gegen die Buschmänner, wenn sie nur mit Hassagayen bewaffnet und nicht zahlreich genug zu einem offenen Angriffe wären, allemal den Kürzern. Daher bewahre man jetzt die Waffen der getödteten Feinde, statt daſs vormals der herkömmliche Abscheu gegen so tückische Werkzeuge, sie zu verbrennen geboten habe.

Kok hatte mir so vieles erzählt von der Sternkunde des alten Priesters Pollachani, *) der die Planeten und ihren Lauf kenne und für jeden sogar einen eignen Namen habe, daſs ich ihn bat, mich, ungeachtet seines gestrigen störrischen Betragens noch einmal zu ihm zu führen. Wir fanden ihn diesmal ebenfalls in seiner Viehhürde, wo er an den Pfählen etwas besserte. Über dem Eingang hing die hintere Hälfte von einem Schuppenthier, von welchem ich bis dahin noch nie eine Spur in Africa gesehn hatte **) und in der Mitte des Raums lag eine ungeheuer groſse Zwiebel von beinahe einem Fuſs im Durchmesser, wahrscheinlich von irgend einer *Haemanthus* oder *Ornithogalum*-Art. Beides hätte ich für mein Leben gern mitgenommen, doch bat mich Kok ganz darauf Verzicht zu leisten, denn es seien abergläubige Mittel, durch welche das Vieh vor Zaubereien bewahrt bleibe und die der Besitzer um keinen Preis hergeben, ja sich durch den bloſsen Antrag vielleicht schon beleidigt fühlen werde. — Wir wurden um nihts besser empfangen, als gestern und muſsten lange warten, ehe auf unsre Anfangs gleichgültigen Fragen eine

*) Auffallend ist es, daſs dieser Name einer allgemein verehrten Person ein Spottname und von obscoener Bedeutung ist, aus *Polla* (penis) und *Chani* (impotens) zusammengesetzt.

**) *Manis gigantea*, das *Quogelo* aus Desmarchais Reisen, sonst für eine Varietät der, nur im südlichen Asien vorkommenden *Manis brachyura* oder *pentadactyla* (des ächten *Pangolins)* gehalten. Bis jetzt ward diese Art nur aus Guinea, noch nie vom Cap zu uns gebracht.

einsilbige Antwort erfolgte. Als aber nach den Sternen gefragt wurde, schwieg er ganz stille und gab uns auch sonst zu verstehen, daſs unsere Gesellschaft ihm gar nicht angenehm sei.

Von hier brachte mich Kok zu einem andern alten Mann, der ebenfalls im Rufe vieler Erfahrung und ungewöhnlicher Kenntnisse stand, und den ich auch schon im Gefolge des Königs gesehn hatte. Dieser war in frühern Jahren auf wiederholten Reisen bei den mehrsten der übrigen Beetjuanenstämme gewesen und ergänzte und berichtigte uns jetzt die schon eingezogenen Nachrichten über die Lage und Entfernung dieser Völker, von welchen ich nachher das Wichtigste mittheilen werde. Die Volksmenge eines jeden Stammes gab er immer im Vergleich mit der Zahl der *Maatj̃aping* an, nur bei den *Macquini* (den entferntesten von allen) verlieſs ihn dies Mittel und um ihre Unzählbarkeit anzudeuten, nahm er eine Hand voll Sand auf, lieſs diesen langsam zwischen den Fingern verrinnen, und wiederholte bis die Hand leer war, das Wort: *Itzintzi* (viel). Die Namen der an der Ostküste wohnenden Stämme: *Koossa*, *Mathimba*, *Immbo* u. s. w. waren ihm völlig fremd, er wunderte sich zu hören, daſs sie in Sprache und Sitten den Beetjuanen so ähnlich wären und sich doch nicht so nennten.

Auf dem Rückwege nach dem Lager kamen wir noch an einem Hause vorüber, das eben gebaut ward, und woran wir die Art der Zusammenfügung noch deutlicher kennen lernten. Es

waren nur Weiber bei diesem Bau beschäftigt, sowie sie denn überhaupt alle schwere Arbeit allein verrichten. Sechs von ihnen bringen den Bau eines solchen gröfsern Hauses in Zeit von acht Tagen zu Stande. Besonders künstlich ward das Dach aus Schilf und Binsen geflochten und zwar ohne ein anderes Bindemittel. Die Queerbalken aber waren mit ledernen Riemen und mit Stricken aus Baumrinde an den Pfeilern befestigt.

Unter den vielen Personen, die sich des Tauschhandels wegen wieder im Lager eingefunden hatten, war auch ein Mann, der ein Paar acht- bis zehnjährige Knaben zum Verkauf anbot. Er hatte sie in einem früheren Kriege gegen den Stamm der *Chojaa* als junge Kinder in seine Gewalt bekommen; als rechtmäfsige Beute waren sie für immer seine Sclaven und das Herkommen gab ihm sogar volle Gewalt über ihr Leben. Er begehrte für jeden ein lebendiges Schaf und fügte hinzu, er wünsche sie loszuwerden, weil er für sie nicht zu essen habe und fürchten müsse, dafs sie Hungers stürben. Sehr überrascht durch einen solchen Antrag und durch die Erklärung, dafs die ganze Dienerschaft der Reichen aus solchen Leibeigenen (aus Kriegsgefangenen und ihren Kindern) bestehe, gaben wir unsern Unwillen darüber deutlich zu erkennen und wiesen einen solchen Handel gänzlich zurück *).

*) Schon in meiner vorläufigen Beschreibung der Beetjuanen in den allgemeinen geographischen Ephemeriden (Mai 1807) erwähnte ich dieser Neigung zum Sclavenhandel als

Nachmittags mehrte sich das Gedränge wieder ausserordentlich, doch ging der Tauschhandel weniger lebhaft, weil unser Vorrath an Tabak zu mangeln anfing und wir der kleinen Seltenheiten

einer Folge der Verfassung dieser Völker und widerlegte daraus Barrows zu voreilige Schilderung von ihrem Freiheitsgefühl, dessen in dem Trüterschen Original gar nicht gedacht wird. Seitdem habe ich eine neue Bestätigung meiner Meinung in des Engländers William White schon mehrmals angeführten Beschreibung der Kaffervölker in der Gegend der *La Lagoa Bay* gefunden. Dieser erwähnt ebenfalls des traurigen Zustandes ihrer Leibeigenen und fügt hinzu: *Tho' no advocate for the slave trade, yet I consider, that it would have been, I am sure, a Christianlike act, to have purchased some of those, that were offered us for the immense price of a bottel of Rum or Arrak. They were perfectly destitute of every sort of clothing and had no food given them. I enquired, how they could possibly subsist; one of the natives told me: Same as bullok and that in times of great scarcity they themselves were obliged to eat grass.* — Wahrscheinlich hat der Sclavenhandel sein erstes Entstehen eben so sehr dem rohen Zustande der, Sclaven verhandelnden Völker als der Habsucht der Europäer zu danken und ich stehe nicht an, zu behaupten, dafs erst eine genaue Kenntnifs von der Verfassung der Völker im Innern des südlichen Africa dazu gehört, ehe die Frage, ob die plötzliche Abschaffung dieses Handels für diese Völker selbst, die ihrer Kriegsgefangnen dann um so weniger schonen werden, zu wünschen sei, entschieden werden darf. Dafs dieser Handel übrigens die Käufer und Mäkler entehrt, dafs die grausame Behandlung der eingekauften Schwarzen während des Transports auf den Schiffen ein wahrer Schandfleck in der Geschichte der Menschheit ist, bin ich weit entfernt, im mindesten zu leugnen, doch glaube ich, dafs der Zustand der Sclaven in den ostindischen Colonien und am Cap, wo man sie bei Weitem milder behandelt als in Westindien, glücklicher ist, als der, dem sie dadurch in der Knechtschaft ihrer eignen Landsleute entgehen.

genug hatten. Unter dem Wenigen, was ich noch erstand, nenne ich besonders ein Paar Glückswürfel, die einer der Vornehmsten an einem Riemen befestigt am Halse trug. Er gebrauchte diese, wie ich erfuhr, jedesmal ehe er sich zur Ausführung irgend einer wichtigen Unternehmung anschickte und sie entschieden im voraus, ob diese glücklich ausfallen werde, oder nicht. Es waren zwei, aus Antilopenklauen in Form einer gleichseitigen Pyramide geschnitzte Körper, nebst zwei kleinen vierseitigen Platten aus demselben Material. Nur wenige Personen, (wie es scheint nur die Priester) verstehen sie zu verfertigen, gewöhnlich werden sie von den Vorfahren ererbt und sind dann die sichersten zum Prophezeihen. Um den Gebrauch zu sehn, bat ich den Besitzer, mir vorherzusagen, ob wir unsere Reise glücklich vollenden würden. Sogleich liefs er sich auf die Knie nieder, ebnete mit der Hand den Boden, nahm die Würfel zwischen die an einandergehaltenen Fingerspitzen beider Hände und warf sie, nachdem er unter Auf- und Niederbewegen der Hände einige unverständliche Worte gesprochen, auf die Erde. Dann bückte er sich über sie her, schien die Lage jedes Einzelnen und ihre Richtung gegen einander sorgfältig zu erwägen und antwortete nach ungefähr zwei Minuten, wir würden ungefährdet heimkehren. Meine grofse Begierde, diese wunderbaren Würfel zu besitzen liefs mich den hohen Preis nicht scheuen, der dafür gefordert ward. Ich tauschte für Korallen und Messer zwei junge Ochsen ein und

gab sie, eingedenk manches schon getroffenen sehr billigen Tausches, dafür hin.

Auch der König besuchte uns wieder, um eine Probe von der Geschicklichkeit unserer Schützen zu sehen, die in seiner Gegenwart mit unsern besten Büchsen ein weithin aufgestecktes Ziel glücklich trafen. Er gab darüber seine grofse Bewunderung zu erkennen, verbat sich aber doch die öftere Wiederholung, weil ihm der Knall des Gewehres unangenehm sei. Der gewöhnliche Ausruf der Verwunderung war bei den mehrsten Zuschauern ein kurz ausgestofsenes, oft wiederholtes O, o. Keinen aber hörte ich pfeifen, wie die *Koossa* bei Verwunderung zu thun pflegen.

Um uns wieder eine Unterhaltung zu verschaffen, forderte der König einige Männer und Weiber auf, vor uns zu tanzen. Es geschah dies auf dieselbe Weise, wie bei den *Koossa* und unter unangenehm heulendem Gesang. Die beiden Tänzer an den Flügeln der Männerreihe trugen auf ihrem Kopf einen in der That zierlichen Putz, einen Kranz von aufrecht stehenden Stachelschweinschaften, die sich, da die längsten und biegsamsten aus dem Nacken des Thiers, dazu genommen werden, bei den vielfachen Biegungen des Kopfes wogend hin und herbewegten. Die einbrechende Dunkelheit machte diesen Übungen ein Ende und in kurzer Zeit hatten sich alle unsere Gäste verloren.

Zu verwundern war es, dafs ungeachtet der häufigen Gelegenheit zum Stehlen, und der Unmöglichkeit, alle unsere Sachen sorgfältig genug

zu verwahren und zu bewachen, dennoch, einige Stücken Fleisch und andere Kleinigkeiten an Lebensmitteln ausgenommen, fast gar nichts vermiſst wurde. Ein kleiner Betrug, den ich selbst an diesem Tage erfuhr, war der einzige, dessen sie sich überhaupt gegen uns schuldig gemacht haben. Ich tauschte nemlich von einer Frau einen Elfenbeinring gegen ein Stückchen Tabak ein, indessen andere um mich her standen, die schon längst darum gebettelt hatten und die nun, sobald sie noch zwei Stückchen in meiner Hand bemerkten, diese zum Geschenk verlangten. Ich suchte ihnen zu bedeuten, daſs es ungerecht sein würde, etwas zu verschenken, wofür ich noch so eben von der Frau Bezahlung angenommen hätte, daſs ich aber bereit sei, für einen ähnlichen Preis, als ich so eben eingesteckt, meinen Rest Tabak herzugeben. Sogleich ward mir ein Ring von der Seite her gereicht, den ich kaum in die Tasche gesteckt und bezahlt hatte, als auch ein dritter mir über der Schulter hergegeben ward, für den mein letztes Stück Tabak fortging. Ich dachte mich nun mit meinen drei Ringen aus dem Gewühle zu ziehen, fand aber nur einen, den ich dreimal bezahlt hatte, und der mir von den letzten Verkäufern immer wieder aus der Tasche gezogen war.

Kok, der den König eine Strecke begleitet hatte, kam zurück und meldete, Mulihawang habe ihm unterwegs ernsthafte Anträge zu einem Bündniſs gegen Makrakki gemacht und ihn beauftragt, uns zu befragen unter welchen Bedin-

gungen wir uns würden willig finden lassen, ihm mit unsern Pferden und Gewehren gegen seine Feinde beizustehen. Dieser Antrag veranlaſste eine ernsthafte Berathschlagung über unsern längern Aufenthalt an diesem Orte und über den fernern Reiseplan überhaupt. Ich stimmte noch immer mit vieler Wärme für die weitere Fortsetzung der Reise nach Norden und schlug vor, die kriegführenden Stämme ganz westlich liegen zu lassen und uns zu den *Chojaa* und *Thammacha* zu wenden, von welchen wir dann den Rückweg durch das, freilich noch ganz ungebahnte Land der Koranen nehmen und wo möglich in einer andern Gegend über den Oranjerivier setzen müſsten, um über die Schneeberge und Graaff-Reynett nach der Capstadt zurückzukommen. Diesem Plane versagte doch aber mein sonst so muthiger College Van de Graaff seine Zustimmung und setzte ihm Gründe entgegen, deren Wichtigkeit ich leider gelten lassen muſste. Unser Vieh war im höchsten Grade abgemagert und entkräftet, besonders die Pferde, auf die wir am mehrsten uns verlassen muſsten, es war wenig Hoffnung, daſs wir weiter nach Norden bessere Weide finden würden, ja die vorläufig darüber eingezogenen Nachrichten besagten gerade das Gegentheil. Ferner gingen sowohl unser Pulvervorrath als die mitgenommenen Lebensmittel zu Ende, der stärkenden Getränke, Wein, Brantwein und Essig gar nicht zu gedenken, von denen nur noch auf höchstens drei Wochen vorräthig war. Selbst unsere Wagen waren in bau-

fälligem Zustande, unsere Leute schon seit längerer Zeit schwierig und sehnlich nach der endlichen Rückkehr verlangend. Überdies war der Hauptzweck unserer Sendung erreicht und wir verfuhren vielleicht den Absichten unsers Gouvernements gemäſser, wenn wir die gemachten Erfahrungen in möglichster Schnelle heimzubringen suchten, als wenn wir sie mit unser Aller Leben wieder aufs Spiel setzten. Wäre unser Vorrath an Pulver und andern nothwendigen Bedürfnissen nur bedeutender und nur noch einige Pferde bei Kräften gewesen, so würde ich mit einigen Wenigen unserer Hottentotten oder auch ohne sie mit Hülfe der Beetjuanen allein noch weiter vorzudringen versucht haben und der Landdrost wäre mit den Übrigen heimgekehrt, so aber muſste ich seinen vernünftigen Ermahnungen Gehör geben, deren Verachtung ich bei den nachherigen politischen Ereignissen am Cap vielleicht auch bitter zu bereuen gehabt haben würde.

Die Rückkehr ward daher beschlossen und zwar sollte sie bald vor sich gehen, ehe vielleicht das glückliche Verhältniſs, in welchem wir bis jetzt zu den Beetjuanen standen, durch irgend ein leicht mögliches Miſsverständniſs gestört würde. Am folgenden Morgen wurden deshalb alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen und besonders darauf gedacht, die Ausbesserung der Wagen möglichst zu beschleunigen, die in den ersten Tagen nur sehr langsam von Statten gegangen war. Die Beetjuanen, unter denen es ganz geschickte

Schmiede giebt, kamen uns hiebei mit vielem Eifer zu Hülfe. Es wurden zwei solcher Handwerker für einen bestimmten Lohn gedungen, die sich mit ihren rohen Werkzeugen einfanden und die schwierige Arbeit des Kürzens der Radbänder, die bei dem langen Eintrocknen des Holzes fast alle zu weit geworden und losgegangen waren, viel schneller zu Stande brachten, als es unsern Leuten möglich gewesen sein würden. Sie brannten sich dazu erst Holzkohlen in einem förmlichen Meiler, brauchten einen Blasebalg aus zwei Ziegenfellen, ganz von der, schon bei den *Koossa* beschriebenen Einrichtung und endlich schwere eiserne Hämmer, die zugleich an der scharfen Rückenseite als Beil dienten. Statt der Zangen kamen ihnen freilich nur dicke Zweige zu statten, zwischen welchen sie das glühende Eisen klemmten und zum Amboss diente jeder nächste grosse Stein, dennoch war die ganze Arbeit zu unsrer Verwunderung noch vor Abend beendigt.

Der Tag verging unter mancherlei Beschäftigungen, vielen Besuchen und dem Einziehen und Aufzeichnen von allerhand Nachrichten über den Zustand dieses Volks. Gegen Abend begab ich mich mit Kok zum König, um ihm anzuzeigen, dass wir seinem Wunsche nicht willfahren könnten, da uns der Mangel an vielen Bedürfnissen und der Befehl unsrer Regierung zu einer sehr baldigen Rückreise nöthigen werde. Er schien über dies letzte mehr betroffen, als über die Verweigerung des erbetenen Beistandes selbst, und gab nicht undeutlich zu verstehn, dass er andre

Gründe, als die angegebnen, muthmaaſse. Es würde ihm lieb sein, wenn wir noch blieben und näher zu ihm zögen, auch wenn wir nicht Theil an dem Kriege nehmen wollten. Es sei ja aber kaum der weiten Reise werth, wenn wir nicht einige Wochen bei ihm bleiben und schon wieder an die Rückreise denken wollten, ehe er uns noch recht als seine Freunde kennen gelernt habe. Obgleich ich im Herzen sehr seiner Meinung war, muſste ich doch meinen eilenden Gefährten zu gefallen die Nothwendigkeit der Rückreise ihm durch allerhand Vorwände begreiflich zu machen suchen und ihn auf unser vielleicht plötzliches Verschwinden vorbereiten. Das schien mir wenigstens gerathener, als gänzliches Verheimlichen unsers Vorhabens, das ihm nachher vielleicht argen Verdacht gegen uns beigebracht und Allen, die nach uns in sein Land gekommen wären, sehr geschadet hätte. Dennoch waren meine Begleiter sehr unzufrieden damit und meinten, er werde uns nun mit Gewalt zurückhalten wollen, daher wir gleich mit anbrechendem Tage die Reise antreten müſsten. Ich brachte es indessen noch dahin, daſs wenigstens Kok am andern Morgen ganz frühe noch zu ihm ging und ihm unsre Abreise anzeigte. Wir brachen auch wirklich auf, ehe er noch wieder zurückgekommen war und wurden diesmal zu unsrer Beschämung von den Wilden an Höflichkeit übertroffen, denn mit Kok zugleich holten uns die Prinzen Methībe und Molīmo ein, um uns ihr Lebewohl zu sagen und ihren Vater zu entschuldigen, daſs er

nicht selbst komme. Er sei noch bis zu unserm Lagerplatz mitgegangen, um uns noch einmal zu sehn, dann aber mit vielen seiner Unterthanen, die alle durch unser plötzliches Verschwinden gleich überrascht und betrübt wären, wieder heimgekehrt. Sie setzten sich zu uns auf den Wagen, um eine kleine Strecke das Fahren in einem solchen Hause (wie sie es nannten) zu versuchen und nahmen dann von uns herzlichen Abschied, von Kok aber mit dem Erinnern, daſs er bald wieder zu ihnen zurückkehren möge.

Wir erreichten um Mittag den Ort wieder, wo wir auf der Hinreise die erste Bekanntschaft mit den Beetjuanen gemacht hatten und erfuhren jetzt, daſs er nach einem durchflieſsenden Bache *Segonjana* genannt werde. Nicht weit davon bricht der *Kuruhman* mitten in offenem Felde aus einer starken Quelle hervor, die wir jetzt zu besuchen eilten. Wir fanden, nachdem wir den Fluſs eine kleine Strecke aufwärts verfolgt hatten, eine mächtige Felsenbank von etwa zwanzig bis fünf und zwanzig Fuſs Höhe, deren obere Fläche aus der groſsen Ebene, in welcher der Fluſs läuft nur wenig vorragte. Unter diesen Felsen brach das Wasser wie aus einer Schleuse hervor und stark genug, um gleich ein schiffbares Flüſschen zu bilden. Zwei frei stehende rohe Säulen, auf denen der vordere Rand, des Geklüftes ruhte, theilten die Höhle in drei tiefe dunkle Kammern, in die wir auf den herabgestürzten Felsen hineinklettern konnten. Ein Paar mitgenommene Laternen erleichterten uns das tiefere Eindringen in

die Höhlen, von deren Gewölbe häufige Stalactiten, (einzelne von anderthalb Fuſs Länge) herab hingen. Je weiter wir hineinkamen, desto heller schallte uns aus dem tiefsten Grunde das Brausen des Wassers und desto beschwerlicher wards, zwischen den Tropfsteinzacken den Weg über den schlüpfrigen Felsen zu finden. Überdies fühlten wir uns von der heftigen Kälte unangenehm berührt und suchten bald wieder das Tageslicht. Kok erzählte, es lasse sich zu Zeiten vor dieser Höhle eine ungeheuer groſse Schlange sehn, auf die seine Hottentotten einmal geschossen hätten, ohne sie jedoch zu tödten. Das war zu ihrem Glück, denn die Beetjuanen halten diese Schlange heilig und behaupten mit ihrem Tode werde dies Wasser, von dem alle ihre Heerden sich tränken, versiegen. Hätten die Hottentotten getroffen, sie wären vielleicht mit dem Tode bestraft. Übrigens ist diese Quelle weit und breit unter den Beetjuanen berühmt und führt den Namen: Klaborugani. Kok vermuthete, das Wasser nehme aus den fern im Süd-Osten liegenden Bergen seinen Ursprung und laufe mehrere Meilen weit in dem unterirdischen Canal zwischen den wagerechten Lagen des Gesteins fort. Er versicherte sogar, derselbe Fluſs verliere sich drei Tagereisen abwärts noch einmal auf ähnliche Weise wieder unter der Erde und komme erst sechs Stunden weiter, ganz wie hier, wieder zum Vorschein. — Während wir uns bei dieser Quelle aufhielten, hatten einige Beetjuanen aus *Segonjana*, die unsre Pferde tränken

halfen, einen unsrer ganz weiſsen Sclaven faſt mit Gewalt gezwungen, sich von ihnen waschen zu lassen, weil sie sich nicht überzeugen konnten, die Farbe seiner Haut sei natürlich. Noch immer meinten sie, wir Alle wären eigentlich eben so braun wie sie selbst und hätten uns nur den Leib so weiſs bemahlt.

Bald trennten wir uns auch von diesen letzten Freunden unter den Beetjuanen, fällten auf dem weitern Wege durch die Ebene, noch einen groſsen Giraffenbaum, um dem Gouverneur einen Block von diesem treflichen Holze zum Geschenk mitzubringen und erreichten mit einbrechender Nacht wieder das Gebirge, die Grenze des Landes der Beetjuanen. Ehe ich indessen unsre weitre Rückreise erzähle, muſs ich noch das Wichtigste von dem, was ich während unsers kurzen Aufenthalts über die Sitten und Verfassung der Beetjuanen erkundet habe, soweit es nicht schon in dem Obigen enthalten ist, kurz mittheilen *).

*) Im Jahr 1801 machten zwei englische Commissarien, die Herrn Trüter und Sommerville die erste vom Cap aus angeordnete Expedition zu diesem Volk und Herr Barrow theilte in der von ihm herausgegebnen Reise nach Cochinchina Herrn Trüters (seines Schwiegervaters) Tagebuch von dieser Reise mit, das zuerst die Aufmerksamkeit des Publicums auf dieses Volk lenkte. Auch mir ward vom holländischen Gouvernement Trüters Tagebuch mit auf die Reise gegeben und diente mir zur Grundlage bei meinen Beobachtungen und Erkundigungen. Bei meiner Rückkehr nach Europa war Barrows Bearbeitung dieses Journals so eben in

Die von mir angegebnen *) allgemeinen Charactere der gesammten grofsen Kaffernation passen auch vollkommen auf die Beetjuanen und was von der Körperbildung, Farbe, dem Haarwuchs u. s. w. der *Koofsa* gesagt ist, kann auch für sie gelten. Was sie von diesen am allgemeinsten und zwar zu ihrem Vortheil unterscheidet, ist der festere Bau ihrer Dörfer und Häuser, die gröfsere Kunst in Bereitung ihrer Waffen, Kleidung und Hausgeräthe, das höhere Ansehen der Fürsten, die daurendere Verfassung. Der *Koofsa* ist rauher, kriegerischer, heftiger in seinen Begierden und Handlungen, der Beetjuane industriöser, beharrlicher, dem ruhigen Leben, dem Betrieb des Ackerbaues geneigter und in letzterm viel erfahrner. Schon in der äufsern Gestalt spricht sich

Deutschland bekannt geworden und eine Uebersetzung davon erschien in den allgemeinen geographischen Ephemeriden (Febr. u. März 1807,) worauf ich im Maistück derselben Zeitschrift meine Beschreibung zur Berichtigung und Ergänzung der Barrow-Trüterschen Arbeit folgen liefs. Ich habe mich daher aller Hinweisung auf diese verdienten Vorgänger überhoben geglaubt und gebe hier überhaupt nur in gedrängter Kürze wieder, was dort, ohne die vorangeschickte Beschreibung der Koofsa und herausgerissen aus dem Zusammenhang mit den Begebenheiten der Reise, oft nicht ohne einige Umständlichkeit deutlich zu machen war. Ich bin daher auch entfernt, jene frühere Arbeit für nunmehr überflüssig zu erklären, sondern möchte sie als erweiterte Ausführung von mancher hier gegebnen Andeutung betrachtet und Allen empfohlen wissen, für welche die Beetjuanen einiges Interesse gewonnen haben.

*) Erster Theil S. 394.

sich dieser Unterschied aus. Man findet unter den Beetjuanen wenig Männer von so ausgezeichneter Gröſse und Körperkraft, wenig so kühne Gesichter, als unter den Kooſsa so häufig angetroffen werden. Dagegen hat die Physionomie der mehrsten Beetjuanen etwas einnehmend Sanftes und Freundliches und das weibliche Geschlecht ist unter ihnen von gröſserer Schönheit, als bei den *Kooſsa.* Die ganze Nation scheint milder, verweichlicht, oder jene sind, häufiger von äuſsern Feinden bedrängt und uneiniger im Innern, in dem gebirgigen Küstenlande, das sie bewohnen, härter und rauher geworden und in der Cultur um einige Schritte zurückgegangen. Daſs sie Eines Ursprungs sind, beweist auch die Sprache beider, in welcher die mehrsten Wurzelwörter viel Übereinstimmendes haben und es ist nicht zu bezweifeln, daſs ein *Kooſsa* und ein *Beetjuana* einander, wenn auch mühsam, verstehen würden. Noch ist der Versuch nicht gemacht, denn beide wissen nicht von einander und die wahrscheinlich sehr unwirthbaren Gegenden an der Nordseite des östlichen Oranjeriviers haben bis jetzt ihr Zusammentreffen noch immer verhindert.

Unter dem Namen *Beetj̃uana, Sihtj̃uana* oder *Muhtj̃uana* bezeichnet sich die ganze Nation als ein und dasselbe Volk, das sich vom *Kuruhman*, als dem südlichsten Punct, dreiſsig bis vierzig Tagereisen nach Norden erstreckt und von welchem mehrere Stämme unter gleicher Breite bis an die Ostküste hin wohnen. Im We-

sten aber weiſs es sich von Hottentottenstämmen, den *groſsen Namaaquas* und *Dammaras* benachbart und kennt die Gegend bis zum Oranjerivier als den Aufenthalt der *Korana*hottentotten.

Die vornehmsten Stämme von welchen ich erfuhr, sind:

1) Die *Maatj̃aping*, die kleine etwa 5000 Menschen starke Nation, die wir hier besucht haben und für welche die folgende Beschreibung ausschlieſslich gilt.

2) Zehn Tagereisen östlich von diesen die *Thammacha*, ein sehr zahlreicher, in mehrere Dorfschaften vertheilter und von mehrern verbündeten Oberhäuptern regierter Stamm.

3) Die *Chojaa* im Nordosten der vorigen und, sowie diese, den Maatj̃aping nur unvollständig, jedoch als äuſserst zahlreich bekannt.

4) Noch weiter hinauf, gerade im Norden der Chojaa, wohnen die *Muchuruhzi* unter dem tapfersten aller Beetjuanenkönige, Sebochori.

5) Die *Wanketsi* drei starke Tagereisen südwestlich von diesen unter dem Oberhaupt *Muranmuleta*. Einer der schwächsten Beetj̃uanenstämme.

6) Noch eine Tagereise näher zu den Maatj̃aping und abermals südwestlich von den letztern wohnt die eine Hälfte der *Muruhlong*, beherrscht von zwei Oberhäuptern, *Masj̆ouw* und *Lessomo*. Von diesen trennten sich vor geraumer Zeit

7) Die *Muruhlong* unter König *Makrakki*, und gesellten sich zu den Maatjaping, mit denen sie lange gemeinschaftlich an der *Takuna*quelle

wohnten. Seit wenigen Jahren erst hoben sie diese Gemeinschaft wieder auf und wandten sich nordwärts, wo sie jetzt am Flusse *Setaabi*, ungefähr 10000 Menschen stark, wohnen.

8) Im Westen von ihnen leben die *Matsároqua* ein friedlicher Stamm, dessen Befehlshaber *Heiſsi* ist, an den Ufern des, dort durch viele andre Flüsse verstärkten, *Kuruhman*.

9) Die zahlreichsten aber unter allen sind die *Macquini* im fernen Nordosten, noch jenseits der Muchuruhzi. Diese sind es, von welchen die übrigen Kafferstämme ihre Metalle bekommen, die der Sage nach an einem groſsen Gebirge gegraben werden, dessen eine Seite das Eisen, die andre das Kupfer liefert. In der Kunde von diesem Volke und seiner Benennung stimmen die Kooſsa mit den Beetjuanen überein und beiden ist es das fernste und wichtigste. Von ihm erhalten sie ihre Hassagayen, Messer, Nadeln, Ohr- und Armringe durch Tausch gegen Rindvieh, meistens aus der vierten, fünften Hand.

Alle diese Stämme nun reden eine Sprache und ihre Lebensart, Sitten und Gebräuche sind in den Hauptsachen nicht von einander unterschieden. Die benachbarten Stämme sind gewöhnlich in feindlichen Verhältnissen, die entferntern mehr oder weniger mit einander bekannt und oft gegen den in der Mitte liegenden verbündet. Als Gesandte dienen die Söhne der Könige, besonders die Thronerben und die Oberhäupter sind daher auch im Besitz der vollständigsten Kenntnisse über das Land. Bis zu *Jan*

Bloms Erscheinung galt die Sage von weiſsen Menschen, die sich vom Osten her und zwar von den *Macquini* aus, verbreitete, für eine fabelhafte und *Makrakki*, der sie selbst gesehn haben wollte, aber oft mit seiner Leichtgläubigkeit verspottet worden war, frohlockte damals nicht wenig.

Ihr Haupterwerb ist die Rindviehzucht. Sie halten ihr Vieh eben so sehr in Ehren wie die Kooſsa, doch sind sie reicher daran und Einzelne besitzen acht bis zehn unterschiedne zahlreiche Heerden, eine jede von andrer Färbung und Zeichnung. Die Wartung des Viehes ist auch hier ausschlieſslich das Geschäft der Männer; Milch, Molken und Käse sind die beliebteste Nahrung und auch bei diesem Volke herrschen gewisse Vorstellungen über körperliche und sittliche Reinheit, die sich auf den Gebrauch dieser Nahrungsmittel und auf das Vieh selbst in gewissen Zuständen ausdehnen.

Auſserdem verschafft ihnen die Jagd mancherlei Nahrung und es ist keine Art von Wildfleisch die sie ganz verschmähen, denn alle Arten von Raubthieren werden getödtet und im Nothfall genossen. Sie schonen auch der Hyänen nicht, wie es die Kooſsa thun, weil dort diese Thiere die Leichname verzehren, denn hier werden die Sterbenden nicht ausgesetzt und die Todten ruhig in den Viehhürden begraben, ohne daſs dadurch der ganze Wohnort verunreinigt würde und verlassen werden müſste. Nur die nächsten Verwandte haben gewisse Trauergebräuche zu beobachten, die

denen der Koofsa ziemlich ähnlich sind und erscheinen nach einer bestimmten Zeit wieder in der bürgerlichen Gesellschaft. Auch habe ich nicht von Feierlichkeiten gehört, die einer Jagd vorhergingen oder mit welchen der Besieger eines grofsen Raubthiers empfangen würde. Nächst dem Riudvieh halten sie die Ziege am mehrsten in Ehren und geniefsen sowohl die Milch, als das Fleisch der Jungen, hauptsächlich aber ist ihnen das Thier werth wegen des Felles, aus welchem sie feineres Leder zu Unterkleidern und Schürzen bereiten. Die Race, die man hier findet, ist nicht grofs, kleingehörnt, von glattanliegendem, glänzendem Haar und immer bunt gezeichnet mit schwarzen, braunen oder bläulichen Flecken auf weifsem Grunde. Schafe giebt es auch hier nicht, so sehr sie das Thier selbst, das sie jedoch erst seit Kurzem kennen, seines wohlschmeckenden Fleisches wegen lieben.

Den Ackerbau treiben sie ernstlicher als die Kaffern, ihre Felder sind ordentlich umzäunt und tragen aufser der Kafferschen Hirse zwei Arten von Bohnen, Kürbisse und Wassermelonen, sämtlich wie es scheint von neuen, noch nicht beschriebenen Arten. Der Ackerbau ist das Geschäft der Weiber, ihre Werkzeuge sind Hacken von Eisen und Grabestöcke von hartem Holz; die Erndte wird sorgfältig eingesammelt und zur Nahrung in den kältern Monaten aufbewahrt. Aehnliche Vorräthe werden von den eingesammelten und getrockneten Früchten mancher wildwachsenden Sträuche angelegt. — Fische und Amphi-

bien sind eine allgemein verabscheute Nahrung und gelten für unrein. Sie fürchten sich sogar von ihnen berührt zu werden, wovon ich bei meinem Besuch an der Quelle *Kĩaborugani*, wo das Wasser von Fischen wimmelte, ein auffallendes Beispiel gesehen habe.

Wasser trinken sie sehr ungern und löschen den Durst lieber mit dem Safte der Wassermelonen und andrer Früchte oder mit Milch und Molken, die in Schläuchen von Ziegenfellen aufbewahrt und von den entfernten Weideplätzen herbeigeschafft werden. Die Kunst der Koofsa, aus ihrem Korn durch Gährung saure und geistige Getränke zu bereiten, ist ihnen ganz fremd. Doch finden sie den Genufs von Wein und Brantwein sehr angenehm. Eigentliches Salz kennen sie nicht und bedienen sich statt dessen des Natrons oder der Asche gewisser salziger Saftgewächse, daher sie denn ihr Fleisch auch am liebsten, in der Asche gebraten, geniefsen.

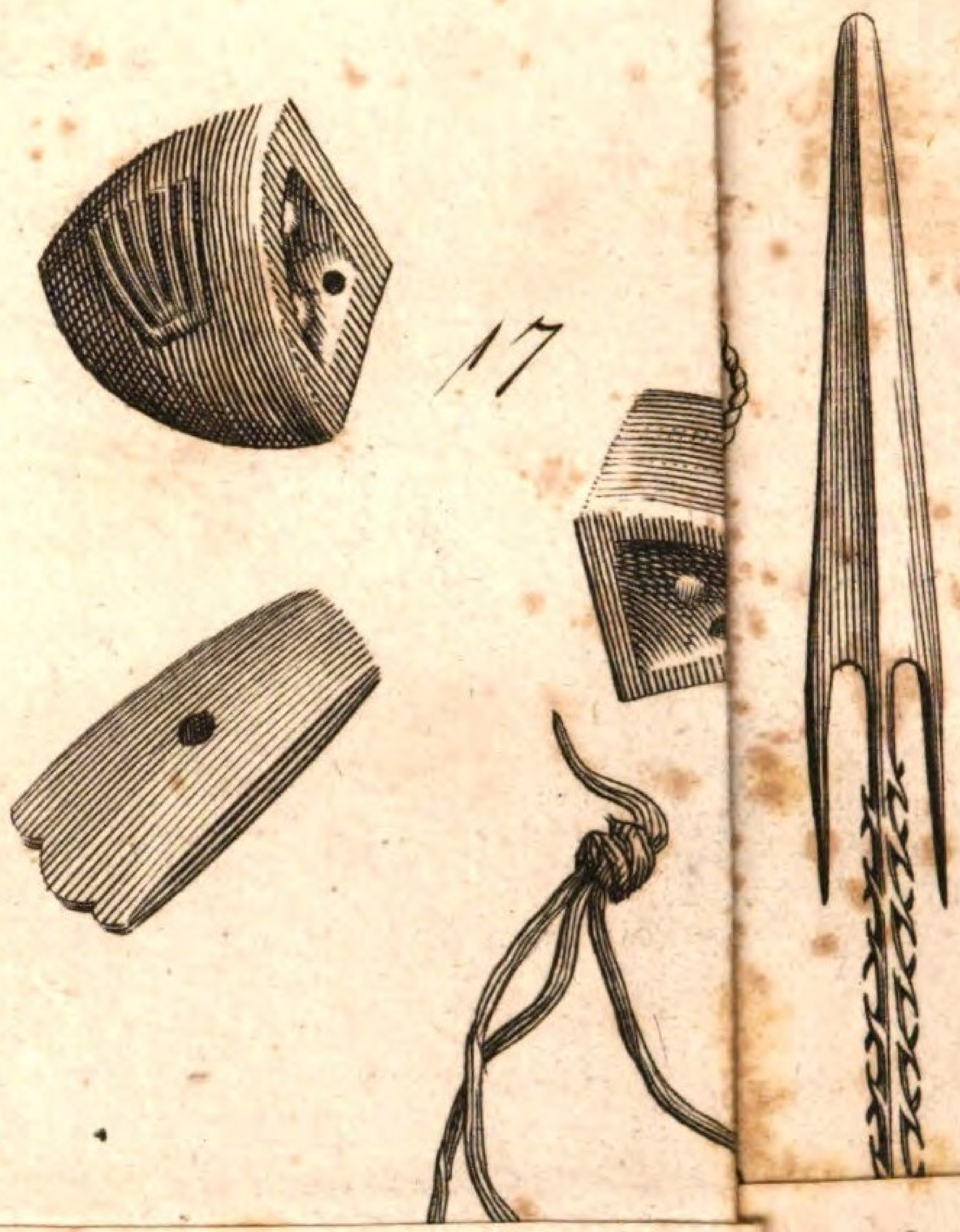
Künstlich gegerbte Thierfelle sind das einzige Material ihrer Kleidung. Aermere tragen die ganzen Antilopenfelle, Reichere das edlere Pelzwerk von Jakals, Springhasen, wilden Katzen u. s. w. sorgfältig zu Mänteln zusammengenäht, deren Preis sich nach der Gröfse richtet. Die Haarseite des Mantels wird stets nach innen getragen, doch fällt der Kragen, der immer aus den aneinandergenähten Kopffellen der Thiere besteht, über die Schulter zurück, und die Felle der sämtlichen Füfse geben unten den gezackten Saum. Aermel sind nicht daran befindlich, son-

dern, locker wird der Mantel mit zwei Riemen über der Brust zugeschürzt, so daſs er im Gehen immer nach der Seite des Leibes hingedreht werden kann, die am mehrsten des Schutzes gegen Sonne und Wind bedarf. In ruhiger Stellung werden die Seiten des Mantels oft über die Schulter zurückgeschlagen, damit er die Bewegung des Armes nicht hindre, wie wenig im ganzen auch während der Rede gesticulirt wird. — Die anstöſsige Nacktheit der *Kooſsa* trifft man bei den Beetjuanen nicht wieder; sie sind äuſserst schamhaft auch unter einander, und die Mitte des Leibes ist mit einem breiten glatt anschlieſsenden Gürtel bedeckt, von welchem ein herabgehender Zipfel zwischen den Beinen durchgezogen und an dem hinteren Gürtelbande befestigt wird. Die Frauen tragen längere Schürzen sowohl an der Vorder - als Hinterseite des Körpers und immer mehrere übereinander, von welchen die äuſsern die gröſsern sind. Von den innern hängen unzählige dünne Lederstreifen herab, die im Gehen immer um die Unterschenkel schlagen und die Fliegen abwehren. Beide Geschlechter tragen Halsbänder von Metallplättchen, Binsenflechten oder auch aneinandergereihte Thierknochen als Amulete, ja es ist auch Gebrauch das Netz eines frischgeschlachteten Ochsen sich um den Hals zu schürzen und so lange zu tragen bis es von selbst abfällt. Die in eignen hölzernen Scheiden steckenden zweischneidigen Messer und Pfriemen, sowie Schildkrötenschalen und kleine Säckchen zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten werden

ebenfalls am Halse getragen. Von den Elfenbeinringen, deren wie bei den Koofsa, nur Personen von der königlichen Familie eine gewisse Anzahl tragen dürfen, weil alle Elephantenzähne an den König abgeliefert werden, ist noch zu merken, daſs sie dieselben, gegen die Gewohnheit der Koofsa, fast immer nur am Unterarm haben. Die Verfertigung dieser Ringe ist mühsam, denn obgleich sie volle Paralell - Cirkelschnitte aus der untern hohlen Hälfte des Elephantenzahns sind, so würden sie doch, bei ihrer Unbekanntschaft mit der Säge, mit dem Durchschneiden nicht zu Stande kommen, wenn sie nicht ein Mittel hätten, das Elfenbein zu erweichen. Dies besteht darin, daſs sie es einige Tage in saure Milch legen, worauf es oberflächlich erweicht wird und mit dem Messer, wiewohl sehr mühselig und langsam, bearbeitet werden kann.

Noch bewundernswerther ist es, daſs sie zu den elastischen Ringen Kupferdrath zu verfertigen wissen. Aber dieser Drath ist platt und wird durch langes Hämmern, gewiſs nicht ohne unendliche Mühe, zu der auffallenden Dünne verarbeitet. Ich glaubte Anfangs, dieses Fabricat sei ihnen vielleicht durch Tausch von europäischen Völkern aus der Küstengegend zugekommen. Sie zeigten mir aber halbfertige Stücke, an denen noch gearbeitet ward und aus welchen ich ersah, daſs sie es nicht von mehr als etwa einem Fuſs Länge verfertigen können, daher auch die Ringe selbst nicht ganz damit umsponnen, sondern in mäſsigen Abständen mit dickerem Kupferdrath umlegt

worden sind. —



17

n
r-
e
ge
st
i-
gt

sind. Ärmere Beetjuanen tragen massive kupferne Ringe *) und wer auch die nicht bezahlen kann, begnügt sich mit ledernen, die aus dem vollen Felle des Nashorns oder Flufspferdes ausgeschnitten sind. Nur alte Personen bedecken den Kopf mit Mützen, die ebenfalls aus Fellen zusammengenäht sind und mit der rauhen Seite nach innen getragen werden. Jüngere Männer und Frauen tragen den Kopf blofs, das Haar nach der oben beschriebenen Weise eingeschmiert und in schmale Zotten getheilt, also auch darin ein Unterschied zwischen ihnen und den Koofsa, bei welchen die Weiber nie mit unbedecktem Haupte erscheinen dürfen.

Was ihre Krankheiten und abergläubigen Heilarten, die gewöhnliche Lebenslänge, die physische Erziehung der Kinder, ihre Ehen und die beim Heirathen gewöhnlichen Gebräuche betrifft, so gilt hier mit einigen wenigen Abweichungen dasselbe, was über diese Gegenstände von den Koofsa erzählt worden ist.

Die Macht des Oberhauptes oder Königs ist bei den Beetjuanen noch viel ausgedehnter, als

*) Merkwürdig ist es, dafs nach des Herrn Obermedicinalrath Klaproths Untersuchungen dies Metall aus 93 Theilen Kupfer und 7 Theilen Zinn besteht, also dem caldarischen Erz sehr ähnlich ist. Da nun bis jetzt noch kein Zinnhaltiges Mineral im südlichen Africa gefunden worden ist, so ist es sehr wahrscheinlich, dafs diese Ringe noch weiter vom Norden herstammen und vielleicht von den Kaffervölkern auf ihren Wanderungen von Alters her aufbewahrt worden sind. —

bei den Koossa, was sich aus den festeren Wohnplätzen mit erklären läſst, die das gewöhnliche Mittel des Abfalls, das dort gegen die zu strenge Herrschaft eines Fürsten mit so vielem Erfolg in Ausübung gebracht wird, unausführbar machen. Er hat ziemlich unumschränkte Gewalt, indem er alle Vergehungen nach Gutdünken zu bestrafen befugt ist und sich Niemand seinen Aussprüchen widersetzen darf. Doch wird von diesem Rechte nur selten Gebrauch gemacht, da es keine positive Gesetze giebt, als deren Vollstrecker man den König ansehen könnte. Privatstreite über den Besitz oder über Gewaltthaten werden von den Theilen unter sich ausgemacht, ohne daſs sich der König darum bekümmert, auch wenn der Streit mit einem Todschlage enden sollte. Wird aber bei ihm geklagt und sein Beistand gesucht, so nimmt er sich auch wohl des beeinträchtigten Theils lebhaft an und die Missionäre haben Beispiele gesehn, wo er einzelne seiner Unterthanen, wegen begangener Diebereien fast zu Tode prügelte. Er ist nemlich auch selbst Vollstrecker des Strafurtheils und wärs zum Tode, in welchem Fall er den Verbrecher (z. B. einen Verräther im Kriege) auf die Erde legen läſst und mit einer Hassagay durchsticht. — Sein Titel ist *Murinna* (Herr), ein Wort das mit dem Namen *Murimo*, womit sie die Gottheit bezeichnen, offenbar nahe verwandt ist. Äussere Ehrenbezeigungen werden ihm weiter nicht gegeben, doch hat das Volk eine gewisse Ehrfurcht vor seiner Person und seiner Nähe. Als Tribut wird

ihm von jedem erlegten Wild und von jedem geschlachteten Stück Rindvieh die Zunge und das Bruststück gegeben. Er bekommt überdies alle Elephantenzähne und die Felle der getödteten Parder und Löwen, selten werden aber diese letztern von ihm zu Kleidern benutzt. Aus den Vornehmsten und Reichsten seines Volks wählt er seine Räthe und beschliefst gewöhnlich mit ihrer Zuziehung über Krieg und Frieden, wiewohl er auch ganz für sich allein die auswärtigen Verhältnisse bestimmen darf. Seine Söhne sind gebohrne Heerführer und Gesandte und der älteste unter ihnen wird sein Nachfolger. So lange man denken kann, waren die *Maatjaping* von den Vorfahren des jetzigen Königs regiert. Auch unter ihnen gilt ein gewisser Adel und es unterscheiden sich die Bessern wegen des Reichthums und Ansehns ihrer Vorfahren und wegen der Verwandtschaft mit der Familie des Oberhaupts.

In ihren Kriegen beobachten sie dasselbe Verfahren, wie die *Koossa* und in den Verhandlungen, die dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorhergehen und ihn begleiten, bemerkt man erfreuliche Beweise von Offenheit und Verachtung der Hinterlist, als Folgen eines ruhigen Kraftgefühls und natürlicher Rechtlichkeit. Ihre Waffen unterscheiden sich wenig von denen der *Koossa*, nur die Hassagaien sind etwas sorgfältiger gearbeitet, die Schneide läuft gewöhnlich in zwei rückwärts gehende Spitzen aus und der innere Schaft ist zackig ausgerandet. Die Schilder sind

kaum halb so groſs, als bei den Koossa, die Kirri's dagegen im Stiel etwas länger.

Ein sonderbarer Gebrauch unterscheidet noch ihre Art zu kriegen von der bei den *Koossa* üblichen. Es werden nemlich förmliche Siegesfeste gehalten, an welchen jeder Krieger Theil nimmt, der einen Feind erlegt hat. Als Beweis einer solchen That muſs er ein Stück aus dem Leibe seines Feindes und zwar ausdrücklich ein Stück von dem Bauchfell zusamt dem Nabel mit aus der Schlacht bringen. Der Priester versammelt die Helden bei Nacht in einer niedrig umzäunten Hürde, in welche Niemand ohne Vorzeigung des genannten Stückes eingelassen wird, indessen die Übrigen mit den Weibern und Kindern von aussen die Zuschauer abgeben. Die Krieger lagern sich um ein groſses Freuer, stekken das Fleisch ihrer Feinde in die glühende Asche und wenn es gar geworden, verzehren sie es. Nicht rohe Wildheit, sondern ein alter Aberglaube, welcher lehrt, daſs der Genuſs des Menschenfleisches Muth gebe und nach und nach unüberwindlich mache, fordert diesen Gebrauch, dem die Mehrsten nicht ohne innere Widerstrebung Folge leisten. Damit ist die Ceremonie noch nicht zu Ende, sondern jetzt tritt der Priester zu einem jeden Einzelnen und macht ihm mit einer scharfen Hassagay einen langen Hautschnitt in den Oberschenkel von der Hüfte bis zum Knie, der für seine ganze übrige Lebenszeit ein bleibendes Zeichen seiner vollbrachten Heldenthat ist. Ungeachtet dieser Wunde wird das Fest mit

einem Tanze beschlossen, dem oft erst die aufgehende Sonne ein Ende macht. Einer der alten Räthe des Königs hatte eilf solcher Schnitte an den Schenkeln. Männer mit fünf bis sechs zählte ich mehrere. — Kok erzählte mir bei Gelegenheit dieses Gebrauches eine Begebenheit, die mir in der Folge von Koster und Jaussen als Augenzeugen bestätigt ist. Wenige Wochen vor unserer Ankunft war eine Horde von Buschmännern vertilgt, die man in so überlegener Anzahl angegriffen hatte, daſs nothwendig ein groſser Theil der Streiter ohne die erforderlichen Beweise von Tapferkeit zurückkehren muſste. Einen unter diesen, der übrigens als beherzt genug bekannt war, kränkte es so tief, von dem Siegesfeste ausgeschlossen zu sein, daſs er sich nicht länger beherrscht, zu Hause läuft, einen seiner Leibeigenen ermordet und mit dem bezeichneten Stücke aus dem Leibe des Erschlagenen sich den Zutritt zu dem Feste verschafft. Kok fügte hinzu, dies sei zugleich der einzige Fall, in welchem er einen Beetĵuanen habe weinen gesehn, denn die Wuth habe ihm Thränen ausgepreſst, ehe er auf das schreckliche Mittel gefallen wäre. Die That blieb übrigens ungeahndet und fand vielmehr das Lob eines gescheuten Gedankens; ein Beweis, daſs die Kriegsgefangenen ihr Leben fortdauernd nur als ein Geschenk der Sieger zu betrachten haben und völlig leibeigen sind. Sie werden auch mit dem eigenen Namen *Mutĵanka* als ein besonderer Stand un-

terschieden, zu dem nicht alle Dienende, sondern nur diese Kriegsgefangnen gehören.

Aus dem eben Erzählten und einigen früher mitgetheilten Bemerkungen leuchtet schon hinreichend hervor, daſs sie sehr abergläubig sind und wie die Koossa viel auf Zaubermittel halten. Zu diesen gehören denn auch noch seltsame Einweihungen des Viehes, die von dem Priester bei bevorstehendem Kriege vorgenommen werden und wodurch man diese Thiere, um deren Besitz oft allein gefochten wird, gegen die Zaubereien des Feindes, ja sogar gegen die Gefahr, von ihm mit Gewalt hinweggeführt zu werden zu schützen wähnt. Sie bestehen darin, daſs der Priester einem jeden Stück Rindvieh, das einzeln an ihm vorübergetrieben wird, mit einem in schwarze Farbe getauchten Jakalschwanz ein gewisses Zeichen auf die Hinterschenkel mahlt. Er verrichtet dies kniend und spricht dabei geheimniſsvolle Worte, während eine andre hinter ihm kniende Person mit einem kleinen Pinsel das gemachte Zeichen auf seinem Rücken oder den Armen wiederholt. — Die Mittel, die sie gegen Krankheiten gebrauchen, ihre heiligen Würfel und die vielen Amulete von Thierknochen, Vogelschnäbeln und Insectenschalen deuten ebenfalls auf ihre Neigung zu abergläubigen Vorstellungen hin. So sieht man besonders häufig die Schale eines ziemlich groſsen Käfers des *(Brachycerus apterus)* mit kleinen Riemen an dem Halse der Kinder befestigt; man glaubt sie dadurch vor vie-

len Krankheiten zu bewahren, und besonders das schwere Zahnen zu erleichtern *).

Ihre Vorstellungen von der Gottheit sind nicht viel aufgeklärter als bei den Koossa. Sie verehren das unsichtbare Wesen, das sie *Murihmo* nennen, als die Ursache der Naturerscheinungen und als Urheber von allem Guten und Bösen, das ihnen ohne eignes Zuthun widerfährt. Sie sind indessen mit sich selbst nicht einig, ob es ein durchaus gütiges oder ein bösartiges Wesen sei und wenn sie ihm auf der einen Seite empfangene Wohlthaten danken, so nehmen sie sichs auf der andern auch wieder nicht übel, im Unwillen über erfahrnes Leid oder über unerfüllte Wünsche die ärgsten Lästerungen auszustofsen. Sie kennen übrigens keine Art äusserer Gottesverehrung und haben auch von den Missionären nicht überzeugt werden können, dafs eine solche der Gottheit wohlgefällig sein könne.

Von ihrer Sprache werde ich in einer eignen Beilage Rechenschaft geben und kehre zum Verfolg unserer Reise zurück.

Schon am Morgen des zweiten Tages langten wir wieder im *Koossi*-Thale an, nachdem uns

*) Diese Schalen sind schon von Edwards in seiner *Natural history of Birds* Tom. IV. Tab. 178 abgebildet. Er hatte sie von einem Freunde, dem sie in Madagascar von der Ostküste Africas zugekommen waren, erhalten und vermuthet, die Kaffern gebrauchten sie, um darauf zu pfeifen und durch diesen Ton ihre Heerden zusammenzulocken.

die Jagd auf Giraffen und Antilopen abermals oft rechts und links von unserm Wege abgezogen hatte. Von letztern wurden mehrere erlegt und wir begegneten auch einem Rudel von der schönen und bisher unbekannten Art, welche die Beetjuanen *P'halla* nennen. Sie ist ausgezeichnet durch die verhältnifsmäfsig bedeutende Gröfse ihrer schön gereiften Hörner und durch einen schwarzen Streif über den Rücken, der sich von der Schwanzwurzel zu beiden Seiten halbmondförmig über die Keulen hin fortsetzt. Eben so glänzend schwarze Flecken stehen an den Aussenseiten der Knie und Hacken. Es glückte, auch von dieser Heerde ein schönes Männchen zu erlegen, von welchem die Abbildung hier beigefügt wird.

Am zweiten Tage, dem 5ten Julius kamen wir Abends bei *Klipfontein*, wo wir die Nacht eine sehr heftige Kälte ausstanden, die unsern ohnehin schon so sehr erschöpften Ochsen und Pferden, die in den letzten Tagen überall nur eine höchst dürftige Weide gefunden hatten, so sehr schadete, dafs mehrere von ihnen vor grofser Schwäche und Lähmung nicht weiter fortkommen konnten, sondern zurückgelassen werden mufsten. Unter ihnen befand sich auch mein bestes Pferd, von dem ich mich hier, eingedenk seiner vielen treuen Dienste und des traurigen Schicksals, dem ich es überlassen mufste, mit wahrer Wehmuth trennte. Dennoch konnte ich mich nicht überwinden, es zu tödten, zumal da meine Gefährten mich überredeten, es werde sich neben dieser Quelle, wo noch ein wenig grüne Kräu-



G. A. Lehmann fec.

Antilope Melampus.

Kräuter wuchsen, vielleicht wieder erholen. Späterhin fühlte ich bittere Reue darüber, denn ich hatte nicht bedacht, daſs die Buschmänner es sehr bald entdecken und es eines viel qualvolleren Todes sterben lassen würden, als den es von meiner Hand gefunden hätte.

In der That mahnte uns der traurige Zustand unsers Viehes, das von der Kälte fast noch mehr als von dem Mangel zu befürchten hatte, jetzt dringend, unsre Reise möglichst zu beschleunigen und überdies ward der Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse, des Brods, Weins und anderer Nahrungsmittel nach und nach so fühlbar und das Abnehmen unsers Pulvervorraths so bedenklich, daſs wir uns Alle sehnten, in bewohntere Gegenden zu kommen. Wir machten daher unsre Reise gewöhnlich bei Nacht und lieſsen am Tage unserm Zugvieh Zeit zum Ruhen und Weiden. So erreichten wir denn schon am 8ten Julius die *Ongeluksfontein* wieder, nachdem wir auf eben dieser Nachtreise an dem Grabe des Hottentotten J a n t j e vorüber gekommen waren. Auch hier hatten die Buschmänner die Leiche wieder ausgescharrt; die einzelnen Glieder fanden wir, von ihnen oder den Hyänen auseinandergerissen, zerstreut umherliegen und begnügten uns, sie zu sammeln und in dem noch offenen Grabe eilig mit Steinen zu bedecken.

Die *Leeuwenkuil* lieſsen wir dann zu unserer Linken liegen und gelangten auf einem kürzern Wege nach *Witwater*, wo wir bei den Bastardhottentotten einen Rasttag machten und zwanzig

der schwächsten Ochsen nebst zwei Pferden gegen zehn frische Ochsen umsetzten. Zu *Rietfontein* erhielten wir einen Besuch von dem Koranenhauptmann Sigeb, der uns an unser Versprechen erinnerte, ihn nebst den Seinen mit nach der Colonie zu nehmen und der sich auch von hieran, für sein Fortkommen und seinen Unterhalt selbst sorgend, an unsern Zug anschloſs.

Bei den Bastardhottentotten in *Laauwaterskloof* nahmen wir unsre zurückgelassenen Ochsen wieder in Empfang, deren Zustand sich aber eben nicht gebessert hatte und unsre Besorgnisse wegen der Rückreise nicht sehr minderte. Wir tauschten daher auch hier mit vielem Verlust einiges frisches Vieh ein und setzten damit, nachdem wir einen so heftigen Frost erlebt hatten, daſs der kleine Bach sich mit einer fast fingerdicken Rinde belegte, unsre Reise weiter fort. Am 11ten kamen wir an den Oranjefluſs, an dessen Ufer wir unser Lager aufschlugen. Hier wurden wir überrascht durch die Ankunft von zwei jungen Beetjuanen, die, wie sie selbst erzählten, getrieben von der Begierde das Ausland zu sehn, heimlich ihren Ältern entlaufen und der Spur unserer Wagen gefolgt waren und jetzt baten, wir möchten sie in unsre Dienste und mit nach der Colonie nehmen. Wir suchten sie Anfangs zum Umkehren zu überreden und stellten ihnen vor, daſs wenn sie dort Sehnsucht nach ihrem Vaterlande bekämen, die Rückreise durch den unwirthbaren Landstrich, der noch zwischen uns und der Colonie läge, sehr gefährlich und müh-

sam sein werde. Sie antworteten darauf, ein junger Mensch müsse sich in der Welt etwas versuchen, ihr Vater sei ein armer Hirt und habe kaum selbst zu essen, in der Heimath sei ihr Schicksal im Dienste der Reichern auch nicht sehr glücklich und vor der Rückkehr sei ihnen nicht bange, denn sie wären an Beschwerden aller Art gerwöhnt und so gut zu Fuſs, daſs sie den Weg vom *Kuruhman* bis hieher in sieben Tagen (also ungeachtet unsrer Eile in zwei Tagen weniger, als wir) zurückgelegt hatten. Vor den Buschmännern habe sich Niemand zu fürchten, der kein Vieh mit sich führe und der, wie sie, auch in der schlechtesten Jahrszeit von wenigen ausgegrabenen Zwiebeln das Leben zu fristen und allenfalls ein Paar Tage Hunger zu leiden verstehe. Da wir sie so fest entschlossen fanden und aus ihren übrigen Äusserungen vernahmen, daſs sie groſses Zutrauen zu uns gefaſst hatten und den Unterhalt, den wir ihnen gäben, durch treue Arbeit zu verdienen dächten, so willigten wir in ihr Begehren und hatten diese Willfährigkeit nicht zu bereuen. Sie leisteten uns auf der fernern Reise alle Dienste, die man bei ihrer Unbekanntschaft mit unserer Lebensart nur verlangen konnte, lieſsen sich keine Mühe verdrieſsen, mancherlei kleine Handgriffe bei dem Einschirren der Ochsen und bei dem Aufschlagen des Lagers zu erlernen und bestrebten sich sichtlich von dem Holländischen soviel zu begreifen, daſs sie sich unsern Hottentotten verständlich machen könnten, was ihnen in der That auch

zum Bewundern schnell glückte. Beide trugen wieder Thiernamen, der Eine hieſs *Makabi* (Tragochse), der Andre *Tholla* (Kudu-Antilope.) Als wir in der Folge nach *Tülbagh* zurückkamen, blieben sie in dem Hause des Landdrosten, der ihnen Nahrung, Kleidung und Lohn gab und führten sich fortdauernd ordentlich und fleiſsig auf. Nachdem sie aber vier Monate dort zugebracht hatten, verschwanden beide plötzlich, ohne etwas Andres mitzunehmen als die Kleider, die sie trugen und sind wahrscheinlich in ihre Heimath zurückgekehrt. Aller Nachforschungen ungeachtet, hat man aber auf dem Wege durch die Colonie keine Spur von ihnen entdecken können.

Auf der letzten Tagereise hatten sich einige unsrer Gefährten ein Gericht Zwiebeln gesammelt, deren in einem Thale, wo wir ausspannten, eine Menge wuchsen und verzehrten diese in der Asche gebraten, als eine angenehme, den Kastanien an Geschmack ähnliche Speise. Wahrscheinlich hatten sie aber aus zu geringer Kenntniſs nicht die wirklich eſsbaren von der *Iris edulis* und andern, sondern giftige bekommen, denn sie wurden hier Alle sehr krank an den heftigsten Kolikschmerzen, so daſs wir unsre schon beschlossene Abreise aufschieben und unsre ganze Sorge auf ihre Verpflegung und Wiederherstellung wenden muſsten. Auf den Gebrauch zweckmäſsiger Mittel waren sie jedoch schon am folgenden Tage so weit wieder genesen, daſs wir sie ohne Gefahr fortschaffen und weiter ziehn konnten.

Die vorhergehende Nacht, wo wir eben

Vollmond hatten, brachten die uns begleitenden Koranen mit Singen und Tanzen zu, und zwar waren diese Tänze von einer Art, wie ich sie bei keinem andern Stamme angetroffen habe. Einer der Männer stand in der Mitte, gelehnt auf zwei Stäben, die er gegen seine Schultern gestemmt und mit den Armen umfaſst hatte und an welchen er sich, zugleich nach dem Tact mit den Füſsen stampfend, bald rechts, bald links, etwas hinabgleiten lieſs. Acht bis zehn Frauen huckten in sitzender Stellung ebenfalls nach dem Tact in einem engen Kreise um ihn herum, mit zusammengehaltenen und gegen ihn aufgehobenen Händen. Alle heulten aus Leibeskräften, auch die ausser dem Kreise ruhig sitzenden Männer, von welchen noch einige den Gesang auf kleinen sehr dumpf und hohlklingenden Trommeln begleiteten. Diese Trommeln bestanden aus einem einfachen, sonst auch zur Aufbewahrung von Milch bestimmten und aus einem dikken Aloëstamm verfertigten Gefäſs, über welches eine gar gemachte Schafhaut gespannt war. Der Tänzer, (gewöhnlich der alte Sigeb) drehte sich während des Geheuls immer auf seinen krückenähnlichen Stützen, mit vorgestrecktem Kopfe herum, und neigte sich bald gegen die eine, bald gegen die andre der Frauen, die dann sich bereiteten, ihn in den Armen zu empfangen, bis er sich endlich Einer, nachdem er lange gewählt zu haben schien, ganz in den Schooſs sinken lieſs und mit ihr auf die Erde fiel. Schnell rafften sich dann beide, ohne daſs die andern des-

halb aufhörten, fortzuhucken, wieder auf und nahmen ihre Plätze wieder ein oder liefsen sich von frischen Tänzern ablösen. Ihr Gesang war wieder in denselben wunderlichen Intervallen, von denen ich oben bei Gelegenheit der *t'Görrah* einiges gesagt habe und würde sich, in unserm Notensystem ausgedrückt, ungefähr so ausnehmen:



Nur darf man bei dieser Figur nicht vergessen, dafs weder Terze, noch Quinte, noch kleine Septime rein sind, sondern immer zwischen diesem reinen Intervall und dem zunächst nach unten liegenden halben Ton schweben und zwar immer näher dahin, je gröfser das Interwall wird, so dafs man lange zweifelt, ob man in Dur oder Mol moduliren hört und sich weder für das Eine noch das Andre entscheiden kann. So sehr es auch mit den, als ursprünglich betrachteten Gesetzen des Wohlklangs streitet, so scheint es mir doch, als ob bei den südafricanischen Nationen der ganze Ton-Umfang einer Octave in vier gleiche Räume getheilt ist, welche ihre kleinsten Intervalle bilden. Demnach wäre das auf den Grundton zunächst folgende Intervall gleich unsrer Terze weniger 2 Commata, das zweite gleich unsrer Quinte weniger 4 Commata (also fast kleine Quinte), das dritte aber nur um 2 Commata höher, als die Sexte, und folglich dieser

näher als der kleinen Septime. Künftige Reisende mögen weiter untersuchen, einem geübten Forscher bietet sich in dieser Hinsicht am Cap noch ein reiches Feld, denn die vielen Sclaven aus den unterschiedenen Nationen, Mosambiquer, Madagascaren, besonders aber Malayen und Bugonesen haben sämtlich eigene Melodien und andre Intervalle, die auf unsre diatonische Leiter nicht passen.

In eben dieser Nacht erlebten wir auch eine Mondfinsternifs, auf deren Eintritt ich leider nicht vorbereitet war, ich mufste also die gute Gelegenheit, die Länge unsers Aufenthalts einigermaafsen zu berichtigen, wegen der vernachlässigten Bestimmung der wahren Zeit, ohne die Möglichkeit sie zu benutzen, an mir vorübergehn sehn.

Am 12ten Julius liefsen wir die Wagen den mühsamen Weg um die Krümmung des Flusses allein zurücklegen und nahmen zu Fufs den nähern Weg längs dem Ufer. Hier sahen wir zum erstenmal wieder Karroo-Mimosen, die in dem ganzen Lande nördlich vom Oranjerivier nicht mehr vorkommen, und das ausschliefsliche Eigenthum der africanischen Küstenländer zu sein scheinen. Ihre Stelle wird dort ersetzt durch mehrere nahe verwandte Arten, den oft gepriesenen Giraffenbaum, den Elephantendorn und die Roth-Ebenholzbäume. Letztere haben nächst dem Giraffenbaum das schönste und schwerste Holz, obgleich sie selten mehr als vier Zoll Dicke im Stamm erreichen. Die Mühe, welche unsre nach Brennholz ausgesandten Leute immer hatten,

wenn sie die Äste dieses Baums fällen wollten, machte mich auf die Härte dieses Holzes zuerst aufmerksam, ich nahm Proben davon mit, die das schwarze Ebenholz noch bei weitem an specifischer Schwere, an Härte und Dichtigkeit übertreffen und bei der Verarbeitung eine so schöne Politur angenommen haben, daſs man den Bewohnern der Colonie diesen Artikel zur Ausfuhr empfehlen und ihnen Gewinn davon versprechen darf *).

Neben dem rothen gebrochenen Felsen warteten wir die Ankunft unsrer Wagen ab und genossen von seinem Gipfel die weite Aussicht über die ganze Krümmung des Flusses und die davon umgebne Halbinsel. Als wir nach einer kurzen Ruhe kaum wieder aufgebrochen waren, überfiel uns eine groſse Heuschreckenwolke von der schon beschriebenen Art, die in kurzer Zeit den ganzen Boden um uns her bedeckte. Der ganze Schwarm

*) So liefert dieses Holz z. B. ein ganz vorzügliches Material zu Blasinstrumenten, wie ich durch eine von dem geschickten Instrumentenmacher Eisenhardt zu Göttingen, daraus verfertigte Flöte zu beweisen im Stande bin, deren Ton vermöge der Härte des Holzes ganz besonders schön und voll ist. — Übrigens waren alle die oben genannten Arten bisher noch nicht in den Systemen aufgeführt, und mit Ausnahme des Giraffenbaums, von dem Patterson zuerst einige Nachricht gab, nicht einmal dem Namen nach bekannt. Nach den von mir mitgebrachten Exemplaren hat Hr. Professor Willdenow sie sämtlich zur Gattung *Acacia* zurückgeführt und jene beiden Hauptarten *A. Giraffae* und *A. Haematoxylon* genannt. Dies zur vorläufigen Nachricht für Botaniker, denen in der Folge etwas Vollständigeres darüber mitgetheilt werden soll.

zog Nordwärts über den Fluſs hin, in welchen so viele herabfielen, daſs die ganze Oberfläche des Stroms, soweit wir ihn abwärts verfolgen konnten, bald ganz damit überzogen erschien. In einer Viertelstunde waren wir durch den ganzen Zug hindurch, der hinter uns zur Rechten sich noch weit auszudehnen schien. — Zwischen Bergen, deren Gipfel mit groſsen Aloestämmen bekränzt waren, ging unser Weg jetzt nach der *Priskab*furth. Ich hohlte mir eilig einen blühenden Ast herunter, muſste aber den Wunsch einen ganzen Stamm mitzunehmen aufgeben, denn die mehrsten derselben hatten an der Wurzel einen Fuſs im Durchmesser. Wir fanden das Wasser im Flusse diesmal noch niedriger als neulich und setzten deshalb sogleich hinüber, doch mit nicht geringerer Gefahr. Denn die Kälte des Wassers und der heftige Strom machten den Hottentottenknaben, der das vordre Spann leiten und deshalb bis an die Brust hineingehn muſste so bestürzt, daſs er die zu nehmende Richtung verfehlte, in eine Tiefe versank und sich an dem Leitriemen festhalten muſste. Der auf dem Wagen sitzende Treiber suchte die Ochsen wieder einzulenken, die nun über die Taue traten und so in Verwirrung geriethen, daſs der ganze Zug mitten im tiefsten Strome halten muſste. Nur der Geistesgegenwart eben dieses hottentottischen Treibers, der rasch ins Wasser sprang und die verwickelten Ochsen schnell aus dem Joche lösete, verdankten wir es, daſs Alles so gut abging. Denn bei längerm Verzug würde das arme Vieh vor Kälte er-

starrt und vielleicht nicht im Stande gewesen sein, die inzwischen im Sande versinkenden Wagen herauszuziehn.

Neben unserm alten Lagerplatz am südlichen Ufer des Flusses fanden wir so häufige Spuren von Flufspferden, dafs wir beschlossen, sogleich eine Jagd auf sie anzustellen. Ungeachtet der einbrechenden Nacht begaben wir uns daher abwärts am Ufer hinunter und hörten bald drei dieser ungeheuren Thiere laut schnaubend Athem schöpfen. Indessen verstattete die Dunkelheit nicht, den Ort wo sie die Nase aus dem Wasser steckten, genau zu bemerken und nachdem ein Schufs auf sie geschehen war, verschwanden sie sämtlich und wir kehrten nach vergeblichem Lauern ganz durhfroren ins Lager zurück. Eben so wenig gelang uns am folgenden Morgen eine Verfolgung der Springhasen *), von welchen wir unzählige Löcher am Fufse eines nahe liegenden Berges entdeckten. Obgleich alle unsre Hottentotten helfen mufsten, mit Schaufeln und Hacken die nahe unter der Erde hinlaufenden Gänge zu durchwühlen, und obgleich wir überall die frischen Überbleibsel von ihnen bemerkten, so mufsten wir doch zuletzt unser Vorhaben aufgeben, weil sich die Gänge zu vielfach kreuzten und ein so vollkommnes Netz bildeten, dafs es unmöglich war, ihnen die Auswege abzuschneiden. Unsre Hottentotten versicherten auch gleich, ein solches Thier grabe viel schneller, als man es mit

*) *Pedetes* (sonst *Dipus*) *Cafer*.

dem Spaten zu verfolgen im Stande sei und das einzige Mittel, ihrer sicher und in Menge habhaft zu werden sei, das Wasser des Flusses in ihre Baue zu leiten, was hier aber bei der hohen Lage der Gegend nicht zu bewerkstelligen war. Bei heftigem Platzregen könne man auf diese Weise soviel als man nur wolle, mit den Händen greifen, denn die Nässe, die sie aus ihren Löchern treibe, nehme ihnen zugleich die Behendigkeit, mit der sie sonst, allein durch die Schnellkraft ihrer Hinterläufe in groſsen drei bis vier Ellen weiten Sätzen auch dem schnellsten Hunde zu entkommen im Stande wären.

Am 13ten Julius kamen wir durch die *Grootrivierspoort*, schossen Nachmittags eine Menge Antilopen, unter andern auch ein schön gestreiftes *Kudu*weibchen *) und übernachteten an *Baviaansbak*, wo wir am andern Morgen wieder einige unsrer kranken Ochsen im Stiche lassen muſsten. Es fing nemlich bei der zunehmenden allgemeinen Schwäche der Thiere auch eine Art Räude unter ihnen an zu herrschen, an welcher Krankheit wir in der Folge noch viele von ihnen verloren. Dies allerdings sehr groſse Uebel hatte denn doch auch eine vortheilhafte Seite nemlich die, daſs wir nunmehr von den Nachstellungen der Buschmänner ganz verschont blieben, die an unsern verlassenen Lagerplätzen immer Nahrung genug fanden. Wir bekamen auf unsrer ganzen Rückreise auch nicht einen einzi-

*) *Antilope strepsiceros.* Nur das Männchen ist gehörnt.

gen von ihnen zu sehn und wenn wir einmal die Nacht gelagert zubrachten, so hörten wir unsre Hunde nicht leicht anders als auf das Gebrüll eines Löwen oder das Bellen der Füchse anschlagen. Eben so wenig sahen wir (zu unsrer Freude) auf der Rückreise die bettelnden Kaffern wieder, deren wir uns kaum würden erwehrt haben, da alle unsre Vorräthe an Handelswaaren sich bei den Beetjuanen erschöpft hatten. Es ist aber fast zu fürchten, daſs unsre armen Koranen ihnen oder den Buschmännern in die Hände gefallen sind, denn wir sahn sie am *Oranjerivier* zuletzt und erwarteten nachher immer vergeblich, daſs sie uns einholen würden. Sie sind auch, so lange ich mich noch in Africa aufgehalten habe, nie in der Colonie angekommen.

In der Gegend der Salzpfannen überfiel uns ein kalter Regen, der zwei Tage lang anhielt und sich Abends immer in Schnee verwandelte, so daſs die Reise mit jedem Schritt für Menschen und Thiere ermüdender und angreifender ward. Zwar hatten wir nun nicht mehr mit dem Wassermangel zu kämpfen, der uns auf der Hinreise in eben dieser Gegend so viel Noth gemacht hatte, dagegen aber ward uns der Mangel eines Obdachs und die Schwierigkeit die Feuer zu unsrer Erwärmung zu unterhalten, desto fühlbarer. Denn unsre Wagen, nach Landessitte mehr zum Schutz gegen die Sonne, als gegen Kälte und Nässe eingerichtet, erhielten uns nur kurze Zeit trocken und bald drang der Regen durch die dünne Leinwand nicht nur in unsre Kleider, son-

dern in alles Gepäck, auch in die Pfühle und Decken, auf denen wir sonst schliefen. Unser Zelt, mit Mühe aufgeschlagen, stand auf nassem Boden, die mehrsten Sachen kamen naſs hinein, oder wurden es von den aufsteigenden Dünsten; Schiffszwieback und Biltong war unsre Nahrung, die Nächte brachten wir in unsre feuchten Mäntel gewickelt im Gespräch zu. Mich schützte am besten mein bei den Beetjuanen eingehandelter Pelz, an dessen von Fett und Glimmer glänzenden Auſsenseite aller Regen ablief. Am mehrsten aber litten unsre Leute, die in ihren ledernen Wämsern ohne Hemd und Überkleid fast den ganzen Tag in der Nässe zubringen muſsten und bei Nacht noch weniger als wir vor Schnee und Frost geschützt waren. Bisher hatten wir bei dem groſsen Mangel an Brennholz uns immer von dem eingesammelten Mist, der auf der Hinreise von unsern eignen Ochsen an den Ausspannplätzen zurückgelassen war, groſse Feuer angemacht; jetzt da die Nässe dies Mittel unbrauchbar machte, muſsten unsre Leute oft Stundenlang sammeln, ehe sie von dem niedern Gestrüppe einen Arm voll dünner Reiser beisammen hatten, die in wenigen Minuten verbrannt waren. In der That, hätte dieses Wetter sechs bis acht Tage lang angehalten, wir würden mehr davon ausgestanden haben, als von allen bisherigen Mühseligkeiten und vielleicht durch den sichtbar übeln Einfluſs den es auf unser Zugvieh hatte, in die Verlegenheit gekommen sein, unsre Reise nicht fortsetzen zu können. — Man sieht aus diesem Beispiele

aufs Neue, wie viele, nach den bisherigen Beschreibungen völlig unerwartete Schwierigkeiten sich dem Reisenden in diesem Lande entgegenstellen.

In der dritten Nacht legte sich der heftige Wind und ward südlich, es schneite stark bis Mitternacht und die Sonne ging bei völlig heiterm Himmel purpurfarben über der vollkommensten Winterlandschaft auf. Unser Zelt war so fest gefroren, daſs es stehen blieb, als wir die Stricke löseten, um aufzubrechen. Wir muſsten überdies warten, bis die Sonne den Schnee geschmolzen haben würde und konnten daher erst gegen Mittag weiter ziehn, nachdem wir hier abermals sechs völlig gelähmte Ochsen hatten zurücklassen müssen. — Wir waren nunmehr wieder in der Nähe der *Karreeberge*, die sich mit ihren beschneiten Gipfeln immer schöner darstellten, je näher wir kamen. In den Rissen der hohen Flötzlagen glänzten unzählige Eiszacken, die bei der gleichen Höhe aller dieser Lagen einem jeden Berge das Ansehen gaben, als wäre er mit einem breiten silbernen Bande umkränzt. Um Mittag zeigte sich ganz in unsrer Nähe ein groſses Rhinoceros, das zwar verfolgt wurde, aber wegen des schlüpfrigen Bodens und des Mangels an Pferden nicht eingeholt werden konnte und bald in den Gebirgen verschwand. Wir lagerten uns zeitig an Kriegers Grabe und genossen nach langer Entbehrung zuerst wieder warme Speise und erquickenden Schlaf.

In der groſsen Fläche, (die *Karreeberge* unter stets wechselnden Ansichten der vielen wei-

ten und tiefen Thäler immer zu unsrer Linken,) trafen wir wieder eine groſse Menge kleineres Wild, Elennantilopen, Quagga's, Springböcke und Strauſse, von welchen ohne Mühe so viel geschossen ward, als wir zum Vorrath für die nächsten Tage bedurften und langten am 17ten Julius Abends wieder bei der *Shietfontein* an. Die folgende Tagereise brachte uns bis *Leeuwenfontein* wo wir einen halben Rasttag machten. Hier bemerkten wir in dem, nun etwas wasserreicheren Bekken der Quelle groſse Fische, die sich bei dem Versuch sie zu fangen, immer sehr geschickt unter die Felsen verkrochen, so daſs wir nur mit Hülfe unsers Netzes ihrer endlich habhaft wurden. Zu meinem Erstaunen erkannte ich diesen Fisch aus allen Zeichen für den *Silurus anguillaris* Linn., (eine mit unserm Wels nahe verwandte Art) der in dem System als ein Bewohner des Nils angegeben wird. Es waren einige darunter von drei Fuſs Länge und acht Pfund Schwere, die uns eine sehr wohlschmeckende und schon der Abwechslung wegen, nach so vieler Fleischkost höchstwillkommne Speise gewährten. Es schien mir anfangs unbegreiflich, wie diese Fische in eine so kleine, mit keinem Flusse auf die entfernteste Weise in Verbindung stehende Lache gekommen sein konnten, bald aber brachte mich ein Nest der groſsen africanischen wilden Gans, *)

*) Man hält diese Art für eine Varietät der *Anas aegyptiaca* Linn., mit welchem Rechte, wage ich nicht zu entscheiden, da ich beide zu wenig kenne. Sehr nahe verwandt sind sie gewiſs.

das wir nicht weit davon auf dem Wasser schwimmend erblickten, auf den sehr natürlichen Gedanken, daſs eben diese Vögel den Laich dieser Fische, die nach unsrer Begleiter Aussage auch in dem Oranjerivier sehr häufig vorkommen sollen, wahrscheinlich verschleppen und so die Verbreitung dieser Wasserthiere befördern. Jenes Nest selbst zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; es war auf einer derben aus dickeren Rohrschaften künstlich zusammengefügten Grundlage von regelmäſsig vierseitiger Gestalt angelegt und ruhte trocken und weich auf Schilfhalmen und Blättern, von innen mit Federn und Pflanzenwolle gefüttert. Das kleine Floſs, auf dem es ruhte, war an einem auf dem Boden eingewurzelten Wassergewächs befestigt, so daſs es nicht ans Ufer treiben konnte. Eier waren nicht darin befindlich, es schien aber ganz frisch verfertigt und die Brutzeit nahe bevorzustehn. Thiere dieser Art, die wir am Oranjeflusse geschossen hatten, zeigten auch eben jetzt ihr schöntes Gefieder.

Als wir am 20sten nach einer sehr ermüdenden Quaggajagd am *Brakkerivier* ankamen, fanden wir zu unserm Erstaunen die Missionäre Koster und Janssen dort gelagert und erfuhren von ihnen, daſs schon bei ihrer Ankunft am Oranjerivier einige ihrer Hottentotten an den Blattern erkrankt wären und daſs sie deshalb die Reise nicht hätten fortsetzen können. Um der längern Verzögerung vorzubeugen habe Koster alle seine Leute, auch seine Frau sogleich mit dem zuerst reifen Pockengifte geimpft und keiner von Allen

sei

sei sehr bedeutend krank daran gewesen. Die mehrsten hätten schon am zehnten Tage wieder umhergehn und ihre Arbeit verrichten können und jetzt halte er sich hier nur noch auf, um der Vorschrift des Landdrosten gemäſs, die Zeit, die zum Abtrocknen und Reinigen der Kranken erforderlich sei, damit das Uebel nicht in der Colonie verbreitet werde, ruhig abzuwarten. Schon seit vierzehn Tagen sei der Letzte unter seinen Leuten wieder hergestellt, er hoffe daher, bald Erlaubniſs zur völligen Rückkehr in die Colonie bekommen zu können. Da wir ohnehin wieder einige Tage am *Sakrivier* uns aufzuhalten dachten, so wurden die Missionäre angewiesen, uns in die Nähe dieses Ortes zu folgen, wo nach genauerer Untersuchung aller Umstände ihnen fernere Verhaltungsbefehle gegeben werden sollten. Als wir am folgenden Tage bei dem Kichererschen Missionsinstitut ankamen, fanden wir auch die Familie unsers Kok noch dort, unter deren Leuten die Krankheit ebenfalls noch später geherrscht hatte. Sie hatten sich deshalb, ebenfalls unserm Verbot getreu, nicht zu den Hottentotten begeben, sondern ihren Aufenthalt etwa eine halbe Stunde von dort genommen. Ich untersuchte die Kranken, die sämtlich schon seit einigen Wochen wiederhergestellt und von denen einige stark genarbt waren, nnd schlug vor, sie nach vorgenommener Lüftung und Reinigung ihrer ganzen Habe, in vierzehn Tagen nach dem *Roggeveld* abreisen zu lassen. Dieser Vorschlag ward befolgt und das Uebel, das vielleicht in der

wärmern Jahrszeit und in den Häusern der Colonisten einen bösartigen Character angenommen haben würde, wurde dadurch für dasmal glücklich von der Colonie abgewendet. Ohne das zufällige Zusammentreffen unsrer Reise mit dem Nahen der angesteckten Personen wäre der Ausgang vielleicht weniger erwünscht gewesen. Immer sorgfältiger aber wird die Regierung der Colonie in der Folge sein müssen, wenn bei zunehmendem Verkehr mit den Völkern jenseits des Oranjeflusses, die europäischen Abkömmlinge ganz von dem Uebel verschont bleiben sollen. Wie gleich jetzt dienliche Maafsregeln der Regierung vorbereitet werden könnten, darüber gab ich dem Gouverneur meine Vorschläge zugleich mit der Nachricht von dem, was wir beobachtet hatten.

Während unsers Aufenthaltes am Sakrivier beschäftigten wir uns gröfstentheils mit der Untersuchung einiger kleiner Hottentottenniederlassungen, die in einer Entfernung von drei bis vier Meilen im Umkreise zerstreut liegen. Alle diese Orte, an deren jedem nur eine Familie wohnt, haben ein gleich trauriges Ansehn; eine kleine dürftige Quelle, eine elende Binsenhütte voll Schmutz und Ungeziefer, eine niedrig umzäunte Viehhürde und höchstens acht bis zehn magre Ochsen, das sind die Sehenswürdigkeiten, durch welche sich ein solches Fleckchen mitten in dem kahlsten und unfruchtbarsten Landstrich auszeichnet. Die Hottentotten, die sich diese Wohnplätze gewählt haben, gehörten zu *Kicherers* Institut, haben sich aber als die Reicheren getrennt,

um nicht mit allen Übrigen theilen zu müssen und besuchen nur Sonntags die Kirche. Es ist aber keine Frage, dafs selbst die wilden Koranen ein thätigeres und glücklicheres Leben führen als diese Menschen und von den Beetjuanen würde ohne Zweifel auch nicht der Ärmste mit ihnen tauschen.

Auf die Nachricht von unserer Zurückkunft fanden sich der Veldcornet Olivier und einige andre Colonisten, die zu unser Escorte mit beordert gewesen waren, bei uns ein, um durch allerhand leere Ausflüchte ihr Aussenbleiben zu entschuldigen. Einige gestanden sehr naiv, dafs nur die Furcht sie zurückgehalten habe, indem sie fest überzeugt gewesen wären, es werde von der ganzen Gesellschaft Keiner mit dem Leben davon kommen; hätten sie aber gewufst, dafs wir so unversehrt und so bald zurückkehren würden, dann wäre es ihnen nicht eingefallen, sich dem Befehl zu entziehen. Wir verziehen ihnen um so lieber, da wir ihren Beistand nicht vermifst hatten und da sie nur dazu beigetragen haben würden, dafs unsre Vorräthe noch früher zu Ende gegangen wären.

Am 26sten Jul. reisten wir wieder vom *Sakrivier* ab, und nahmen unser Nachtlager an *Quaggafontein.* Hier beunruhigten uns die Löwen wieder stark und hielten sowohl uns, als unser Vieh die ganze Nacht durch ihr nahes Gebrüll in Schrecken. Aus den unterschiedenen Stimmen konnten wir schliefsen, dafs es eine ganze Familie sei, Männchen und Weibchen mit ihren Jun-

gen. Nicht weit von den *Karreebergen* hatten wir am hellen Tage ein solches Paar mit den Jungen aus ihrer Ruhe aufgescheucht, die vor uns hin die Flucht nahmen und deren Spur wir drei Tage lang in dem Wagengeleise bemerkten, dem sie auf ihrer Wandrung, wie einem bequemen Fuſssteige vorzugsweise gefolgt zu sein schienen. Vielleicht waren es dieselben, die wir hier hörten und die in diesem Wild-armen Landstrich der Hunger dazu trieb, sich uns so dreist zu nahen.

Auf der folgenden Tagereise begegneten wir nur einer merkwürdigen Erscheinung, einem ungeheuren Raupenzuge. Es war die Larve einer *Bombyx*-Art, von welcher viele Millionen, dicht aneinander gedrängt und Reihenweise, alle nach einer Richtung vorwärts strebten. Jede Reihe war von der andern etwa einen bis anderthalb Fuſs entfernt und für sich fünf bis sechs solcher Thiere breit. Es schien nicht, als ob das Nahrungsbedürfniſs sie treibe, denn nicht eine einzige saſs ruhend an einer Pflanze, sondern alle krochen rastlos auf dem Boden fort, und das Auge reichte nicht so weit, als man die parallelen Streifen von Norden nach Süden auf und abwärts verfolgen konnte. Die Entstehung dieser ungeheuren Menge solcher Thiere und die Ursache ihrer Wandrungen ist gewiſs noch schwerer auszumitteln, als bei den Zugheuschrecken. Die mitgenommenen Exemplare verwandelten sich in kurzer Zeit, aber nicht eine einzige Puppe blieb am Leben und kam zur vollständigen Ent-

wickelung. — Diese Gegend war auch wieder ausnehmend reich an Straussen, von denen wir viele, (aber immer einzeln) antrafen und hin und wieder einen erlegten. Daſs eben ihre Brütezeit war, bewies die groſse Zahl von Nestern, die wir auf unsern Jagdstreifereien entdeckten und aus welchen wir einen ansehnlichen Vorrath von Eiern zu Geschenken für unsere Freunde in der Capstadt mitnahmen. Eben hier war es auch, wo wir einzelne Nester antrafen, an denen die Buschmänner ihre Zerstörungssucht geübt hatten. Sämtliche Eier waren zerschlagen, die Fuſsstapfen der Thäter noch daneben im Sande. Was sie selbst im Überfluſs nicht gebrauchen können, soll wenigstens keinem Andern zu Statten kommen. Auch haben sie gegen den Strauſs einen eignen Haſs, weil er listig und fernsichtig ist und den Antilopen und Quaggas so oft die Nähe ihrer Nachstellungen verräth. Überhaupt verdanke ich die schon mitgetheilten Bemerkungen über den Strauſs den Beobachtungen, die ich in dieser Gegend anzustellen Gelegenheit hatte.

Ein im kleinen *Rietrivier* bei *Gannakraal* angestellter Fischzug lieferte uns abermals für diesen und die folgenden Tage einen reichen Vorrath an Karpfen, auch fiel in dieser Gegend die botanische Erndte zum erstenmal wieder ergiebiger aus, indem auf den Höhen einzelne kleine Liliengewächse zu blühen anfingen. Bei *Selderyfontein* stieſs ein gewisser Meintjes zu uns, der wegen harter Behandlung seiner Hottentotten von dem Landdrost zur Verantwortung ge-

zogen war und zugleich aussagte, einige seiner Nachbaren wären vor einigen Wochen aufs Neue bei Nacht von den Buschmännern all ihres Viehes beraubt, hätten gemeinschaftlich die Räuber verfolgt und drei von ihnen, die aus einem Hinterhalt giftige Pfeile auf sie abgedrückt, erschossen. Zwei von diesen Getödteten wären dieselben, die wir schon am Sakrivier in unsrer Gewalt gehabt, aber wieder in Freiheit gesetzt hätten.

Auf der Reise von *Grootrietrivier* bis *Kuilenburgsrivier* traf uns wieder starke Kälte und Schneegestöber und auf dem *Roggeveld* selbst fanden wir den Schnee nicht nur in den Hohlwegen mehrere Fuſs hoch zusammengeweht, sondern auch die Felder damit bedeckt. Alle Häuser standen leer, die Bewohner hielten sich noch auf ihren Winterwohnungen in der *Karroo* auf. Je näher wir gegen den Rand des *Roggeveldsberges* hin kamen, desto empfindlicher ward die Kälte und hätten wir nicht auf der Pächterei *Jakalsvalley* ein Haus und Viehhürden gefunden, wir würden es schwerlich dort unter freiem Himmel ausgehalten haben, sondern ungeachtet der allgemeinen Erschöpfung zur möglichst schnellen Flucht in die *Karroo* genöthigt gewesen sein. Von hieraus ward gleich nach unsrer Ankunft ein Bote abgefertigt, der unsre Annäherung in der Karroo melden und Vorspann beordern sollte. Er kam noch vor Tagesanbruch zurück und ein frisches Brod nebst einer Flasche Branntwein, die er mitbrachte, waren köstliche Geschenke für uns, die wir in den letzten Wochen nur Ingwer-

wasser und Thee zu Antilopen- und Schaffleisch genossen hatten. Zugleich brachte er ein Päckchen mit Briefen und Zeitungen aus der Capstadt, die schon eine Weile für uns bereit gelegen hatten. Mit welcher Begierde sie erbrochen und gelesen wurden, kann man leicht denken. Mir wurde die Freude, die ich über manche angenehme Neuigkeit hätte haben können, völlig verbittert durch die traurige Nachricht von dem gewaltsamen Tode meines geliebten ehemaligen Zöglings, des Lieutenants Janssens, der mich auf allen meinen bisherigen Streifzügen begleitet, und den wiederzusehn ich mich so innig gesehnt hatte. Mit ihm starben mir tausend schöne Hoffnungen, die mit mir so Viele über den feurigen, talentvollen Jüngling theilten und nur mit Schmerz konnte ich jetzt der Rückkehr in die Stadt und in den traurenden Kreis meiner nähern Bekannten gedenken.

Bei dem Herabziehen vom *Roggeveldsberg* stürzte einer unsrer Wagen an der gefährlichsten Stelle von einem Felsen herab. Die mehrsten der darauf befindlichen Güter litten dabei nicht weniger Schaden als der Wagen selbst; was ich aber am mehrsten zu beklagen hatte, war die Zerstörung meiner Thierknochen- und Schädelsammlung, von der ich die seltensten Stücke verlor oder die ich beim Nachsuchen am andern Tage nur in Bruchstücken wiederfand, da unsre Hottentotten nicht geglaubt hatten, dafs an diesen einzelnen Knochen sonderlich viel liegen könne.

In der Karroo wurden wir auf dem Platze von Jan van der Westhuizen von den versammelten Roggeveldsbewohnern freudig bewillkommnet und da die Vorräthe von Brod, Wein, Gemüse und Früchten auch unter diesen Leuten schon sehr anfingen abzunehmen, (denn die vorjährige Erdte war schlecht gewesen und überhaupt kennt man in diesem Theile der Colonie dergleichen Genüsse wenig,) so liefs ein Jeder von seinem Platze der Eine dieses, der Andre jenes holen, um uns damit zu erquicken. Auffallend war der Unterschied in der Temperatur der Luft und indessen wir den Rand des Gebirges jeden Morgen mit Reif bedeckt sahen, befanden wir uns hier in einer sehr behaglichen Wärme, die um Mittag sogar beschwerlich werden konnte. Wir mufsten hier einige Tage verziehen, theils um die Ausbesserung unsrer Wagen abzuwarten, theils um mit den Eigenthümern der umgekommenen Ochsen die Entschädigungsbedingungen abzuschliefsen. Die Colonisten machten mich auf eine eigne Erscheinung an den halb krank wieder mitzurückgekommenen Ochsen aufmerksam. Diese nemlich suchten überall die zerstreut liegenden verwitterten Knochen auf und käuten daran stundenlang, wie es schien mit grofsem Behagen, besonders bei Nacht oder wenn sie sich sonst zum Wiederkäuen hinlegten. Wir hatten dies schon auf der Reise bemerkt und hörten hier, dafs das africanische Rindvieh dies oft thue, wenn es von einer Weide plötzlich auf eine andre getrieben werde, besonders aber wenn es von süfser

Weide auf saure Felder komme. Es entstehe ihnen daraus wirkliche Magensäure, die der Instinct sie durch das Käuen der Knochen mildern lehre.

In eben dieser Zeit ward der Körper einer unbekannten alten Hottentottin einige Meilen von hier todt im Felde gefunden und der Veldcornet Nel beorderte einige seines Distrikts, ihn zu einer gerichtlichen Beschauung dieses Leichnams zu begleiten. In der Hoffnung mir einige interessante Präparate verschaffen zu können, liefs ich mir den Ritt von einer halben Tagereise nicht verdriefsen, wir fanden aber den Körper bereits so sehr in Verwesung übergegangen, dafs nichts als der Schädel noch davon brauchbar war.

Am 4ten August verliefsen wir diesen Ort und nahmen zugleich Abschied von unsern treuen Reisegefährten Vischer und Van der Westhuizen, die so wie die Übrigen im Namen des Gouvernements einige angemessene Geschenke bekamen. Rasche Pferde brachten uns in einem Tage durch die jetzt lustig grünende Karroo und am 7ten langten wir glücklich über dem *Witsemberg* wieder in *Tülbagh* an, wo uns unsre Freunde und die Familie des Landdrosten unter lautem Jubel empfingen. Wir waren also genau drei Monate entfernt gewesen und hatten in dieser kurzen Zeit nahe an 350 deutsche Meilen zurückgelegt, denn der entfernteste Punct unsrer Reise lag 178 Meilen von der Capstadt. Unsre erste Sorge war nun, uns wieder des Lebens unter ei-

vilisirteren Menschen würdig zu machen, wieder ordentliche reinliche Kleider anzulegen und die Bärte abscheeren zu lassen. Soviel aber vermag die Gewohnheit, daſs wir die erste Nacht, wo wir wieder entkleidet in ordentlichen Betten schliefen, fast sämmtlich in unbehaglichem Zustande zubrachten, und uns dadurch weniger erquickt fühlten, als wir oft nach kurzem Schlaf auf dem Sattel und unter dem Mantel, gewesen waren.

Vom *Sakrivier* aus hatten wir dem General unsre glückliche Rückkehr in die Colonie und den Erfolg unsrer Reise im Allgemeinen gemeldet, auch war schon in den frühern Berichten der Kinderblattern erwähnt und ich hatte vorgeschlagen, aller fernern Ansteckungsgefahr durch möglichst allgemeine Verbreitung der Kuhpockenimpfung zuvorzukommen. Im Fall dieser Vorschlag genehmigt wurde, hatte ich mich erboten, in der Gegend, wo die Ansteckung am leichtesten möglich war, das Geschäft der Anpreisuug und Einimpfung dieser Schutzblattern selbst zu übernehmen und erwartete nun hier die Befehle sowohl des Gouverneurs, als meines Specialchefs, des Hospitaldirectors Dibbetz. Während dieser Zeit beschäftigten mich häufige Wanderungen in dem Thal *Roodezand*, das eben jetzt in seiner gröſsten Schönheit dastand und in der That wegen der auſserordentlich groſsen Manchfaltigkeit seiner Pflanzenerzeugnisse für den Botaniker einer der wichtigsten Puncte der Colonie ist. — Einer der Colonisten in der Nähe der Drostey

fing eben in diesen Tagen einen groſsen lebendigen Parder und machte dies uns und seinen übrigen Freunden bekannt, die sich denn nach Landessitte an einem bestimmten Nachmittage in groſser Zahl bei ihm versammelten, um das Thier zu beschauen und Zeugen von seinem Kampfe mit den Hunden zu sein, die es zu Tode beiſsen sollten. Nachdem wir erst wohlbewirthet waren, wurden wir zu der Falle geführt, in welcher das Thier noch steckte und woraus es erst sehr vorsichtig hervorgeholt werden muſste, um auf den Kampfplatz gebracht zu werden. Diese Falle lag in der Tiefe einer Bergschlucht und war von rohen Felsstücken aufgemauert, doch so, daſs zwei groſse, dem übrigen Gerölle ähnliche Felsen den Eingang bildeten, übrigens in Absicht des Mechanismus ganz wie eine gewöhnliche Mäusefalle, nur Alles in sehr groſsem Verhältniſs. Die Fallen welche man den Hyänen stellt, sind von derselben Einrichtung, aber oben offen, diese hingegen war oben mit rohem Gebälk bedeckt, durch dessen Zwischenräume man das wüthende, schöngefärbte Thier beobachten konnte und auf welches die Leute, die es jetzt fesseln sollten, sich stellten. Man suchte erst eine Pfote nach der andern in Schlingen zu fangen, dann zog man es herauf und band ihm unter entsetzlichem Brüllen und vergeblichem Wüthen die vier Beine an einander. Hierauf begab sich jemand hinein, der auch eine Schlinge über den Kopf warf, mit deren Hülfe man es halb hervorzog und ihm einen festen Maulkorb anlegte. Nun erst war man im

Stande, es nach dem Werft *) zu schaffen, wo erst der eine Hinterlauf, den man zwischen der Hackensehne und dem Unterschenkelbein durchstach, vermittelst eines Nothrings an einer Kette befestigt ward, die in einen freistehenden Pfahl eingeklammert war. Nach und nach lösete man nun einen Riemen nach dem andern und liefs das Thier endlich sich ganz frei an der Kette bewegen. Es erlangte bald seine ganze Kraft und Geschmeidigkeit wieder und gewährte in dem Wechsel seiner wilden Sprünge und seiner behenden Seitenbewegungen in der That ein sehr schönes Schauspiel, von welchem man keine Vorstellung haben kann, wenn man solche Thiere nur in den engen Käfigen der Thierwärter und überdies durch Zucht, Hunger und unser nafskaltes Clima gedemüthigt gesehn hat. Dieser südafricanische Parder unterscheidet sich, auch abgesehen von der Gestalt seiner Flecken, noch darin von dem nordafricanischen, (dem ächten Panther) dafs sein Bau viel gestreckter ist und seine Füfse im Verhältnifs zum Körper weniger Länge haben. Mehr kriechend, als schleichend stellt er seiner Beute nach, drückt den Bauch dabei fast auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwischen die Vordertatzen ausgestreckt. In dieser Lage bewegte er sich auch jetzt und festgehalten von der Kette streckte er sich so lang aus, dafs man ein ganz andres Thier vor

*) So heifst bei allen Colonisten ein grofser freier Platz zwischen dem Wohnhaus und den Wirthschaftsgebäuden.

sich zu sehn glaubte. Dabei wand sich der Leib unaufhörlich seitwärts und aufwärts, so daſs man seine Bewegungen denen einer kriechenden Schlange zu vergleichen geneigt war. Fest überzeugt, daſs die vorher wohluntersuchte Kette nicht brechen könne, wagten wir uns ganz nahe hinzu und reizten ihn durch Würfe mit kleinen Kieseln und andre Neckereien zum Aufspringen und Brüllen. Darüber ward es Abend, man berathschlagte, ob man ihn jetzt den Hunden Preis geben solle, die inzwischen sämtlich in einem Stalle eingesperrt waren und eben gingen die Mehrsten hinweg, um den Kampf vorzubereiten, als plötzlich bei einem neuen starken Rucke der umgelegte, von zu weichem Eisen verfertigte Nothring sich ganz öffnete und der nunmehr freie Tiger auf den Landdrost und mich, die wir uns am vorwitzigsten genähert hatten, unbändig losstürzte. Wir ergriffen in der gröſsten Bestürzung die Flucht und hörten schon das glücklicherweise etwas abgemattete und seiner vollen Sprungkraft beraubte Ungethüm dicht hinter uns schnauben, als unsre eignen mitgebrachten und eben losgelassenen Hunde an uns vorbeistürmten und ihm auch sogleich an die Ohren und Kehle fuhren. Den besten von diesen, der auf der Reise vor Alter einen Eckzahn verloren hatte, schüttelte er leicht von den Ohren und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Bisse nach dem Kopf. Indessen kamen auch die übrigen Hunde herbei, die ihn desto sicherer packten und von denen sich zwei in die Gurgel so verbissen, daſs der Parder

in weniger als einer Viertelstunde, ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben, erwürgt war. Bis dahin wehrte er sich noch verzweifelt mit seinen Krallen und verwundete noch einen der Hunde so heftig, daſs dieser ebenfalls am andern Tage starb. Bei dem Zerlegen des Thiers fand ich alle Muskeln am Halse und Nacken zerbissen, aber in dem Felle selbst, das äuſserst zähe und von den dichten Haaren geschützt ist, auch nicht das kleinste Loch. Da es auch übrigens völlig unversehrt war, so erstand ich es von dem Pächter für den hier gewöhnlichen Preis von zehn Thalern und nahm nur für meine Sammlung den Schädel und andre merkwürdige Theile als Zugabe mit.

Da am 15ten Aug. noch keine Briefe vom Gouverneur eingelaufen waren, so schickte ich mich schon an, den Landdrost nach der Capstadt zu begleiten, als ich kurz vor der beschlossenen Abreise einen Eilboten mit dem Befehl erhielt, mich sogleich an die Grenzen der Colonie zurückzubegeben, nach den von mir gemachten Vorschlägen die Impfung der Schutzblattern unter den dortigen Colonisten möglichst zu verbreiten und alle mir dienlich scheinende Vorkehrungen gegen die mögliche Mittheilung der Blattern zu treffen. Ich erhielt zu dem Ende einen kleinen Vorrath von Schutzblatternstoff und einen offenen Befehl an die Veldcornets, mir die Mittel zur Fortsetzung meiner Reise zu besorgen. Ich verlieſs daher Tülbagh wieder am 17ten, langte aber wegen einer Unpäſslichkeit, die mich im

Bokkeveld befiel und zwei Tage still zu liegen nöthigte, erst am 24sten wieder am Fuſse des Roggeveldsberges an, wo ich mich bei meinem alten Freund Van der Westhuizen einquartirte. Ich hatte die ganze Reise zu Pferde gemacht, gewöhnlich in Gesellschaft eines einzelnen Hottentotten, der mir von einer Station zur andern zur Bedeckung mitgegeben ward. Es war daher auch nicht möglich gewesen, auch nur den kleinsten Vorrath von Lebensmitteln mitzunehmen und ich war genöthigt, mit den guten Leuten, unter welchen ich mich aufhielt, die ganze armselige Lebensart, an die sie von Jugend auf gewöhnt sind, zu theilen. Dadurch ward ich aber auch vertrauter mit ihnen und bekannter mit der innersten Beschaffenheit ihres Hauswesens, als auf allen den frühern Reisen und lernte einsehn, daſs ein solcher Grad des Vertrauens und Wohlwollens durchaus nöthig sei, wenn man sich diese Menschen ganz zu kennen rühmen wolle. Denn erst jetzt entwickelten sich mir viele ihrer Eigenschaften, sowohl rühmliche als tadelnswerthe, wie ich sie in Allem, was ich bisher über sie gesagt habe, anzudeuten bemüht gewesen bin.

Um zunächst dem Zweck meiner Sendung zu genügen, impfte ich gleich nach meiner Ankunft einige Hottentottenknaben, aus dem Gefolge der Missionäre Kramer und Edwards, die eben vorüberzogen, um sich nach dem Andersonschen Institut zu begeben und ertheilte diesen vernünftigen, von der Wirksamkeit des Schutzmittels schon überzeugten Personen eine schriftliche An-

weisung zur Verbreitung derselben und zur Erkennung der vollkommen bewirkten Immunität gegen das Blatterngift. Durch sie wurden die Schutzblattern nach dem Sakrivier gebracht, wo Krieger und Botma, ebenfalls von mir schon unterrichtet, für die weitere Verbreitung thätig sorgten und die mehrsten Familien längs den Grenzen zur Annahme des Schutzmittels überredeten. Schwerer hielt es, die von jeher sehr ungläubigen und vorurtheilsvollen Einwohner des Roggevelds dazu zu bewegen. Indessen hatte ich einmal ihre Gunst und ihr Vertrauen so fest gewonnen, daſs es mir bald glückte, alle ihre Zweifel zu besiegen, zumal da ich ihnen durch das Beispiel an ihren Hottentotten, die sich meiner Behandlung zuerst unterziehen muſsten, bewies, daſs die durch die Impfung bewirkte Krankheit von weniger Bedeutung sei. Nach und nach verbreitete sich das Gerücht von dem zu Gebote stehenden Sicherungsmittel gegen die so sehr gefürchtete Blatterkrankheit so weit umher, daſs aus der ganzen Karroo an den zur Impfung bestimmten Tagen die Kinder, Sclaven und Hottentotten mir zugeschickt wurden, ja viele der Hausväter kamen selbst, um auch sich nebst ihren Frauen impfen zu lassen, einige andre Alte meinten aber, es sei bei ihnen nicht mehr der Mühe werth und sie würden wohl von den Blattern nichts mehr zu fürchten haben. In den vier Wochen, die ich mich hier aufhielt, wurden in Allem nahe an dreihundert Personen von mir geimpft und durch die vernünftigen Hausväter, beson-

sonders die Veldcornets Nel nnd Marits verbreiteten sich die Schutzblattern nach meiner Abreise noch weiter, so daſs ich die Absicht der Regierung für vollkommen erreicht ansehn und an die Zurückreise denken konnte *).

Während dieses Zeitraums aber hatte ich gar manches zu entbehren und lebte fast noch kärglicher, als auf der letzten Hälfte unsrer groſsen Reise. Meine Wirthe und alle ihre Nachbaren nährten sich nemlich so ganz von Hammelfleisch, daſs gar kein andres Nahrungsmittel weit umher zu finden war. Täglich wurden zwei bis drei Schafe geschlachtet, von denen wir zum Frühstück die gebratenen Gedärme und Füſse (ein Gericht, das durch die ganze Colonie unter dem Namen *Pens en pootjets* sehr berühmt ist) nebst dem gerösteten Schwanzfett bekamen. Das Mittagsessen bestand aus einer kräftigen Suppe und Hammelbraten und Abends waren die gesottenen Rippenstücke unsre Mahlzeit, alles sehr schmackhaft und reinlich bereitet, aber ohne Brod, und Anfangs sogar ohne Salz (denn auch daran fehlte es) gehörte wirklich ein gesunder Appetit dazu, um mehrere Wochen hinter einander sich auf diese Weise nähren zu können. Das Schlimmste war, daſs selbst das Wasser in dieser Gegend

*) Die Schutzblattern kamen im November 1803 mit einem portugiesischen Sclavenschiffe von Mosambique nach der Capstadt, nachdem schon unter der englischen Regierung vergebliche Versuche gemacht waren, sie aus Europa herüberzubringen.

nicht trinkbar, sondern wegen des starken Natrongehalts nur im Theeaufguſs zu genieſsen war, von dem wir sowohl beim Frühstück als beim Mittags- und Abendessen, (sämtlich aus einem Näpfchen,) als dem einzigen Getränk Gebrauch machten. An Wein, Bier, Branntwein oder Essig war gar nicht zu denken und Milch bekam ich nur zu Zeiten als ein Geschenk von meinen dankbarsten Patienten, indem fast alles Zuchtvieh wegen der diesjährigen schlechten Weide in entfernte Gegenden getrieben war. Mein ehrlicher Wirth, dem ich geklagt hatte, daſs mir die Entbehrung des Brods am schwersten falle, lieſs sich die Mühe nicht verdrieſsen, bei allen seinen Nachbaren danach zu suchen; ein Hutkopf voll Gerste war aber alles, was er heimbrachte und von dieser kochte mir die Frau zu Zeiten ein eignes Gericht, wovon Niemand anders zu schmekken bekam. Glücklicherweise durchziehen zu dieser Jahrszeit einzelne Colonisten aus dem gesegnetern Bokkeveld die Karroo mit Früchten, Branntwein und Tabak, welche Artikel sie den Roggeveldsbauern im Tausch gegen ihre fetten Hammel zu hohen Preisen verkaufen. Nach langem Hoffen kam endlich auch Einer in diese Gegend, von welchem ich einen Vorrath köstlicher Granatäpfel und eine Flasche schlechten Branntweins für baares Geld erstand. Zugleich überlieſs er meinem Wirth aus besondrer Freundschaft einige Pfund Salz, durch welches Alles, wie unbedeutend diese Artikel auch sein moch-

ten, mein längrer Aufenhalt mir um Vieles erträglicher genacht ward.

Anfangs fand ich reichliche Beschäftigung in den, an sämtliche Veldcornets des Roggeveldes aufzusetzenden Verhaltungsbefehlen, auf den Fall, daſs sich früher oder später Spuren wahrer Blatteransteckung in ihren Distrikten offenbaren sollten. Schnelle Absonderung der angesteckten Personen oder Einschlieſsung der Plätze, auf welchen sich die Krankheit befände, Hinwegräumung der Kleider, welche die Kranken getragen hatten, wurden ihnen nebst vielen andern Vorsichtsmaaſsregeln anbefohlen und besonders Aufmerksamkeit auf die von der Gegend des Oranjerivier hereinkommenden Fremdlinge zur Pflicht gemacht. Nach Beseitigung dieses Geschäfts brachte ich meine Zeit gröſstentheils auf Spatziergängen mit dem Aufsuchen seltener Insecten und Pflanzen zu, oder ritt zu nahen und fernen Nachbaren, bei welchen immer Einer oder der Andre meines ärztlichen Raths bedurfte. Einige Tage lang beschäftigte ich mich auch mit Versuchen zur Bereitung von Soda aus der Asche der hier häufig wachsenden Salzpflanzen von den Gattungen *Salsola* und *Salicornia*, die so vollkommen glückten, daſs die mitgebrachten Proben dieser bei rohem Verfahren verglaseten Asche der besten spanischen Barilla gleichgeschätzt sind. Viel Zeit ging auch mit den täglich öfter wiederholten Andachtsübungen hin, denen ich treulich und unausgesetzt beiwohnte, so widersinnig meistens auch dabei verfahren ward. Das Tagewerk be-

gann nemlich jeden Morgen nach Aufgang der Sonne mit dem Singen eines Psalms und dem Lesen eines Capitels aus der Bibel. Nicht nur die Kinder sondern sämtliche Sclaven und Hottentotten mufsten dabei zugegen sein und von den letztern wufsten die mehrsten, besonders die Weiber die beliebtesten Psalmen auswendig und sangen sie in schneidendem Discant mit. Dann wurden die Heerden ausgetrieben, die Hirten bekamen ihre Portionen *rohes* Fleisch zugetheilt und nach dem Frühstück ging ein Jeder an seine Arbeit. Wenn Abends die Heerden zurückgekehrt und eingezählt und die Hirten aufs Neue bekösigt waren, versammelte sich das ganze Gesinde aufs Neue im Hause. Zuerst erschien eine Hottentottin, mit einem grofsen Gefäfs voll Wasser, die sämtlichen Mitgliedern der Familie vom Hausvater bis zum kleinsten Kinde die Füfse wusch. Dann ward ein Tisch in die Mitte gerückt, um den sich Alles was Christ war setzte; Sclaven und Hottentotten huckten sich wieder wie des Morgens an den Wänden umher auf die Erde und der Vater las eine Betrachtung aus einer seiner alten Postillen vor, auf welche wieder das Singen eines Psalms und endlich der Abendsegen folgte. Ausserdem ward Sonntags Morgens noch ein feierlicher Gottesdienst gehalten und jedesmal eine recht lange Predigt verlesen. Da ausser diesen Postillen kein andres Buch im Hause war als die Bibel und man mich vorzugsweise nur in dieser lesen sah, so hielt man mich bald nicht nur für einen sehr from-

men, sondern auch gottesgelehrten Menschen und machte mir bald den Antrag, die Abendvorlesung zu übernehmen und (wie es die durchreisenden Missionäre zu thun pflegten) den versammelten Familiengliedern ein Capitel aus der Bibel frei zu erklären. Ich war dazu um so bereitwilliger, da mir die alterthümlich pietistischen Predigten längst ein Ärgernifs und langweilig gewesen waren und da ich bei Darlegung meiner eignen religiösen Ansichten offenbar selbst mehr Erbauung und Unterhaltung finden mufste. Ich wählte denn absichtlich solche Stellen der Bibel, die mir Gelegenheit gaben, die kopfhängerischen Grundsätze der Missionäre auf eine unmerkliche Weise zu bestreiten oder darauf aufmerksam zu machen, wie ohne Nächstenliebe, Verträglichkeit und andre, den africanischen Colonisten fehlende Tugenden keine wahre Frömmigkeit bestehn und man nicht hoffen könne, durch blofse Demuth Gott wohlgefällig zu werden. Ungeachtet dieser oft sehr dreist ausgesprochnen Äusserungen, hatte ich das Vergnügen zu bemerken, dafs meine Vorträge gefielen und den auffallendsten Beweis davon fand ich darin, dafs bald sich auch die Nachbaren zu unsern Abendandachten einfanden und mir mit Aufmerksamkeit und Beifall zuhörten. Ich mufste oft bei mir selbst lächeln, wenn ich bedachte, wie seltsam ich, als deutscher Lutheraner zu der Stelle eines holländisch reformirten Vorlesers gelangt war. So grob unwissend und unduldsam sind aber diese Menschen, dafs auf die blofse Erklärung, ich sei Lutheraner, Alle mit

eben so vielem Unwillen sich von mir gewendet haben würden, als sie mir jetzt Liebe zutrugen.

Kurz vor meiner Abreise kam Nachricht von einem neuen Unfug der Buschmänner und zwar von einer bis dahin ganz unerhörten Art. Sie hatten nemlich eins von den auf dem Gebirge leerstehenden Häusern in Brand gesteckt und die offenbare Bosheit, die daraus hervorleuchtete, indem nur Lust zu schaden, nicht Eigennutz sie zu dieser Handlung verleitet haben konnte, setzte alle hiesige Colonisten in grofses Schrecken. Der alte thätige Veldcornet beschlofs, die Sache selbst zu untersuchen und da der Ritt in einem Tage abgemacht werden sollte, so stand ich nicht an, ihn zu begleiten. Wir hatten zwei bewaffnete Hottentotten bei uns, von welchen der Eine, ein sehr geschickter Schütze bei manchem Gefechte mit den Buschmännern zugegen gewesen war und sich selbst rühmte, mehr als einen in seinem Leben erschossen zu haben. Wir kamen um Mittag an die bezeichnete Pächterei, einen unbedeutenden Viehplatz am *kleinen Vischrivier* und fanden zur Ehre der Buschmänner nicht das Wohnhaus, sondern ein kleines Nebengebäude verbrannt, in welchem sie vielleicht nicht einmal zum Mordbrennen, sondern zu ihrer Erwärmung Feuer angemacht und es nach ihrer sorglosen Weise beim Weggehen zu löschen vergessen hatten. Mit dieser beruhigenden Nachricht kehrten wir gegen Abend heim, wenig besorgt, auch in der Dunkelheit den sichern Rückweg zu finden. Es stand uns aber noch ein böses Abentheuer be-

vor, bei welchem mir die Gefahr das Leben zu verlieren näher kam, als auf allen bisherigen Streifzügen. Es war nemlich fast schon dunkel, als wir über einen kleinen Zweig des *Rhenosterriviers*, dicht unter einem mäfsigen Felsenhügel vorbeikamen, wo wir um uns etwas zu erwärmen vom Pferde stiegen und eine Strecke zu Fufs gingen. Der Veldcornet ging mit dem einen Hottentotten voran, ich folgte mit dem andern in geringer Entfernung. Plötzlich hörten wir seitwärts eine Bogensehne schnarren und in demselben Augenblick rief mein Begleiter mir zu, er sei verwundet, drehte sich um und brannte sein Gewehr los. Der Pfeil steckte ihm in der Seite zwischen der sechsten und siebenten Rippe und war etwa zwei Zoll tief eingedrungen. Unsre herbeieilenden Gefährten halfen mir, ihn behutsam herausziehn. Es glückte auch, ungeachtet des Widerhakens, doch blieb die eiserne, gewöhnlich sehr los aufsitzende Spitze und, wie wir nachher an dem Pfeile bemerkten, wahrscheinlich auch etwas von dem abgebröckelten Gifte in der Wunde. Entblöfst von allen, auch den rohesten Hülfsmitteln, blieb uns nichts übrig, als schleunig die nächste Wohnung aufzusuchen, wir wandten uns deshalb gleich rechts, zogen auf einem beschwerlichen Fufssteige vom Gebirge hinab und brachten unsern Kranken der sich zuletzt vor Schmerz kaum auf dem Pferde zu halten vermochte, nach einer dicht am Fufse liegenden Winterwohnung, wo sogleich alle nur zu Gebote stehende Mittel in Anwendung gebracht wurden.

Indessen hatte der Weg uns zu lange aufgehalten und das Gift war vermuthlich von der heftigsten Art, denn kaum anderthalb Stunden nach unsrer Ankunft verschied der Verwundete, nachdem er bald das Bewustsein verloren und sein Zustand sich mit jeder Minute verschlimmert hatte, unter den heftigsten Convulsionen. Wahrscheinlich hatten die schon am Tage uns ungesehn umgebenden Buschmänner ihn als ihren alten Widersacher erkannt und Rache zu nehmen beschlossen. Ein *Busch* von weiſsen Strauſsfedern, den er auf dem Hute trug, machte ihn kenntlich genug, um auch in starker Dämmerung auf ihn zielen zu können und so war nichts im Stande ihn zu retten. Bei *allem* Kummer, den dieser Vorfall in mir erregte, muſste ich's dem Buschmann noch danken, daſs er so sicher gezielt hatte, denn wenige Zoll seitwärts wäre der Pfeil an dem Hottentotten vorbei und mir in den Leib gefahren.

Jetzt sehnte ich mich immer stärker, diese traurige Gegend wieder zu verlassen und schwang mich mit wahrer Freude am 20sten September wieder zur Rückreise aufs Pferd. Ich nahm meinen Weg durch eine andre Gegend, in welcher ich noch einige bekannte Colonisten besuchte und die *Schoorsteenberge* nebst dem zunächst daran stoſsenden Theil der Bokkeveldskarroo untersuchte. Durch die Unkunde meines Wegweisers ward ich hier noch einmal eine halbe Nacht in der Wüste umhergeführt und brachte die andre Hälfte, da wir die gesuchte Wohnung nicht fanden, im freien Felde auf dem Sattel schlafend zu.

Nach allen diesen Abentheuern langte ich am 25sten wieder in *Tülbagh* an, verweilte dort noch einige Tage und kehrte dann endlich nach der Capstadt zurück, wo ich am 30sten nach einer Abwesenheit von mehr als fünf Monaten wieder eintraf. Ich hatte einen Theil der Rückreise in Gesellschaft unsers Freundes Kok gemacht, der jetzt erst, nach Beendigung seiner Geschäfte in der Karroo, die Capstadt besuchte. Eine Untersuchung seines bisherigen Verfahrens bei den Beetjuanen, die sowohl von der Regierung, als von dem capischen Departement der europäischen Missionsgesellschaften angestellt ward, hatte seine schnelle Rechtfertigung zur Folge und wohl ausgerüstet mit allen Erfordernissen zu einem neuen vieljährigen Aufenthalt unter jenem Volke, kehrte er nach einigen Wochen dorthin zurück. Obgleich fortdaurend vom Könige und Volke geliebt, hatte er dennoch im Jahr 1808 das Unglück, in einem Privatstreit mit einem Beetjuana, von diesem erschlagen zu werden. Seine Wittwe kehrte in die Colonie zurück, nachdem der König ihr feierlich gelobt hatte, den Thäter auf das härteste zu bestrafen. Ob er Wort gehalten, war bei Absendung der neuesten Nachrichten, die ich aus der Capstadt erhielt, dort noch nicht bekannt geworden. Ueberhaupt galten dort noch vor einem Jahr, die Nachrichten, die wir von den Beetjuanen heimgebracht, für die neuesten. Eine sehr wohlausgerüstete Gesellschaft, die im Jahr 1807 von dem damaligen Gouverneur Lord Caledon, unter Anführung eines kenntnifsreichen Arztes,

des Doctor Cowen in jene Gegenden geschickt ward und die wo möglich bis an die Besitzungen der Portugiesen in der Gegend von *Mosambique* vorzudringen angewiesen war, scheint leider verunglückt zu sein, denn im Mai 1810 hatte man noch keine Nachricht von ihr, und die Berichte, die sie im September 1807 von den Grenzen der Colonie zurückgesandt hatte, waren noch immer die neuesten. Von dem regen Forschungsgeist der Engländer darf man aber erwarten, daſs er sich durch solche unglückliche Beispiele nicht werde zurückschrecken lassen und ehe ein neues Jahrzehend vergeht, hoffe ich durch wackere Männer von dieser Nation meine Erfahrungen erweitert und berichtigt zu sehn.

Wenige Wochen nach meiner Zurückkunft sandte General Janssens abermals zwei Officiere, den Rittmeister de Labat und den Artilleriecapitän Mossel in einige näher gelegne Gegenden der Colonie. Des unstäten Lebens einmal gewohnt, machte ich mit Freuden von seiner Erlaubniſs Gebrauch, diese Herrn zu begleiten, hauptsächlich um mich über die Gebirgsgegend an den Quellen des *Rivier zonder end* näher zu belehren, die auf der eben damals vollendeten Karte der Colonie nur mangelhaft dargestellt war. Ich verlieſs in ihrer Gesellschaft am 23sten October die Capstadt, um zum viertenmale die Colonie zu durchreisen. Zwei Tage hielten wir uns in *Stellenbosch* auf, zogen dann über das Gebirge und langten bei dem warmen Bade am *Zwarteberg* an demselben Tage an, als

Herr Doctor Hassner in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft von angesehenen Personen aus der Capstadt den Grundstein zu dem neuen Brunnenhause legte. Die mehrsten dieser Herrschaften gebrauchten eben das heilkräftige Bad und rühmten die bessere Pflege und Bewirthung, die jetzt hier den Gästen zu Gebote stehe. Die allgemein herrschenden gastfreundlichen Grundsätze vertragen sich nicht mit der Einrichtung von Wirthshäusern auf europäischen Fuſs. Daher bezahlt hier, wie in den Gasthöfen zu Stellenbosch und in der Capstadt, der Fremdling dem Wirth nicht jedes Einzelne, sondern genieſst alles frei was der Vorrath eben bietet, wofür er beim Scheiden eine gewisse vorher für jeden einzelnen Tag bedungene Summe entrichtet. So bezahlte man hier täglich drei Thaler für Wohnung, Speise und Trank und nur was man an europäischen Weinen begehrte, ward besonders berechnet. Bei den Brüdern in *Baviaanskloof*, die wir sodann wieder besuchten, fanden wir ein auf ähnliche Weise eingerichtetes Wirthshaus, in welchem sie, bei dem immer sich mehrenden Andrang von Fremden, jetzt ihre Gäste gegen eine billige Vergütung beherbergten. Dann wurden die Ufer des *Rivier zonder end* und die Waldungen längs dem Gebirge abermals durchstreift und auch *Zoetemelks - Valley* wieder begrüſst. Hier erlebten wir am 2ten Nov. einen der fürchterlichsten Orcane, die je in der Capcolonie beobachtet waren. Die alten ehrwürdigen Eichen vor dem Hause des Posthalters wurden durch die

Gewalt dieses Sturms ihrer dicksten und gesundesten Äste beraubt und zugleich fiel ein so heftiger Regen, daſs der Fluſs in wenigen Stunden zu einer beispiellosen Höhe anschwoll. An eben diesem Tage wurden sämtliche in der Tafelbay liegende Schiffe von ihren Ankern geschlagen und die mehrsten von ihnen, unter andern auch die schöne französische Fregatte Atalante, scheiterten am Strande.

Von *Zoetemelks Valley* zogen wir den Fluſs hinauf, durchstreiften die Gebirge an seinen Quellen und das ganze *Bosjesveld* und kamen am 7ten Nov. in *Tülbagh* an, wo wir abermals einige Tage mit unsern Freunden zubrachten und dann über *Wagenmakers Valley, Paarl* und *Stellenbosch* nach der Capstadt zurückkehrten. Einige Tage vor meiner Ankunft in *Tülbagh* war der alte Bartmann im Gefängniſs gestorben, ich lieſs den Leichnam wieder ausgraben um mir seinen, in manchem Betracht schon am lebenden Körper merkwürdigen Schädel zu verschaffen, den ich nach meiner Rückkehr in Europa nebst der Haut seines Gesichts in der treflichen Sammlung des Herrn Hofrath Blumenbach zu Göttingen niedergelegt habe.

Die nächsten Wochen des Aufenthalts in der Capstadt vergingen unter den Beschäftigungen, die ich in dem ausführlichen an die Regierung zu erstattenden Bericht und in dem Ordnen meiner gesammelten Beobachtungen und Naturseltenheiten fand. Ungeachtet der zunehmenden Gunst meiner Vorgesetzten und des immer fester

sich schlieſsenden Vereins, der mich mit einigen edlen Freunden verband, fing ich während dieser Beschäftigung doch an, eine rege Sehnsucht nach meinem deutschen Vaterlande und den Wunsch zu fühlen, mich über Vieles, was ich gesehn und erfahren mit klugen und gelehrten Männern zu besprechen und den Umfang meines Wissens durch Austausch, wie durch neues Einsammeln von Kenntnissen (worauf ich bei meiner jetzigen Abgeschiedenheit von der gelehrten Welt so sehr Verzicht leisten muſste) zu erweitern. Ich entdeckte dem Gouverneur meinen Wunsch, die Colonie zu verlassen und erhielt die Zusage, von ihm in diesem Vorhaben, das bei der unterbrochenen Communication mit Europa und den hohen Preisen die für den Transport gefordert würden, nicht leicht auszuführen war, aufs kräftigste unterstützt zu werden. Schon hatte ich mit einigen dänischen Schiffscapitänen, deren Ärzte in Batavia gestorben waren, über vorläufige Bedingungen unterhandelt, als plötzlich Nachrichten von der Annäherung einer groſsen englischen Flotte einliefen, von welcher man allerdings nichts anders, als einen Angriff auf die Colonie erwarten konnte. Daſs der americanische Schiffscapitän, der diese Flotte von mehr als sechzig Segeln unweit der Linie südwärts steuernd gesehn haben wollte, die Wahrheit gesagt habe, bestätigte sich wenige Tage nachher, indem ein französischer Kaper am 26sten December von einer englischen Fregatte unweit der *Houtbaay* auf den Strand gejagt ward. Doch blieb Alles ruhig bis

zum 4ten Januar 1806, wo man von den Bergen aus mit Tagesanbruch die groſse feindliche Flotte erblickte, die sich bei der Annäherung immer furchtbarer darstellte und endlich drei und sechzig Segel stark, sich gegen Abend zwischen dem Robbeneiland und der Küste vor Anker legte. — Die ausführliche Erzählung von dem nun wirklich erfolgenden Angriff und von den Maaſsregeln, die von dem Gouverneur und General en Chef dagegen ergriffen wurden bleibt dem historischen Abschnitte meines Werks vorbehalten, wo sie im Zusammenhang mit den vorhergegangenen Begebenheiten und mit den Angaben über die militärische Lage der Capstadt einen schicklichern Platz finden wird. — Auch hier war ich wieder Augenzeuge der wichtigsten Begebenheiten, befand mich an dem Orte der Landung in eben dem Augenblick, als das Battaillon, bei welchem ich diente einen schwachen Versuch machte, diese zu vereiteln, zog mich darauf mit diesem Battaillon auf das Haupt-Corps zurück, das inzwischen aus der Capstadt anrückte und erlebte zwei Tage später (am 8ten Jan.) die Schlacht, die das Schicksal der Capstadt und wenn nicht gleich, doch mittelbar der ganzen Colonie entschied. Jene, von dem Obristlieutenant von Prophalow befehligte aber nur schwach von Bürgermiliz und Auxiliärtruppen vertheidigt, capitulirte am 9ten und das vom General vom Schlachtfelde zurückgewiesene Battaillon Waldeck ward kriegsgefangen. Dem einmal gefaſsten Entschlusse getreu, zog sich General Janssens mit dem Rest

seines Corps in die feste Position auf dem Hottentottsch Hollands-Gebirge zurück, wo ihm nun alle die früher getroffenen Anordnungen trefflich zu statten kamen und wo er jetzt leicht sein kleines kaum funfzehnhundert Mann starkes Heer aus den angelegten Magazinen verproviantirte. Hier konnte er selbst der überlegensten Macht Trotz bieten, wenigstens so lange er nicht über *Tülbagh* und im Rücken angegriffen ward, in welchem Falle die Passage der *Houhoek* doch immer noch einen günstigen Vertheidigungspunkt bot. — Die gefürchtete Umgehung erfolgte, und drohte, die Zufuhr von Lebensmitteln bald gänzlich abzuschneiden. Überdies stimmten im Kriegsrath die sämtlichen Offiziere für die Annahme der täglich aufs Neue von den Engländern angebotenen ehrenvollen Capitulation, so daſs der General endlich einwilligte, dem Feinde die Colonie zu übergeben und sich mit seinem kleinen Häuflein unter freiem Abzug nach Holland führen zu lassen. Bevollmächtigte schlossen die Capitulation am Fuſs des Gebirges am 23sten Januar und am folgenden Tage zogen wir mit klingendem Spiel nach den Wynbergen, wo das holländische Corps bis zu seiner Einschiffung ein Lager bezog. Ich selbst begleitete den General nach der Capstadt, wo ihm die englischen Befehlshaber Sir David Baird, Admiral Popham und General Beresford alle die Beweise von Achtung gaben, die ihm auch als Überwundnem in so vollem Maaſse gebührten. Der Monat Februar verging unter den nothwendigen Vorberei-

tungen zur Einschiffung der Truppen, die in den ersten Tagen des März, sich auf die zu ihrem Transport bestimmten sieben Cartelschiffe begaben. Dem General war das sehr bequeme und geräumige Transportschiff *Bellona* zur Disposition gegeben, auf welchem er, ausser seiner Familie, noch ein kleines Gefolge mitnahm, in welchem ich mit begriffen war. — Am 5ten März begaben wir uns an Bord, nachdem ich mich unter schmerzlichen Empfindungen von einer Stadt und von Freunden getrennt hatte, denen ich so Vieles verdankte und die ich vielleicht nie wiedersehn sollte. Mit günstigem Südostwinde gingen wir am folgenden Tage unter Segel und unter dem Nachhall der Ehrengrüſse vom Castel und den englischen Kriegsschiffen entschwanden uns allmählig die bekannten Gegenden, die uns jetzt theurer geworden zu sein schienen, als wir bisher selbst geglaubt hatten. In wenigen Stunden lag uns der Tafelberg nur noch wie ein dunkles Gewölk am südlichen Horizont und noch vor einbrechender Nacht sahen wir nur Himmel und Meer.

Am 20sten März erreichten wir die Insel *Sanct Helena* und kamen um Mittag vor *Jamestown* zum Anker. Der Gouverneur der Insel, Sir Robert Patton gewährte uns nicht nur die Erlaubniſs ans Land zu kommen und Erfrischungen einzunehmen, sondern begegnete uns Allen mit auszeichnend zuvorkommender Höflichkeit. Täglich waren eine groſse Zahl holländischer Officiere an seine Tafel geladen und die reicheren Bewohner

der

der Stadt schienen mit ihm in dieser freundlichen Behandlung zu wetteifern. Niemand aber erfuhr diese in vollerm Maaſse als ich. General Janssens hielt es aus mehrern Gründen nicht für rathsam, das Schiff zu verlassen, noch mit der Würde eines nicht kriegsgefangnen Generals verträglich, sich in einer feindlichen Festung zu zeigen. Er lehnte daher für seine Person alle Einladungen des Gouverneurs, wie dringend sie sein mochten, ab. Beide Männer schätzten sich längst, da öftere Unterhandlungen über Auswechselungen von Kriegsgefangnen oder über Zurückforderungen genommener Schiffe sie in den Stand gesetzt hatten, sich gegenseitig nach ihrem ganzen Werth kennen zu lernen. Der Gouverneur Patton fürchtete daher nicht, sich etwas zu vergeben, wenn er einem solchen Mann die erste Höflichkeit erwies und er selbst, der Freiere, erschien bei uns am Bord. Eine wiederholte Einladung, daſs die Frauenzimmer von der Familie des Generals den Landsitz des Gouverneurs in der Mitte der Insel besuchen möchten, konnte aus manchen Gründen ebenfalls nicht angenommen werden. Dagegen hatte General Janssens die Güte, meiner Liebe zur Naturgeschichte zu gedenken und den Gouverneur für mich um die Erlaubniſs zu einer kleinen Reise durch die Insel zu bitten. Zwar besteht ein Gesetz, nach welchem kein Fremder auf die Höhe der Insel und überhaupt aus den Barrieren von *Jamestown* darf zugelassen werden. Denn vor vielen Jahren überraschte man einmal zwei Anfangs unverdächtige Reisende,

die sich auf den Bergen mit der Aufzeichnung der Situationen und Festungswerke beschäftigten. — Dennoch willigte der Gouverneur ein. Ich begab mich vor Tagesanbruch ans Land, frühstückte mit dem biedern Engländer, der mich im Voraus auf die merkwürdigsten Puncte der Insel aufmerksam machte und fand vor seiner Thür ein rasches Pferd bereit stehen; der Aufseher seiner Gärten, ein gewisser Herr Porteus war zu meinem Führer bestimmt. —

Sanct Helena vereinigt die Vorzüge mehrerer Climate. Es liegt in der heifsen Zone (unter dem 16ten Grad S. B.) aber die Höhe seiner fast immer von Wolken getränkten Fläche, denn es ist fast nur als ein einzelner ungeheurer Felsen zu betrachten, und das rings umgebende Meer erhalten die Luft stets kühl und rein. Dabei herrscht, was sehr merkwürdig ist, hier jahraus jahrein der Südostwind und gerade dann am stärksten, wenn auf dem, genau im Südosten liegenden Cap die Nordwestwinde am heftigsten wehen; unter dem Wendekreise aber finden die Schiffer zu dieser Jahrszeit verdriefsliche Stillen; eine allerdings schwer zu erklärende Erscheinung. Die Stadt *Jamestown* liegt in einer engen Bergschlucht, durch welche sich ein Bach in das Meer herab ergiefst. Hier ist der einzige Landungsplatz, den eine respectable Strandbatterie vertheidigt. Die Rhede wird von eben so furchtbaren Festungswerken, die in unterschiednen Höhen auf den beiderseitigen Bergen angebracht sind, beherrscht. Man betrachtet die Insel in ihrem jetzi-

gen Zustande als völlig unnehmbar. Eine bequeme, massiv erbaute Mouille erleichtert den Schaluppen das Landen, das dennoch bei der ungestümen Bewegung des Meers oft beschwerlich genug ist. Von hier gelangt man zunächst an den rechten Flügel der Strandbatterie, hinter welcher eine schöne Allee von grofsen indischen Feigenbäumen (*Ficus religiosa*) bis an das Thor führt; dieses liegt ziemlich in der Mitte der Mauer, die von einem Berge zum andern geführt ist und die Stadt vom Strande scheidet. Beim Eintritt in das Thor hat man das Gouvernementshaus, ein ganz stattliches Gebäude gleich links und von dort führt eine lange Strafse in die ziemlich dunkle und unfreundliche Stadt, die nur aus dieser Strafse und einigen seitwärts höher und zerstreut liegenden Häusern besteht. Ganz am Ende der Strafse liegen die Gärten des Gouverneurs und einiger Privatpersonen. Hinter dem letzten steht eine Schildwache, die jedem Fremden das weitere Vordringen verwehrt. In den Gärten selbst sieht man Gewächse aus allen Climaten. Die mehrsten Alleen sind von *Ficus religiosa* und *bengalensis*, welcher letztern man die von den Aesten in die Luft wachsenden, die Erde suchenden Wurzeln oft beschneidet. Zu den Seiten-Alleen wählt man vorzugsweise das Bambusrohr, das hier eine bedeutende Höhe erreicht und reichen Schatten giebt. Viele europäische Pflanzen stehn hier neben africanischen, ostindischen, neuholländischen und südamericanischen und alle scheinen gleich gut zu gedeihen. Besonders merkwürdig ward

mir ein Baum, den Cook auf der Rückkehr von seiner zweiten Reise selbst hier gepflanzt und der schon eine ansehnliche Gröſse erreicht hatte. Es war die *Barringtonia speciosa* und so wie sie jetzt dastand, alle Zweige voll von den prächtigsten Blüthen, bildete sie unleugbar eine der herrlichsten Erscheinungen, die die Pflanzenwelt bietet. Man mag sie sich einigermaaſsen vergegenwärtigen durch die Vorstellung, als sähe man eine recht schöne Linde, die an dem Ende jedes Zweiges eine groſse Cactusblüthe trüge. Auch ist ihr Geruch nicht minder lieblich als der, den man an diesem, in unsern Treibhäusern vorkommenden, nur eine Nacht blühenden schönen Gewächse kennt. *Proteen*, *Erythrinen*, *Sophoren* und andre capische Bekannte standen daneben, als wollten sie noch einmal von uns Abschied nehmen und tiefer im Garten auf feuchterem Boden bewiesen Cocos, Dattel- und Schirmpalmen (*Corypha minor*,) daſs ihnen das hiesige Clima besser zusage, als das capische, in welchem sie nie haben gedeihen wollen.

An diesen Gärten vorüber, die ich schon in den ersten Tagen besucht hatte, ging auch heute unser Weg, der bald sich steiler in der Schlucht hinaufwand und nach halbstündigem Klettern uns auf die Fläche der Insel brachte. Hier erblickten wir rechts und links eine Menge von Pächtereien zwischen schönbegrünten Feldern und Wiesen, die wie die Häuser selbst mehr an Europa und namentlich an England erinnerten, als irgend ein Fleck in der Capcolonie. Fettes Rindvieh wei-

dete hier auf üppigem Grase, doch erzählte mein Begleiter, die Insel könne bei weitem nicht soviel dieser Thiere ernähren, als sie bedürfe. Was er mir von den Bewohnern berichtete, stimmte wieder ganz mit dem Character der europäischen Colonisten in allen Weltheilen. Gutmüthigkeit, Gastfreundlichkeit, Widersetzlichkeit gegen die Regierung, ewiger Hader mit den Nachbaren, vernachlässigte Geistesbildung bei günstigen Anlagen und kräftiger Körperbildung, das sind auch hier die Hauptzüge. — Bald ward der Boden wieder unebner und hügliger, wir kamen an einzelne höchst romantische Puncte, wo reinliche Pächtereien in tiefen Bergwinkeln, von Eichen und Pappeln umpflanzt, vor uns lagen. Ich schwelgte in dem so lange entbehrten Genuſs, den mir feuchte Bergluft und der Anblick üppiger Triften gewährte. Unser Weg ging gegen den höchsten nordwestlichen Theil der Insel. Hier fing der Boden an, unfruchtbarer zu werden, der Häuser wurden weniger. An den Bergen standen einzeln mehrere Arten von einheimischen Bäumen zum Theil von 10—12 Fuſs Höhe, naktem Stamm und groſsen breiten Blättern, deren systematische Namen mein Führer mir nicht anzugeben wuſste. Drei Arten davon nannte er *Cabbagetrees* (Kohlbäume) zwei andre *Gumtrees* (Gummibäume.) Alles was ich herausbrachte, war, es seien Syngenesisten. Je höher wir kamen desto feuchter ward der Boden, desto mehr machten die Grasarten (lauter europäische) den Farrenkräutern Platz. Wir ritten im Nebel und feinem Regen,

ich erfuhr, die Sonne scheine hier selten und immer seien Wolken auf diesem Theil der Insel gelagert. Nachdem ich manch seltnes und schönes Gewächs aus den Gattungen *Polypodium, Asplenium, Blechnum, Jungermannia, Marchantia* u. s. w. gesehn hatte, kamen wir endlich an die Stelle, wo das gröſste aller Farrenkräuter die *Diksonia arborescens* ihren ausschlieſslichen Standort hat. Man kann den Anblick dieser Pflanze kühn dem der Palmen vergleichen, von denen sie manche an Schönheit der Blätter noch übertrifft. Es waren Stämme von 12—14 Fuſs Höhe darunter, sie standen einzeln zerstreut in Felsenspalten wurzelnd. Man findet sie auf der Insel nicht weiter und auch sonst nirgends, so daſs mit weniger Mühe die ganze Art von der Erde zu vertilgen wäre.

Weiter führte mich mein Begleiter auf dem Kamm dieses Gebirges fort, an einen der schönsten Puncte der Insel, von welchem man eine höchst wunderbare Gegend zu seinen Füſsen sieht. Links erstrecken sich nemlich die grünbewachsenen Berghöhen in einer geraden Linie und senken sich immer mehr gegen den westlichen Rand der Insel, hinter welchem man den Horizont des Meers von diesem hohen Standpunct aus in einem unermeſslichen Bogen sich heben sieht. Zur Rechten aber ragen, um den schauerlichsten Contrast darzustellen, ungeheure, völlig nackte Felsenmassen von gleicher Höhe wie die gegenüber liegenden, mit zackigen Gipfeln empor. Es bleibt unerklärlich, welche Ursachen gerade hier alle

Vegetation hindern, da sie sonst so üppig über die ganze Insel sich verbreitet hat, aber nur Seevögel bewohnen diese Felsen und bauen in den Spalten ungestört ihre Nester. Um den romantisch wilden Character dieses Thals auch durch den Namen zu bezeichnen, hat der erste Entdekker es einem Ossianischen Helden geweiht und es führt bis auf diesen Tag den Namen *Rynosvale.* Von hieraus mufsten wir einen Theil des Weges wieder zurück, denn nur ein Pfad führt auf diese Höhe, wir wandten uns dann nach dem nördlichen Ufer der Insel und kamen Nachmittags auf dem Landsitz des Gouverneurs an, wo wir ihn selbst, umgeben von seinen drei liebenswürdigen Töchtern antrafen. Die Bauart des Hauses, die geschmackvolle innere Einrichtung, der Garten, die Wirthschaftsgebäude, Alles versetzte mich lebhaft nach England. Jede der Töchter war Meisterin in irgend einer Kunst. Die Eine spielte mit grofser Fertigkeit den Flügel, die Andre übte mit glücklichem Erfolg den Gesang, die Dritte zeigte mir ein ganzes Zimmer voll der treflichsten Oelgemälde, sämmtlich Werke ihrer eignen Hand. Eine Reihe von sechs grofsen Bildern stellte die schönsten Ansichten der Insel dar, ich erkannte mit Entzücken mehrere davon wieder und erfreute mich besonders an der höchst geistreichen lebendigen Darstellung des Rynothales. Auch ein gröfserer Kenner als ich würde diese Gemälde würdig erkannt haben, neben den Werken der berühmtesten Meister in einer Gallerie aufgestellt zu werden. Die wenigen

Stunden, die ich in der Mitte dieser freundlichen interessanten Familie zubrachte, zähle ich zu den glücklichsten meines Lebens. — Nach dem späten Mittagsessen, das erst mit einbrechender Nacht endigte, kehrte ich in Gesellschaft des Adjutanten des Gouverneurs, Lieutenants Pritchard nach *Jamestown* zurück, wo ich eben noch zeitig genug ankam, um mit der letzten Schaluppe wieder an Bord zu gehn.

Gleich am folgenden Tage, dem 24sten März lichteten wir die Anker und setzten mit fortdaurend günstigem Winde unsre Reise fort. Am 29sten segelten wir an der Insel *Ascension* vorbei und schon am 4ten April passirten wir unter 20 Grad westlicher Länge von *Greenwich* die Linie. Bald kamen wir in den Strich der nordöstlichen Passatwinde, die bis zum 27sten April herrschend blieben und uns in dieser Zeit bis auf die Höhe der Canarischen Inseln brachten. Dann erlebten wir einen Sturm aus Nordwesten, sahen unter diesem am 5ten Mai die *Azoren* und fanden am 16ten zum erstenmal Grund mit dem Senkblei auf 85 Faden. Am folgenden Tage erblickten wir die *Silly Islands*, wurden nun am Eingang des Canals von vielen englischen Kriegsschiffen visitirt und von einigen, denen unser stolzer Capitain nicht gleich Rede stehen wollte, sogar scharf beschossen und kamen am 20sten in *Plymouth* vor Anker. Hier erfuhren wir einige der wichtigen politischen Ereignisse, die inzwischen statt gefunden hatten, verließsen den Hafen ohne einen Fuſs ans Land gesetzt zu haben

und kamen nach einem eben so kurzen Aufenthalt vor *Deal* endlich am 5ten Junius glücklich in *Vlissingen* an. Nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Holland sah ich im October das Vaterland wieder und fand nach fünftehalbjähriger Abwesenheit in den Armen der Meinigen den ersten Lohn für so manche überstandne Beschwerde.

und kamen nach einem eben so kurzen Aufenthalt vor *Deal* endlich am 3ten Junius glücklich in *Vlissingen* an. Nach einem viermonathlichen Aufenthalt in Holland sah ich im October das Vaterland wieder und fand nach fünftehalbjähriger Abwesenheit in den Armen der Meinigen den ersten Lohn für so manche überstandne Beschwerde.

Erste Beilage.

Ueber die *Sprache* der wilden Hottentottenstämme, insonderheit der Koranen und Buschmänner.

In der Colonie und in den Diensten der Weifsen werden wenig Hottentotten gefunden, die nicht des Holländischen mächtig wären, oder die ihre ursprüngliche Mundart noch rein und vollkommen redeten. Die mehrsten haben nur noch einzelne Ausdrücke beibehalten, die zu dem Gemisch von Holländisch, Portugiesisch und Malaiisch, das ohnehin von den Sclaven und gemeinen Leuten gesprochen wird, das vierte Ingrediens abgeben. Nur an den Grenzen findet man noch Einzelne, die zu den Ihrigen hottentottisch reden, aber auch von ihnen werden nebenher viele fremde Wörter gebraucht, die nur den hottentottischen Accent oder hie und da einen Schnalzlaut bekommen. Es ist daher ein ganz vergebliches Bemühn, in der Colonie selbst sich über die Sprache der Hottentotten belehren zu wollen und nur aufserhalb ihrer Grenzen darf man hoffen, über die Eigenthümlichkeit dieser Mundart zu einem irgend genügenden Resultate zu kommen, das

zugleich im Stande wäre, eine Prüfung dessen was frühere Reisende darüber berichtet haben, zu begründen *).

Das seltsam Characteristische dieser Sprache hat nemlich von jeher die Aufmerksamkeit aller Reisenden in Anspruch genommen. Die Portugiesen, die mit Vasco da Gama zuerst hier landeten, nannten die Ausrede der Hottentotten stammelnd. Spätere Beobachter unter den Engländern und Holländern wiederholten diesen unpassenden Vergleich und fanden überhaupt die Aussprache so schwer, daſs z. B. auf Lancasters Reise im Jahr 1601 keiner von allen seinen Leuten nach einem siebenwöchentlichen Aufenthalte auch nur ein Wort davon zu erlernen im Stande gewesen war. Dapper vergleicht sie etwas gewagt mit dem Gluchsen der Puter, beschreibt aber, dies abgerechnet, das Aeuſsere der Sprache recht gut. Am besten drückt sich Ten Rhyne darüber aus, der schon das Schnalzen mit der Zunge und das Sprechen mit rund offenen Lippen als die auffallendsten Merkmale angiebt. Das Vollständigste ist darüber in neuern Zeiten von Le Vaillant mitgetheilt, dem jedoch die in seinem Werke gegebnen Bemerkungen zu wenig eigenthümlich angehören, um nicht manche falsche Vorstellung zu erregen. Ueberhaupt ist es aus vielen Gründen fast unmöglich, über eine solche Sprache schriftlichen Unterricht zu geben oder sie nach den Mustern systematischer Sprachlehren (besonders der neuen occidentalischen) abzuhandeln. Auch meine Bemerkungen werden daher als Bruchstücke erscheinen, jedoch nicht ohne Verdienst gefunden werden im Vergleich mit den Arbeiten meiner Vorgänger.

*) Nachweisungen der Schriftsteller, die sich mit der Darstellung dieser Sprache beschäftigt haben, so wie manche Angabe über die Art, wie ich mir die hier mitzutheilenden allgemeinen Kenntnisse verschaffte, findet man in meiner schon einmal angeführten Abhandlung über die Sprachen der südafricanischen wilden Völkerstämme in Bertuchs und Vaters ethnographisch-linguistischem Archiv. Ich gebe daraus hier im Auszuge, was mir einer allgemeinen Mittheilung werth scheint.

Um sich einen Begriff von dem Gesamteindruck zu bilden, den diese Sprache beim ersten Hören macht, stelle man sich vor, in einzelnen kurzen Absätzen, aber schnell mit rauher heiserer Stimme ausgesprochene, aus hohler Brust vorgestofsene aber schon tief in der Kehle von scharfen Aspirationen begleitete und auf der Zunge mit Schnalzen empfangne Laute zu hören, in welchen lange offene Doppellauter wie oo, uu, ooü, aau, besonders häufig vorklingen. Vor Allem aber fallen zuerst die krächzenden Kehllaute und die klatschenden Zungenschläge ins Gehör. Die mehrsten Töne werden im tiefern Munde und zwischen dem Rücken der Zunge und dem Gaumen gebildet und Labialbuchstaben sind entweder gar nicht oder doch nur am Ende eines Satzes, gleichsam zufällig, beim Schliefsen des Mundes zu hören. — Jene Schnalzlaute sind offenbar das auffallendste Merkmal, da sie in keiner Sprache eines andern Volkes vorkommen. Le Vaillant war der erste, der uns belehrte, dafs es davon mehrere Arten gebe, die er bestimmt auf drei zurückführt, Van der Kemp aber hat ihrer jetzt sechs ausgemittelt, deren unterschiedne Stärke dadurch bewirkt wird, dafs die Zunge bald nur mit ihrer Spitze von der innern Seite der Schneidezähne, bald mit derselben vom vordern Gaumen, dann von den Backenzähnen, endlich mit dem Rücken von dem ganzen Gaumengewölbe abgezogen wird. Jene gelinderen Grade ähneln, wie schon Le Vaillant anführt, dem Ton, womit man ein Pferd anzutreiben pflegt, die stärkern aber sind für einen Europäer höchst schwer ja unmöglich nachzuahmen, indem der eigenthümliche Bau des Hottentottenschädels, an welchem der knöcherne Gaumen weniger breit uud gewölbt ist als bei uns, zugleich mit der kürzern und dickern Zunge, als der eigentliche innere Grund dieser seltsamen Laute betrachtet werden mufs. Die Hauptschwierigkeit besteht nun nicht sowohl darin, diese Laute an und für sich hervorzubringen, sondern dabei zugleich einen andern Buchstaben oder eine ganze Silbe

ohne bemerkbaren Zwischenraum auszusprechen. Es ist daher auch leicht begreiflich, daſs sie mit manchen Consonanten, die von den Lippen oder der Zunge hervorgebracht werden, sich gar nicht vertragen, dagegen sie am häufigsten mit den Vocalen und Gutturalbuchstaben, hin und wieder aber auch wohl mit N, S, und T vorkommen. Le Vaillant gebrauchte zur Andeutung dieser Laute eigne selbst erfundne Schriftzeichen, ich glaube ihre Versinnlichung zu erleichtern wenn ich nach Van der Kemps *) Beispiel die Zahlen 1, 2, 3 zur Bezeichnung des unterschiednen Grades der Schnalzlaute gebrauche und nach Sparrmans Muster das *apostrophirte* T, das allemal in diesen Lauten mitklingt, zu Hülfe nehme.

Von den Buchstaben unsers Alphabets fehlen den Hottentotten gänzlich L, F, V und W, eben so ist ihnen der aus K S zusammengesetzte Laut unsers X fremd, so wie sie auch keinen Zischlaut, weder den schärfern (Sch), noch weichere Uebergänge davon kennen. Dagegen ist ihre Sprache desto reicher an Gutturallauten, indem sich alle Uebergänge vom H, durch das arabische Hha, das Ch, das holländische G, zu unserm deutschen G, K und Kch darin nachweisen lassen. Diese starken Aspirationen, die in so vielen Worten vorkommen, sind allerdings etwas ganz Characteristisches, doch geht Le Vaillant zuweit, wenn er auch dafür ein eignes Zeichen erfindet, indem sie sich viel zweckmäſsiger auf die oben angegebnen Laute zurückführen lassen. Diese Laute werden in allen ihren Abstufungen überaus fein getrennt, so daſs ein europäisches Ohr oft Mühe hat, zwei Worte von einander zu unterscheiden, die ganz entgegensetzte Begriffe bezeichnen und nur in einem schärfern oder leisern Hauch von einander

*) Dieser enthusiastische Hottentottenbekehrer druckte 1806 mit eignen Händen einen Katechismus in hottentottischer Sprache zum Nutzen für Missionäre.

abweichen. Desto sorgloser sind sie in dem richtigen Gebrauch der Buchstaben, die mit den Zähnen und Lippen gebildet werden und verwechseln jeden Angenblick D und G, B und D oder wo sonst einmal ein Labialbuchstabe vorkommt, so dafs sich zumal beim Niederschreiben schwer entscheiden läſst, ob man z. B. ein B oder ein P, ein D oder ein T gebrauchen solle. Die häufig vorkommenden Endungen ihb und ihng, uhb und uhng sind daher immer gleichbedeutend; als desto wichtiger aber hat man die Endungen in Labialbuchstaben im Gegensatz von denen in S zu betrachten. Hier ist B oder M allemal das Zeichen des Masculins, S des Feminins z. B. t'^{2}guhb ein Schafbock, t'^{2}guhs ein Mutterschaf, Chaib ein Mann, Chaisas eine Frau, t^2kaam Bruder, t'^{2}kaans Schwester u. s. w.

Höchst manchfaltig und in allen Abstufungen bestimmt sind ihre Vocale und Doppellauter. Von jenen kommen O und U am häufigsten, E am seltensten vor. Sie erscheinen durchgängig mehr lang als kurz, auf ihnen ruht der Ton, da die Wurzelwörter höchstens zweisilbig sind und die Mitlauter desto schneller ausgesprochen werden. A und O haben hier, wie auch in andern Sprachen, die mehrsten Nuanzen, und kommen in vielen Doppellautern mit den andern Vocalen auf eben so unterschiedne Weise zusammengesetzt vor. Nicht ohne Absicht gebrauche ich daher unterschiedne Bezeichnungen zur Versinnlichung solcher Doppellaute, obgleich wir in unsrer Sprache sie für einen und denselben Laut gelten lassen wie Aa und Ah, und eben so wohlbedacht schreibe ich Ou, Au, Eu, Oi, Öi, Ö, Eh, Ee, Ä, Ei, Ai u. s. w. als lauter wirklich nachzuweisende Abstufungen, die auch durch Schriftzeichen ausgedrückt werden müssen, wenn man überhaupt hottentottische Wörter niederschreiben will. Einen Beweis davon mag folgende Reihe nahe verwandter Laute geben:

t'^{1}aub, der Hals.
t'^{2}aaub, Blut.
daub, das Zebra.
daaub, ein Weg.
gaub, das Gnu.
t'^{2}gaaub, kalt.
t'^{2}kaub, eine Schlange.
t'^{1}kaaub, ein Büffel.
t'^{2}kaaub, ein Commando.
t'^{2}kchaub, ein Fisch.
t'^{3}kchaaub, das Feld.
koub, das Herz.
t'^{2}koub, Speck.
t'^{3}koub, die Schamtheile.
t'^{2}koob, Fleisch.
t'^{1}khoob, ein Knappsack.
t'^{1}kob, ein Kind.
t'^{3}koobi, der Tod.

So wie hier Au und Ou, gehn in andern Wörtern Ai, Ei, Eu und Oi ähnliche Verbindungen ein, die alle hauptsächlich durch die Schnalzlaute unterschieden werden müssen und beim Niederschreiben oft nicht wenig in Verlegenheit setzen.

Was nun die innere grammaticalische Bildung der Sprache betrifft, so scheinen mir zunächst folgende Umstände bemerkenswerth. Es fehlt durchaus der Artikel, auch giebt es kein Mittel die Beugung der Hauptwörtar zu bezeichnen, sondern der Zusammenhang, die Betonung und die Gebehrde drücken die Beziehungen der Substantiven auf einander am mehrsten aus, und für einzelne Fälle helfen wahrscheinlich auch die häufig und wie es scheint willkührlich eingeschobnen Partikeln, die man Anfangs für Endungen oder für Artikel selbst zu halten versucht wird. Ferner fehlt es ganz an Hülfszeitwörtern und selbst die holländisch redenden Hottentotten wissen sich in den Gebrauch derselben nicht zu finden; eben so wenig ist es mir geglückt, irgend eine Art von Beugung der Zeitwörter zu entdecken, so dafs dadurch die Sprache selbst eine Unbestimmtheit bekommt, der die Lebhaftigkeit des Mienenspiels und der Gebehrde nur sehr unvollständig abzuhelfen vermag. Die Wortstellung selbst scheint sehr willkührlich, wenigstens habe ich trotz aller Anstrengung auch nicht zu einem einzigen genügenden Resultat kommen können und mich bei jeder neuen Nachforschung über den Grund dieser oder jener Stellung oder über den Gebrauch

der eingeschobnen Zwischensilben immer mehr verwirrt, als aufgeklärt gefunden. Doch ist nicht zu zweifeln, daſs man darüber endlich aufs Reine kommen würde, wenn man sich länger bei einem Stamme aufhielte und seiner Sprache ganz mächtig würde. Alles was ich bis dahin über die Absicht der erwähnten Zwischensilben erfuhr, war, daſs sie sich derselben hauptsächlich zur Erleichterung der Aussprache und des Wohlklangs halber bedienen. Auch sind ihrer immer um so mehr, je roher das Volk ist; so finden sie sich z. B. viel häufiger in der Sprache der Buschmänner, als in der der Koranen. Ja sie wechseln fast bei jeder einzelnen Horde und indessen die Hanptwörter und Zeitwörter dieselben bleiben, sieht man sie bei der einen mit diesen bei der andern mit jenen Zwischensilben zusammengesetzt, um denselben Gedanken auszudrücken.

Das Zeitwort für sich gesetzt, gilt allemal für die dritte Person, für die erste und zweite giebt es eigne Fürwörter. Weder der Zustand, noch die Zeitbeziehung wird durch ein Hülfszeitwort ausgedrückt; auch diese Eigenthümlichkeiten übertragen die mehrsten Hottentotten in das Holländische, indem sie z. B. von allen Zeitwörtern nur die dritte Person gebrauchen und diese mit den Fürwörtern für die erste und zweite unbedenklich zusammensetzen. Etwa so: *Ons is gehardloop* (Uns ist ge-schnell-lauf) statt: *Wy zyn hard gelopen* (Wir sind schnell gelaufen.) Dies Beispiel statt vieler, auch zum Beweise, daſs sie in ihrer Sprache die Personalpronomen nicht von den possessiven unterscheiden und von den Augmenten keine Vorstellung haben. Die Personalfürwörter werden übrigens eben so wenig declinirt, wie irgend ein Substantiv. Die Adjective sind meistens Zeitwörter oder Substantive ohne weitere Umgestaltung derselben, so daſs man sie weder als Participien noch als wahre Beschaffenheitswörter ansehn kann. Auf ähnliche Weise hätte man der Sprache der Hottentotten wohl noch Manches abzusprechen, wenn

man sie an die einzelnen Regeln unsrer gebildeten europäischen halten wollte, daher mögen jene allgemeinen negativen Kennzeichen genügen, bis wir etwas Vollständigeres darüber erfahren.

Keiner aber unter allen hottentotttischen Dialecten ist roher und weicht entschiedner von allen übrigen ab, als der der Buschmänner, so daſs sie denn auch von keinem Hottentotten eines andern Stammes verstanden werden. Zuerst nemlich ist er viel ärmer an Lauten, mehrere Buchstaben die der *Gonaaqua*, *Korana* und *Namaaqua* in seiner Sprache gebraucht, kommen bei ihnen gar nicht, oder höchst selten vor, die reinen Vocale hört man weniger, desto öfter die gehäuftesten Diphtongen und Schnalzlaute. Diese letztern sind überhaupt bei ihnen erst recht zu Hause und fehlen fast in keinem Worte, dabei wird noch viel tiefer aus der Kehle *gegurgelt*, es kommen unangenehme helle Nasaltöne hinzu und die Rede endigt mit einem sonderbar singenden Tone, der einige Secunden gehalten wird und allmählig in einen tiefern verhallt. — Um nicht auch über ihre Constructionen etwas sagen zu müssen, lasse ich lieber gleich ein kleines Verzeichniſs von Wörtern und Redensarten folgen, das ich um so lieber abkürze, da wohl Keiner, der etwa nach mir jene Völker besuchen möchte, eine so rohe Sprache anders als am Orte selbst zu lernen, wohl aber Proben davon zu kennen wünschen wird.

	Koranasch.	Buschmannisch.
Eins	t'^{1}ko-ei.	t'^{1}ko-ai.
Zwei	t'^{1}koam.	t'^{2}kuh.
Drei	t'^{1}norra.	die übrigen Zahlwörter fehlen ihnen gänzlich.
Vier	hakka.	
Fünf	kurruh.	
Sechs	t'^{1}nani.	
Sieben	honko.	
Acht	t'^{2}kaiſsee.	

	Koranasch.	Buschmannisch.
Neun	t'^{2}goiſsee.	
Zehn	diiſsi.	

Mensch	köhn.	t'^{1}kubi.
Kopf	minnong.	t'^{1}naa.
Auge	muhm.	t'^{1}saguh.
Nase	t'^{1}genb.	t'^{1}nuhntu.
Mund	t'^{2}kchamma.	tuh.
Zahn	t'^{1}kuhm.	t'^{1}kei.
Zunge	tamma.	t'^{1}inn.
Bart	t'^{1}nomkoa.	t'^{1}nomm.
Haar	t'^{1}onkoa.	t'^{1}uki.
Ohr	t'^{1}naum.	t'^{1}no-eingtu.
Hals	t'^{1}aub.	t'^{2}kau.
Brust	t'^{1}hamma *).	t'neintu.
Arm	t'^{2}koam.	t'^{1}oo.
Hand	t'^{1}koam.	} t'^{1}aa.
Finger	t'^{2}unkoa.	}
Leib	t'^{3}kaab.	t'^{3}kauki.
Bauch	t'^{2}komma.	t'^{3}kautu.
Gedärme	t'^{1}geunkoa.	t'^{1}geun.
Rücken	t'^{2}kam t'^{1}kaib **).	t'^{2}kooih.
Schenkel	tiim.	t'hee.
Bein	t'^{2}nuh.	t'^{2}koab.
Fuſs	t'^{1}keib.	t'^{2}noah.

Vater	Aboob.	Oa.
Mutter	Eijoos.	Choa.

*) Dasselbe Wort bezeichnet bei den Beetjuanen den Hals.

**) Wörtlich: der Hintermann.

	Koranasch.	Buschmannisch.
Bruder	t'^{2}kaam.	t'^{2}kang.
Schwester	t'^{2}kaans.	t'^{2}kaach.
Mann	köub. keub. chaib.	t'^{2}na.
Frau	chaisas.	t'^{1}aiti.
Mädchen	t'^{1}kos.	(t'^{1}aiti.)
Jüngling	t'^{1}karoob.	t'^{1}koang.
Kind	t'^{1}kob.	t'^{1}kat'^{1}koang.
Herr, Gebieter	t'^{1}gausab.	t'^{1}nuh.

Kleid	t'^{1}nama.	t'^{1}no-eing.
Mütze	kabaab.	t'^{2}ki.
Sohlen	t'^{2}abokoa.	t'^{1}kuki.
Hassagay	koans.	t'^{2}gorkĕka.
Bogen	kehaab.	t'^{2}hau.
Pfeil	t'^{3}koab.	t'^{1}gnoa.
Köcher	guruhs.	t'^{3}ko-ai.
Beutel	t'^{1}khoob.	t'^{2}koih.

Wild	chammarieb.	t'^{2}kaai.
Löwe	chamma.	t'^{3}kaang.
Parder	choasaub.	t'^{3}kuih.
Hyäne	t'^{2}juhnkam.	t'^{2}goang.
Jakal	t'^{2}geu-eeb.	t'^{2}kooru.
Hund	Arrieb m. Arries f.	t'^{1}kŏing.
Elephant	t'^{3}koaab.	t'^{3}koah.
Flufspferd	t'^{3}kaaus.	t'^{2}gah.
Büffel	t'^{3}kaaub.	t'^{3}kau.
Rind	gummande.	choro.
Stier	kchrama.	t'^{3}go-aih.

	Koranasch.	Buschmannisch.
Kuh	gumango.	t'^{3}goaiti.
Ochse	dwiman.	dibi.
Kalb	t'^{1}nom.	t'^{2}goorkŏa.
Schaf	t'^{2}guhb.	t'^{2}gai.
Elenn	t'^{2}kannam.	t'^{1}sah.
Gnu	gaub.	t'^{3}kori.
Springbock	t'huuns.	oai.
Hase	t'^{3}koamp.	t'^{2}knau.
Pavian	t'^{2}naitaab.	t'^{1}hoho.
Vogel	t'^{3}karinde.	t'^{3}kanni.
Krähe	t'^{2}guraab.	t'^{1}aaki.
Fisch	t'^{2}kchaub.	t'^{3}ko-eingsi.
Sonne	soröhb.	t'^{2}koăra.
Mond	t'^{1}khaam.	t'^{2}kaukaruh.
Sterne	kambrokŏa.	t'^{1}koaati.
Feuer	t'^{3}aib.	t'^{3}jih.
Wasser	t'^{1}kamma.	t'^{1}kohaa.
Land, Feld	t'^{3}kchaaub.	t'^{2}kauguh.
Fluſs	t'^{1}kahp.	t'^{1}ka.
Quelle	muhmt'^{1}kamma.	t'^{1}kohaat'^{1}saguh *).
Baum	heikoa.	t'^{1}huh.
Holz	t'^{2}nomma.	t'^{1}hauki.
Regen	t'huus.	t'huus.
Donner	t'^{3}guruh.	t'^{3}guruh.
Blitz	t'^{2}abaa.	t'^{2}koahkaung.
Wind	t'^{2}koaab.	t'^{1}kooih.
Tag	sorökoa.	t'^{2}gaa.

*) Wörtlich: das Auge des Wassers. Fast in allen morgenländischen Sprachen bedeutet das Wort Ain ebenfalls zugleich Auge und Quelle.

	Koranasch.	Buschmannisch.
Nacht	t'[2]kaib.	t'[2]kaankuh.
Sommer	t'[1]kuraam.	t'[2]koara.
Winter	tsauba.	t'[2]naa.
Berg	t'[2]eub.	t'[3]aau.
Weg	daaub.	t'[1]kau.
Fleisch	t'[2]koob.	aa.
Fett	t'[1]gneub.	s'jeuni.
Milch	diib.	t'[2]koaiti.
Honig	dariings.	t'[2]kaau.

Gut	t'[3]kain.	teteini.
Schlecht	t'huh.	t'[2]kauaki.
Jung	t'[3]aa.	t'[3]aa.
Alt	geida.	t'[1]nutara.
Warm	t'[2]koang.	tant'[3]jih.
Kalt	t'[2]goaub.	tiſsariti.
Krank	t'[2]aiſsen.	t'[2]koaiſsing.
Todt	t'[3]koab.	t'[3]kuhb.
Leicht	süih.	t'[2]kirri.
Schwer	t'[3]kom.	t'[1]nangua.
Weiſs	t'[2]chatih.	t'[3]ko-eita.
Schwarz	t'[1]nuh.	t'[1]nua.
Roth	t'[1]abaa.	t'[2]küja.

Ich	tire.	ää oder mm.
Du	saats.	aa.
Er	t'[2]naakeub. (dieser Mann.)	haha.
Wir	sida.	ji oder sisi.
Ihr	sakaau.	ŭ-ŭ.
Sie	t'[2]naakaau.	(fehlt.)

	Koranasch.	Buschmannisch.
Mein	tii.	inng.
Dein	sachuhb.	aaka t'²so-ing.
Sein	t'²naa keub huhb. (dieses Mannes Gut).	haka t'²so-ing.
Unser	sidachukŏa.	sisika t'²so ing.

Essen	uhng.	haa.
Trinken	t'³kchaa.	t'³koa.
Rauchen	t'¹kei.	t'²ohii.
Schlafen	t'²kchom.	t'²ko-ing.
Jagen	t'²kchammi.	t'³kohaa.
Fangen	t'¹koo.	t'²keia.
Schlagen	t'¹naau.	t'²gauchu.
Schieſsen	t'¹noaa.	t'²khaaiti.
Treffen	t'¹noaa-hó.	
Fehlen	t'¹noaa-sá.	
Stehen	maa.	t'²khee.
Gehen	t'²kuhng.	t'³aai.
Laufen	l'¹ku-üh.	t'²koachi.
Sprechen	kabaa.	t'¹kakki.
Lachen	t'²kaing.	t'²koaing.
Halten	t'²koo.	t'²kaa.
Hunger haben	t'²karroo.	t'²kanga.
Durst haben	t'²kang.	t'¹keunja.
Leben	t'¹ko-ing.	t'³kaua.
Sterben	t'³koo.	t'²kuki.
Lügen	t'²kamüh.	t'³koaja.

Guten Tag	dnabeh.	t'¹abeh.

Wo kommst du her?	K.	Hamt'^{2}kuhb saat goacha *). (Wo du kommen).
	B.	Achang t'^{3}aintidi. (Wo kommen).
Ich komme dort her.	K.	t'^{2}noa daaub tir' goacha. (Diesen Weg ich komme).
	B.	t'^{2}kang ing t'^{3}ainti. (Dort ich komme).
Wie heiſsest du?	K.	Ham-ti sa unna. (Was dein Name).
	B.	Achang aa taide. (Wie dich rufen).
Ich bin ein Colonist. (Europäer, Weiſser.)	K.	t'^{2}uhmbe tire. (Colonist ich).
	B.	Mm t'^{1}koanga t'^{2}huh. (Ich Mann Weiſser).
Hast du Wild gesehn?	K.	Chammaring muhsti ha. (Wild gesehn Frage).
	B.	Achasing t'^{1}au t'^{2}kaaiti. (Frage sehn Wild).
Ja.	K.	Eijoo.
	B.	Kangee-ha.
Nein.	K.	Aa oder Haa.
	B.	t'^{2}kau-iha.
Wo hast du es gesehn?	K.	Babaatsi muhtsi ha. (Wo sehn Frage).
	B.	Tire chasing t'^{1}aua. (Wo Frage sehn).

*) Die Silbe Ham oder Ha bezeichnet bei den Koranen, wie bei den Buschmännern Acha, Achang und Achasing immer die Frage und überhebt sie so einer veränderten Betonung. Unter welchen Bedingungen aber diese Silben wechseln und ob sie willkührlich vorgesetzt oder angehängt werden, kann ich nicht bestimmen.

Wo gehst du hin?	K.	Babaatsi t'^{2}kuhng ha.
		(Wo gehn Frage).
	B.	Acha kaung t'^{3}aintidi.
		(Frage wohin gehn).
Gieb mir Tabak.	K.	Bachab maa.
		(Tabak gieb).
	B.	Ake twakka.
		(Gieb Tabak).
Ich habe nicht.	K.	t'^{2}gaiah. Bachab oreke-aa.
		(Es fehlt) (Tabak vorhanden nicht).
	B.	Mm t'^{1}koang t'^{2}au t'^{2}keikei.
		(Ich Mann nicht habe).
Nimm hin.	K.	Uh.
	B.	t'^{2}kaa.
Hast du Durst?	K.	t'^{2}kaantsi t'^{2}kang.
		(Durstest du Durst).
	B.	Acha t'^{1}keunja.
		(Frage Durst).
Ich habe Durst.	K.	t'^{2}kaare t'^{2}kang.
		(durste ich Durst).
	B.	Mm t'koang t'^{1}keunja.
		(Ich Durst).
Trinke, hier ist Wasser.	K.	t'^{1}kamma t'^{3}kohaa.
		(Wasser trinke).
	B.	t'^{1}kohaa t'^{2}kaukhe.
		(Wasser trinke).
Du bist ein guter Mann.	K.	Sa-t'^{3}kaina keub.
		(Du gut Mann).
	B.	Aa t'koang tetéini.
		(Du Mann gut.)
Dieser Mann ist nicht gut.	K.	t'^{3}kaina tite t'^{2}naa keub.
		(gut nicht dieser Mann).
	B.	hua t'^{1}koang t'^{2}au teteini.
		(dieser Mann nicht gut).

Kennst du ihn?	K. Entse hen keub. (Kennen (Frage) Mann). B. Acha inji. (Frage; kennen).
Gieb mir Fleisch.	K. t'^{2}koob maa. B. Ake aa.
Du sollst Morgen bekommen.	K. t'^{2}aati uh. (morgen nehmen). B. t'^{3}uhnkaiſsi ahat'^{2}gaui. (morgen).
Du muſst wieder kommen.	K. t'^{2}kaaba ha. (kommen Frage). B. Aa koſsi t'^{2}kangsi.

Zweite

Zweite Beilage.

Ueber die Sprache der *Beetjuanen.*

Obgleich man sie bald als einen Dialect der Koofsasprache erkennt, und in beiden viele Wurzelwörter auffallende Aehnlichkeit haben, so finden doch auch schon gleich in dem Aeufsern bedeutendere Unterschiede statt, als man je zwischen zwei Dialecten einer europäischen Sprache antrifft. Zwar klingt auch die Sprache der Beetjuanen volltönend, weich und wohlklingend, sie ist reich an einfachen Selbstlautern, arm an Diphthongeu nnd wird langsam und in Absätzen mit bedeutender Betonung geredet, aber es fehlen einzelne Laute der Koofsa, und andre sind gemein, welche diese nicht kennen. So trifft man bei den Beetjuanen das von den Hottentotten übernommene Schnalzen gar nicht mehr an und es fehlt das F mit seinen verwandten Lauten; dagegen ist der Schnarrlaut (R) in vielen Worten zu hören und der lallende Zungenstofs (den ich auch hier mit einem ~ bezeichne) wird hier mehr gebraucht, als von den Koofsa. Was von der Declamation und der Wortfügung dieses Volks gesagt ist, gilt auch für die Beet

juanen, aber anders verhält es sich mit den Hülfszeitwörtern und mit den vorgehängten stummen Silben. Sie deuten nemlich das Zeitverhältniſs nicht wie jene durch Beugung der Fürwörter an, sondern haben wirkliche Auxiliarverben: Acho (haben) für die vergangne, Rata (wollen oder werden) für die zukünftige Zeit einer Handlung. Für den Begriff: sein fehlt auch ihnen das Wort. Nie kommen Augmente wie bei jenen das M, N, Am oder In vor; sie bedürfen deren so wenig, als des vermittelnden N der Kooſsa, da ihre Sprache wegen der Abwesenheit des Schnalzlautes und der geringern Ueberladung mit Anfangsvocalen sich ohnehin leicht genug ausspricht. — Mehr ins Einzelne gehende Bemerkungen lasse ich auch hier neben dem Wörterverzeichnisse folgen, das ich allein durch eignen Fleiſs aus dem Munde der Beetjuãnen selbst zusammengetragen habe. Zwar theilte mir schon auf der Hinreise der Missionär Kok viele Bemerkungen mit, doch ist keine von ihm auf Glauben angenommen sondern eine jede geprüft und berichtigt. Die beiden jungen Leute von dieser Nation, die uns auf der Rückreise begleiteten, gaben mir besonders reiche Gelegenheit zu diesen genauern Untersuchungen.

Verzeichniſs

von Wörtern aus der Sprache der Beetjuãnen.

Mensch	Muhntŏ.
Menschen, Leute	Baatŏ.
Mann	Monuhna.

Frau	Massari, Bassari [1]).
Schwangere Frau	Magatza.
Vater	Raacho [2]).
Mutter	Maacho.
Kind	Unjana [3]).
Jüngling	Mossihman.
Jungfrau	Mossisanna.
Bruder und Schwester	Naka.
Aelterer Bruder	Muchuluäh.
Jüngerer Bruder	Minna.
König, Herr	Murinna.
Sclave, Diener	Mutj̃anka.

Kopf	Kocho.
Haar	Muriht.
Auge	Likl̃o.
Augenbraunen	Loosi.

Anmerkungen.

1) B und M wird von den Beetjuanen gar häufig verwechselt, auf dieselbe Weise, wie es auch in manchen griechischen Dialecten der Fall war. Ari ist die weibliche Endung, wie bei den Koosa die Silbe Asi.

2) Sie schwören bei ihrem Vater: Karraacho und verwünschen in gemeiner Schimpfrede ihren Gegner mit den Worten: Polla-raacho (Genitalia patris) oder wenn es eine Frauensperson gilt: Maacho peesi, was dasselbe im Feminin ist. Die Koranen brauchen den Tod zum Schreck- und Fluchwort und sagen: t'^{3}koobi muhtsi, der Tod sieht dich, oder t'^{3}koobi t'^{3}kamsi der Tod tödte dich.

3) Ana oder jana ist auch in dieser Sprache die Diminutiv-Endung.

Ohr	Zäbe.
Nase	Ongkŏ.
Mund	Mulumŏ.
Zunge	Lolehmi.
Zahn	Meno.
Bart	Litehro.
Hals	T'ham.
Brust	Sehuba [4]).
Rücken	Makotj̃a.
Leib	Mmele.
Unterleib	Mochohru.
Gedärme	Mmala.
Arm	Maboch.
Hand	Sseaakj̃a.
Finger	Munona.
Nagel	Nonaala.
Schenkel	Siruhpi.
Unterschenkel	Lessaapo.
Fuſs	Lonaŏ.
Wild überhaupt	Polleholle.
Pavian	Tj̃öni.
Löwe	Tau.
Parder	Onkoäh [5]).

4) Da den Beetjuanen das F fehlt, so setzen sie statt dessen einen andern Laut in den Wörtern, wo die Kooſsa es gebrauchen; so wird aus Isifuhba, Sehuhba; aus Imfeeni, Tjöni; aus Imfuhbu, Kuhbu; aus Infuhla, Puhla u. s. w.

5) Ongkŏ heiſst die Nase und wahrscheinlich deutet der Name des Parders auf seine Spürkraft. Noch naher sind sich die Laute Zäbe (Ohr) und Zebe (Springbock) verwandt, wodurch wohl ohne Zweifel auf das scharfe Gehör dieser Thiere hingewiesen wird.

Graue wilde Katze	P'haach.
Rothe wilde Katze	T'huani.
Bunte wilde Katze	Zipa.
Hyäne	P'heeri.
Jakal	P'húkujeh.
Hund	Intj̃a.
Elephant	Kau.
Rhinoceros	K'homba.
Flufspferd	Kuhbu.
Giraffe	T'hókoa.
Rindvieh überhaupt	Komo.
Stier	Paaha.
Kuh	Komóna-namagári.
Ochse	Komotuna.
Tragochse	Makába.
Kalb	Namáni.
Büffel	Nerri.
Elenn-Antilope	Pohu.
Kudu Antilope	T'holla.
Hartebeest	K'ham.
Gnu	K'hokong.
Springbock	Zebe [9].
Schaf	Ongkuh.
Ziege	Puhri.
Pferd, Quagga	P'heetsi [9].
Vogel	Nonjani.
Geier	Manong.
Straufs	Intj̃eh.
Krähe	Makakābi.
Fisch	Tj̃api.

Fleisch	Nama.
Fett	Mahur.

Milch	Maasai.
Frische Milch	Maaſsi lobehsa.
Honig	Rinooſsi.
Korn, Brod	Mabehli.
Speise überhaupt	Lijo.
Tabak	Montjuko.
Pfeife	Kakanna.
Haus, Hütte, Wagen	Mooſsi oder Ontj̃uh.
Kleid, Mantel	Kobŏ.
Mütze	Kurru.
Sohlen	Sittako.
Korallen	Sehacha.
Knöpfe	Thalama.
Beutel	K'heetsi.
Hassagay	Leruhmo.
Pfeil	Musa.
Bogen	Bura.
Köcher	K'hobuhlo.

Land, Feld	Lehaatsi.
Fluſs	Malappo.
Quelle	Noka.
Wasser	Meetsi.
Baum	Moka.
Strauch	Sekar.
Gebüsch	Sekarre.
Holz	Lochuhm.
Feuer	Mulehlo.
Luft, Himmel	Maaro.
Sonne	Leetshaatsi.
Mond	Köhri.
Sterne	Linaleeri.
Regen	Puhla.

Donner	Tj̃arre.
Blitz	Lechorima.
Wind	Peehu.
Berg	Majeh.
Hügel	Majanna.
Stein, Felsen	Lintsj̃oäh.
Harter schwerer Stein	Linjakomo [6]).
Weicher Stein	Linjapuri.
Schleifsteinj	Tootsj̃o.
Weg, Pfad	Sela.
Tag	Motsichari.
Nacht	Bussecho.
Dämmerung	Bussecho - Bussehle. (Dunkel - Hell).
Morgenroth	Mukuku.
Jahr	Ongacha [7]).
Sommer	Selehmo.
Winter	Marihcha.
Heute	Chompijeno.
Morgen	Kammuhscho.

Gut	Manati.
Schlecht	Bussuhla.
Groſs	Buchuhlu.
Klein	Patsijana.

6) Wörtlich: Ochsenstein, so wie das folgende: Ziegenstein.

7) Sie theilen das Jahr in dreizehn Mondenmonate, von denen einige nach gewissen Farben benannt sind. In diesen Benennungen der Jahrszeiten scheinen sie den Koranen gefolgt zu sein, bei welchen sie gebräuchlicher und bekannter sind.

Jung	Khubuka.
Alt	Muhtsj̃uäh.
Warm	Choteetsi.
Kalt	Seraami.
Krank	Bukuhk.
Todt	Sj̃oa.
Lebendig	Sirihle.
Leicht	Meheehu.
Schwer	Tatta [8]).
Reich	Koofsi.
Arm	Malaala.
Lang	Telehle.
Hoch	Chorimo [9]).
Allein	Heefsi oder Noofsi.
Weifs	Mosj̃eho.
Schwarz	Muhntj̃u.
Roth	Kuhnu.
Rothgefleckt	T'hammacha.
Schwarzgefleckt	Tilluhri [10]).

8) Dies Wort bezeichnet zugleich: hart, stark, heftig, schnell und wird, um einen hohen Grad dieser Beschaffenheiten anzuzeigen, in der Rede häufig hinter einander wiederholt.

9) Dies Wort ist eins von denen, die Aehnlichkeit mit sinnverwandten arabischen oder chaldäischen haben. Am deutlichsten aber zeigen sich arabisch klingende Laute, in den Namen der Stämme und Oberhäupter.

10) Die beiden letzten Wörter beziehen sich hauptsächlich auf die Zeichnungen des Rindviehes.

Essen	Jah [11]).
Trinken	Noa.
Schlafen	Roballa.
Rauchen, saugen	Chocha.
Jagen	Tj̃uma.
Fangen	Tj̃oarra.
Schlagen, schiefsen	Beetsa.
Treffen	Beetsahula.
Fehlen	Beetsahoofsa.
Fechten	Ent'höa.
Stehen	Eema.
Liegen, ruhen	Rula.
Aufstehn	Zchucha.
Gehen	Z'hamma.
Laufen	Z'hamma tatta.
Tanzen	Pina.
Singen	Opehla.
Beten, Zaubern	Rapehla.
Sprechen	Bua.
Lügen	Maaka.
Lachen	Zecha [9]).
Sehen	Bona [12]).
Hören, fühlen	Hukoa.
Geben	Na.
Nehmen	Meh.
Haben, besitzen	Najo.
Halten, fassen	Sj̃uarra.

11) Auch in dieser Sprache enden alle Zeitwörter auf *a* und nur wenige haben mehr als zwei Silben.

12) Einen Spiegel (ein Werkzeug, das sie erst seit kurzem kennen) haben sie mit dem, von diesem Wort abgeleiteten Namen: Sebonje belegt.

Hacken, schneiden	Choremma.
Schleifen	Lootsa.

Ich	Ke.
Ich selbst	Ke-nah.
Du	O ina oder O.
Er	Muhnto-sih [13]).
	(Der Mensch hier).
Wir	Tj̃ona.
Ihr	No-ina oder No.
Sie	Baato-sih.

Mein	Aami.
Dein	Chágo.
Sein	Akkamuhnto.
Unser	Atj̃ona.

Diese Possessivpronomen werden wie bei den Koofsa den Substantiven, auf welche sie sich beziehen, angehängt.

Dieser — — Sih od. Tio (nicht Zio) ebenfalls, wie bei den Koofsa, ein Demonstrativ-Artikel, der den Worten angehängt wird z. B.

Dies Ding	Ssehlo-sih.
Dieser Hund	Intj̃a-sih.
Da ist der Hund	Intj̃a-tio.
Was?	No.
Was ist das?	No fsehlo-sih.
Wer ist jener Mann?	No muhnto-tio.
Wo? Wohin? Woher?	Kai.

13) Das S im Anfang einer Silbe ist immer scharf.

Dort	Koah.
Wie	Ing.
Wie groſs?	Buchuhlu-ing.
Ein wenig	Jana.
Sehr, heftig	Tatta.
Nur, schlechthin	Heela.

Z. B. Mongaheela die Zahl Eins. Ke z'hama heela, ich gehe nur so, ich wandle. Nama-si heela, dies Fleisch nur, das heiſst: dies ist alles Fleisch, was ich habe, was man mir gegeben hat. Dieses Heela kommt am häufigsten von allen Partikeln vor und in vielerlei Bedeutungen, wird aber immer ans Ende einer Rede gesetzt und des Nachdrucks halber zuweilen, wie andre Partikeln, öfter hinter einander wiederholt. Dasselbe ist der Fall mit dem Folgenden:

Viel	Itzinzi.
Sehr viel	Itzinzin-zî.
Ja	Eh.
Nein	Njaa.
Nicht	Chasih oder Chagoh.

Ausrufungen:

Erstaunen, Verwundrung:	O - ŏ.
Freude, Beifall	Ehii - O - ih.
Miſsbilligung	O-ah.
Schmerz	Uhsch.
Schwur	Karr-re.

Zahlwörter:

Eins	Mongaheela.
Zwei	Babeeri.
Drei	Tharro ŏd. Bararro.

Vier	Innni.
Fünf	———
Sechs	T'hanno.
Sieben	Liasj̃upa.
Acht	Arrinnni.
Neun	———
Zehn	Sj̃ume.

Gewöhnlich werden auch hier die Zahlen durch eben so viel aufgehobne Finger angedeutet, wobei selten das Wort ausgesprochen wird. Viele kennen auch diese Zahlwörter gar nicht einmal und lassen es bei der bloſsen Gebehrde bewenden. Es hat daher Mühe gekostet, nur jene wenige Wörter zusammenzubringen und für die beiden Zahlen Fünf und Neun sind sie gar nicht herbeizuschaffen gewesen. Ueber Zehn hinaus fehlt es nun auch den Gelehrtesten an Zahlwörtern, ja ich habe nicht einmal herausbringen können, durch welche Combination ihrer Zeichen sie diese höhern Zahlen ausdrücken. Uebrigens ist die Aehnlichkeit in den Benennungen der Proportionalzahlen 3, 6 und 4, 8 allerdings noch bemerkenswerth. Das Wort für die Zahl Zehn ist in beiden Kafferschen Dialecten dasselbe und stimmt auch mit dem, von Sparrman und Barrow angegebnen überein, bei welchen beiden die übrigen Zahlwörter sich so sehr von einander und von den meinigen unterscheiden.

Proben einiger Redensarten.

Guten Tag	Krumehla oder Churimurihsa.
Wo kommst du her?	O z'ha kai. (Du kommst woher).

Ich komme von Koofsi	Ke z'ha koah Koofsi.
	(Ich komme dorther —).
Wie ist dein Name ?	Lina chaago ing.
	(Name dein wie).
Ich bin ein Colonist	Ke Makua [14]).
	(Ich Colonist).
Hast du Buschmänner gesehn ?	O-acho bona Makautu.
	(Du hast gesehn Buschmann).
Ich habe keinen gesehn	Ke chasih heela.
	(Ich nicht — so nur [15]).
Ich auch nicht	Kenah chasih.
	(Ich selbst nicht).
Sie haben Ochsen geraubt	Acho meh komona.
	(Haben genommen Ochsen).
Wir wollen sie einholen, verfolgen	Tj̃ona z'hamma sj̃uarra (Wir gehn halten
	tatta tatta.
	fest - fest).
Ich habe Hunger	Ke bola ke tj̃ala.
	(Ich leide ich Hunger).
Ich habe Durst	Ke bola ke linjora.
Ich habe Kopfschmerz	Ke bola ke kocho.
	(Ich leide ich Kopf).
Gieb mir zu trinken	Leekoanno ke noa heela.
	(Gieb her ich trinke —).

14) Diesen Namen haben sie gleich Anfangs für die ersten Weifsen die sie kennen lernten erfunden und bezeichnen noch jetzt damit alle Fremdlinge, die nicht Hottentotten oder Kaffern sind.

15) Das drückt zugleich aus: Ich habe nicht sehr darauf geachtet.

Trinke, hier ist Milch	Noa maaſsi - tio. (Trinke Milch hier).
Dort geht eine Gesellschaft auf die Jagd	Leetj̃u - ehlo polleholle (Ein Haufen Bewaffneter; Wild koah. dort).
Sie wollen Springböcke jagen	Rata tj̃uma Zebi. (Wollen jagen —).
Ich habe viele Perlhüner gesehn	Ke achobona K'hakaitzinzi.
Sie taugen nicht	Chagoh manati. (Nicht gut).
Ihr Fleisch ist hart	Nama rabihle tatta. (Fleisch hart sehr).
Nimm hin, halt ein wenig	Sj̃uarra jana. (Fassen ein wenig).
Ich gehe mit dir	Ke z'hamma jana.
Wo gehst du hin?	O-z'hamma kai [16]). (Du gehst wohin).
Ich gehe nach dem Kuruhman	Ke khamma koah Kurumana.
Gehst du allein?	Z'hamma heeſsi O ina. (Gehn allein da).
Hungert dich?	Tj̃ala bola O-ina. (Hunger schmerzt dich).

16) Obgleich sie für Gehn und Kommen nur ein Wort haben, so bemerkt man doch aus einer Vergleichung dieser Beispiele mit den obigen, daſs die Abkürzung diesem Wort einen andern Sinn giebt und daſs sie durch diese *allein* die Bewegung n a c h einem O r t oder v o n einem Ort ausdrücken. Aehnliche Abkürzungen habe ich an andern Wörtern bemerkt, ohne doch in den Ursachen, warum sie geschehn, eine Consequenz finden zu können.

Die Sonne geht unter	Leetshaatsi sj̃ule.
	(Sonne stirbt.)
Die Sonne geht auf	Leetshaatsi leetjabihle.
Ich bin müde	Ke acho lappa oder ke lappihle.
Wir wollen nach Hause gehn, schlafen	Zhamma roballa na Moofsi.
	(Gehn schlafen im Hause).
Fort, packt euch	Z'hammája.
Geht ein wenig aus dem Wege	Z'hammajána.
Gieb mir Tabak	Leekoanno montjuko.
Ich habe nicht	Cbago na seepi.
	(Nicht vorhanden.)
Ich will nicht	Ke channa.
	(Ich weigere).
Ich will gern, bin bereit	Ke acho rati.
	(Ich habe gewollt).
Ich verstehe nicht	Nachasi hukŏa.
	(Nicht hören).
Hast du Wasser gefunden?	Na hukŏa meetsi.
Hast du das Brod gekostet?	Na hukŏa mabeeli.
Ich rieche Tabak	Montjuko ke hukŏa heela [17])
Ich habe ein Kudu erlegt	Ke acho beetsa T'holla.
Ich habe es recht getroffen	Acho beetsa hula hula.
Hast du den Parder gesehn?	O-acho bona Ongkoäh.
Wo hast du ihn gesehn?	O-bona-kai.
	(Du gesehn wo).

17) Dasselbe Wort (hukŏa) bezeichnet also: hören, riechen, schmecken, fühlen, empfinden, verstehen, finden, gewahr werden u. s. w. Man kann daraus schliefsen, wie arm die Sprache noch ist und wie sehr diese uubestimmten Ausdrücke der Hülfe des Gebehrdenspiels bedürfen. —

Kennst du den Fluſs?	O-ina heetsi Malappo-sih.
Ist der Fluſs tief?	Chorimo malappo-sih.
Der Fluſs ist tief	Malappo-sih chorimo.
Gieb mir ein Ei zu essen	Leekoanno maji ke jah.
	(Gieb Ei ich esse).
Du sollst es Morgen haben	Ikekeh kammuhscho.
	(Wart ein wen'g morgen).
Du muſst wiederkommen	O charocha chapeh.
	(Du wiederkommen zurück).

Dritte Beilage.

Zur Erklärung der Karte und der Kupferstiche.

Die Karte, welche diesen zweiten Band begleitet, hat zunächst den Zweck, den auf der letzten Reise genommenen weitern Weg zu den Beetjuanen anzudeuten. Sie stellt daher die ganze Südspitze Africa's bis zum 24sten Grad Südlicher Breite dar und der groſse Raum, der zu beiden Seiten des Weges frei bleibt und dessen innere Beschaffenheit mir fremd geblieben ist, hat dazu gedient, wenigstens die Namen und den Aufenthaltsort der Völker anzugeben, von welchen mir Kunde zugekommen ist. Sie ist daher selbst mehr zur Erläuterung dessen da, was im dritten Theil mitgetheilt werden soll, als daſs sie selbst einer Erklärung bedürfte. Eben so ist der Raum, auf welchem die Karte der Colonie in kleinerm Maaſsstabe wieder dargestellt ist, dazu benutzt, über die Höhen der Gebirge, die Beschaffenheit und Erzeugnisse einzelner Gegenden und den Aufenthalt der wichtigsten Thierarten Rechenschaft zu geben. Sie wird sich daher im dritten Theile ebenfalls erst vollständig erklärt finden.

Was die Abbildungen betrifft, so ist zuerst zu bemerken, daſs die zu S. 211 versprochene Ansicht des *breede Rivier*, da sie in dem kleinen Maaſsstabe auf der Platte zu unvollkommen ausgefallen war, zurückgenommen worden ist, um das Buch nicht durch eine Abbildung, die weder für schön noch belehrend zu erkennen war, zu vertheuren. Dagegen sind die übrigen Kupfer, dem Wunsche der mehrsten und entscheidendsten Stimmen gemäſs in gröſserm Maaſsstabe ausgeführt und überhaupt nur solche Gegenstände gewählt, die als characteristisch und daher als belehrend gelten konnten.

Das erste zu S. 299 stellt die Oeffnung zwischen *einer* langen aber niedrigen Reihe von nackten Sandsteinhügeln dar, neben welcher das Kichererache Missionsinstitut angelegt ist. Diese Hügelreihe läuft in einer groſsen Ausdehnung von Osten nach Westen parallel mit dem *Sakrivier*. Man erkennt auf ihr von weitem nicht die mindeste Spur von Vegetation und nur in den tiefsten Spalten finden sich kleine Saftgewächse, seltne Arten von *Euphorbia, Crassula, Cotyledon* und *Mesembryanthemum*. Der schwarze Ueberzug, der allen Sandstein zwischen dem *Roggeveld* und den *Karreebergen* bedeckt, giebt diesen nackten Trümmern ein besonders trauriges Ansehn, das, wenn man wochenlang sich zwischen solchen düstern Höhen aufzuhalten gezwungen ist, die nur mit kahlen unfruchtbaren Ebenen abwechseln, wirklich ertödtend und lähmend auf das Gemüth wirkt. — Unter den Häusern zur Linken ist das gröſsere die sogenannte Kirche, die Wohnung des Missionärs, rundumher stehen die Hütten und Pondokken der Hottentotten. Nur um die Gegend etwas zu beleben sind von dem Zeichner Rinder und Ziegen darauf angebracht. Aber hier wächst für sie keine Nahrung; schon neben dem Hause hört die, in der Oeffnung entspringende Quelle auf, das Land zu befeuchten und die ganze Niederung stellt eine kahle Fläche dar. —

Auf dem zweiten Blatte ist eine Gruppe aus den Karree-

bergen abgebildet, von der ich selbst auf der Rückreise die Skizze entwarf. Es ist eins der Thäler, deren man so viele zu seiner Linken sieht, wenn man von *Kriegers Grabe* südwärts zieht. Die allgemeine Beschreibung die ich (S. 339) von den *Karreebergen* gegeben habe, wird dies Kupfer am besten erklären. Strausse und Quagga's, (schon in den heiligen Schriften Sinnbilder der Einsamkeit) sind von dem Künstler, der meine Skizze ausführte, als Bewohner dieser Thäler dargestellt. Sie scheinen vor den Jägern, die man sich von der Linken herannahend denken mag, in die ferneren Tiefen des Gebirges zu entfliehen.

Das dritte Kupfer stellt mancherlei Haus- und Zierrath der Beetjuanen dar. Nemlich: 1) eine Hassagay, von der Form wie man sie bei ihnen am häufigsten antrifft; die Schneide läuft in rückwärts gehende Spitzen aus, die zugleich mit dem zackig ausgerandeten Schaft der Waffe ein furchtbareres Ansehn geben, als die Hassagayen der *Koossa* haben. Man sieht nur die kleinere Hälfte des Speers, sein etwa drei Fuss langes Vorderende; die grössere immer dünner auslaufende hintere Hälfte giebt der ganzen Waffe eine Länge von sieben Fuss.

2) Eine eiserne Pfrieme, die sie zum Nähen, zum Verfertigen der Binsengeflechte u. s. w. und als chirurgisches Instrument gebrauchen. Der Knopf dient einem Riemen zur Befestigung, an welchem sie, gewöhnlich noch mit einer Scheide überzogen, am Halse getragen wird.

3) Das zweischneidige Messer nebst der Scheide, die von Holz und aussen durch allerhand eingebrannte Figuren verziert ist. An ledernen Riemchen hängen ein Stück härteren Holzes zum Wetzen, und Kupferringe als Verzierungen herab. Die Länge des ganzen Werkzeugs ist zehn Zoll.

4) Der Fliegenwedel des Königs Mulihawang, ein mir werthes Geschenk aus seiner eignen Hand. Die Straussfedern aus denen er besteht, sind erst in ein Binsengeflechte

künstlich verwebt und mit diesem spiralförmig um den Stock gewunden, so daſs sie nun den Büschel darstellen. Aermere gebrauchen statt dessen, einen Jakalschwanz, der über einen Stock gezogen ist; immer aber dient er zugleich als Schweiſstuch zum Abwischen.

5) Einige Löffel der Beetjuanen aus hartem Mimosenholze geschnitzt; auf der Unterseite bemerkt man artige fast immer symmetrische Figuren, die ebenfalls eingebrannt und bei jedem Löffel anders sind. Der Stiel stellt zuweilen den Hals und Kopf eines Vogels oder einer Giraffe vor und diese Schnitzwerke nehmen als die ersten Spuren bildender Kunst die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch.

6) Ein Halsschmuck von kleinen anf einen Drath gezognen und rund abgeschliffenen Knochenplättchen.

7 und 8) Zwei Armringe von Elfenhein von unterschiedner Dicke; die dünnern und breitern werden von vornehmen Frauen getragen, dagegen die Männer die schwersten aus groſsen Elephantenzähnen immer für sich aussuchen.

9) Ein Ring von Leder mit gekrümmten Kupferplättchen umkleidet.

10 und 11) Ringe von Giraffenhaar, mit feinem plattem Kupferdrath umsponnen, beide, sowie die vorigen, S. 536 beschrieben.

12) Ein Ring, aus dem vollen Rhinocerosleder geschnitten und sorgfältig abgerundet.

13) Der Kopfputz der Tänzer von Stachelschweinschaften, die in einen Kranz von Binsen eingesteckt und mit umgewickelten Riemchen in schräger Stellung befestigt sind. (S. 519).

14) Ein Topf aus dunkelrother Thonerde geformt und an der Sonne gebacken. Statt der fehlenden Henkel dient ein um den wulstigen Rand geschlagner Riemen.

15) Ein lederner Beutel zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten, wie ihn die Weiber gewöhnlich am Arme tra-

gen. An den zur Zierde herabhängenden Ledertroddeln sind gewöhnlich noch runde Knochenplättchen oder Kupferstückchen befestigt.

16) Amulete von Käfern, wie sie den Kindern in abergläubiger Meinung an den Hals oder auf den Rücken gehängt werden. (S. 542.)

17) Die heiligen Würfel, aus Antilopenklauen geschnitzt; auf der convexen Seite zeigen sich halb erhabne Figuren, deren Bedeutung mir nicht angegeben werden konnte. Die eine derselben gleicht nicht übel einem doppelten hebräischen Schin (ש), einem Zeichen, das bekanntlich auch bei den jüdischen Priestern in Ansehn steht und abermals, wie so manches Andre in dem Leben dieses Volks, an die Sitten und Meinungen der ältern morgenländischen Völker erinnert. Dem Alterthumsforscher werden ohnehin bei diesen Würfeln die *Tali* und *Astragali* der Alten, so wie das Stäbchen der Israeliten *) einfallen. Ueber den Gebrauch dieser Würfel sehe man S. 518. Die beiden letzten Nummern sind in halber Gröſse dargestellt, der Maſsstab für die übrigen ergiebt sich von selbst.

Auf dem vierten Blatt wird zu S. 544 eine Abbildung der neuen Antilopen-Art geliefert, die von den Beetjuanen *P'halla* oder *Palla* genannt wird und die ich mit dem Namen *Antilope Melampus* belegt habe. Da die ausführliche Beschreibung der Gestalt und Zeichnung dieses Thiers dem naturhistorischen Theil vorbehalten bleibt, so wird es genügen, hier anzuzeigen, daſs es sich besonders durch die Gröſse und Form seiner Hörner, durch die schwarzen Streifen über den Keulen und durch die ansehnlich groſsen Flecken über den Afterklauen, als eigne Art auszeichnet. Die Färbung des Rückens ist kastanienbraun und verliert sich gegen den Nacken und

*) Hosea IV, 12. „Mein Volk fragt sein Holz und sein Stab antwortet ihm.“

Hals in ein röthliches Gelb; nur die Gegend um die Augen und unter dem Kinn ist weiſs. Nach dem Unterleibe hin stöſst das Braun des Rückens an einen scharfabgeschnittenen handbreiten Streif von der Farbe des Halses, der sich eben so scharf wieder von dem Weiſs des Unterleibes absetzt, am Vorderbug aber allmählich in die allgemeine Färbung verschmilzt. — Die Länge des Thiers von der Schnauze bis zur Schwanzspitze beträgt fünftehalb Fuſs, die vordere Höhe (bis zum Wiederrüst) etwas über drei Fuſs.

Zur Ausfüllung des Hintergrundes ist eine Skizze von unserm Lager am Flusse *Kuruhmān* benutzt. Jenseits des ersten Hügels liegt die Stadt der *Maatjaping*; von fernher bezeichnet die eigenthümlich geformte Kuppe des daneben stehenden Berges dem Reisenden ihre Lage. Die Hütte, neben welcher unser Zelt steht, diente vormals dem ehrlichen Kok und seiner Familie zum Aufenthalt, in dem lichten Mimosengebüsch dahinter, hatte er seinen Garten angelegt, den eine klare Quelle bewässerte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Register

zum ersten und zweiten Theil.

A.

Van Aart, Veldcornett. II. 328.
Abue, Posthalter. I. 286.
Aetherische Oele. II. 113.
Affe blauer. I. 527.
Africaner, Anführer einer Räuberbande. II. 369.
Agterbruintjeshoogte. I. 594.
Akerendam. I. 144.
Alberti, Commandant der Algoabay. I. 375.
—— dessen Werk über die Kaffern. I. 403.
—— dessen Unterhandlungen mit den Kaffern. I. 545.
Algoabay. I. 377.
Aloë. I. 260, 271, 331, 366. II. 325, 356, 561.
Anderson, Missionär. II. 418.
Aniswurzeln. I. 50.
Antilopen, deren schwankende systematische Namen. II. 344.
Van Aschwege. II. 34.
Auge, ehemaliger Gärtner der Compagnie. II. 220 bis 225.
Augusta'srust. I. 337.
Ausspannplätze. I. 33.

B.

Baakerivier. I. 377.
Backofen. II. 388.
Ballot, Prediger zu Roodezand. I. 230.
Bambus. II. 139, 595.
Barbierskraal. I. 313.
Barringtonia speciosa. II. 596.
Barrow's Verdienste. I. 404.
— Karte. I. 58. 675.
— Partheilichkeit gegen die Colonisten. I. 66, 77, 105, 120, 156, 268, 325, 597. II. 11, 16.
— Meinung über das *Schulpegat.* I. 287.
— — über den *Neisna-See.* I. 321.
Bartmann. II. 311, dessen Schädel II. 588.
Bastardhottentott. I. 24.
Bastardhottentotten-Colonie jenseits des Oranjerivier. II. 391 bis 426.
Bastard-Eland. II. 462.
Baumschlange. I. 257.
Bäume, europäische werden angepflanzt und welche. I. 95, 208. II. 265.
Baviaanskloof. I. 245 bis 254. II. 205, 587.
Baviaanstaauw. I. 304, 317. II. 216.
Beetjuanen, deren Land. II. 469. Leibesgestalt. II. 528. Sittlicher Character. II. 528. Ausdehnung und Stämme. II. 515, 530. Verfassung. II. 531, 537. Kriege. II. 539. Mit den Buschmännern. II. 513, 540. Siegesfeste. II. 541. Sclavenhandel. II. 516, 541. Einweihungen des Viehs. II. 542. Vorstellungen von der Gottheit. II. 543. Aberglauben. II. 514, 535. Heilige Würfel. II. 518, 638. Nahrung. II. 498, 532. Neigung zum Tabakrauchen und Schnupfen. II. 478, 482, 505, 512. Kleidung und Putz. II. 481, 491, 505, 512, 519, 534 u. ff. Tänze. II. 519. Kunstfertigkeiten. II. 492, 494, 523, 536, 637. Rechtspflege. II. 538. Redlichkeit. II. 520. Höflichkeit. II. 524. Reinlichkeit. II. 513. Erster Empfang. II. 471. Ihre Hauptstadt. II. 474, 483. Ihr König. II. 475, 537. Die Prinzen 475, 501. Frauen des Königs. II. 507, 511. Weiber überhaupt. II. 505. Deren Dienstbarkeit. II. 482, 486, 516. Vielweiberei. II. 499. Oberpriester. II. 491, 514. Bau der Häuser. II. 489, 515. Volkszahl. II. 493, 515. Namen der Personen. II. 494. Audienz beim Könige. II. 484. Geschenke an denselben. II. 485. Dessen Gegengeschenke. II. 510. Gastmahl zu Ehren des Königs. II. 496. Zutrauen dieser Wilden. II. 472, 488, 500. Tauschhandel mit ihnen. II. 503. Abreise von ihnen. II. 524. Zwei Beetjuanen folgen der Gesellschaft und begleiten sie nach der Colonie. II. 546.

de Beer, (Veldcornet). II. 108.
Bellona, engl. Schiff. II. 592.
Bergover, (Jantje und David, Bastardhottentotten, von den Buschmännern ermordet). II. 433.
Bergrivier, groſser. I. 77. II. 163. Dessen Mündung. I. 82. Uebersetzen über denselben. I. 85.
—— kleiner. I. 233. II. 151.
Bergvalley. I. 107.
Bethelsdorp. I. 385.
Bezuidenhout. II. 371.
Biesfontein. II. 350, 415.
Biltong. I. 155.
St. Blaise (Cap). I. 287.
ter Blanche. I. 295. 317.
Blatternepidemien unter den Wilden. I. 376, 408. II. 372, 383, 404, 560.
Blaubock. I. 265. II. 121.
Blaueisenstein. II. 382.
Bleimine an van Stadesrivier. I. 374.
Blinkklip. II. 448.
Blödsinnige. I. 101. *Jan Blom*. II. 443, 532.
Bokkeveld kaltes. I. 204.
—— warmes. II 264.
—— Onder. I. 113.
Bokkeveldspoort. I. 204. II. 270.
Bonteberg. II. 292.
Boschberg. I. 595.
Bosjesman. I. 401. II. 78. Uebrigens S. *Buschmann*.
Bosjesmansrivier. I. 565.
Bosjesveld. I. 242. II. 588.
Botha. I. 282, 585.
Botma (Abr.) I. 192. (Christ.) II. 302.
Botrivier. II. 200.
Bovenlanden. I. 121.
Brakkefontein. I. 32, 71. (auf den Schneebergen.) II. 32.
Brakkerivier groſser. I. 297.
—— kleiner. I. 295.
—— jenseits Sakrivier. II. 332. 560.
Brandvalley in der Karroo. I. 193.
—— heiſse Quelle. I. 239—241.
Brantwein capischer, dessen Beschaffenheit. II. 114.
Breederivier. I. 236, 260. II. 210.
Briquas. I. 180. Uebrigens S. Beetjuanen.
Brüel. (Veldcornet). I. 205.
Bruintjeshoogte. I. 595.
Brunnen, eine Seltenheit. II. 117.
Büffel (*Bos Cafer*) I. 338. II. 415, 450.
Büffelbout. II. 350, 415.
Büffelrivier. II. 36.
Büffelsdornbaum (*Zizyphus mucronatus*). II. 363.

Büffelsjagtsrivier. I. 265.
Bürgers (Barend) II. 29.
Bürgersdrift. II. 166, 258.
Buschmänner, Leibesgestalt und Gröfse. I. 187. II. 71, 316. Aufenthalt und Vaterland. II, 61, 85, 315. Nahrung. II. 75, 316, 375. Körperkraft. II. 461. Schärfe aller Sinne. II. 316. Des Gesichts. II. 320. Ihre Ausdauer. II. 319. Faulheit II. 77, 318. Ertragung des Mangels. II. 318. Gefräfsigkeit. II. 66, 72, 77. 337, 355, 358. Unmäfsigkeit im Rauchen II. 355, 367. Kleidung. I. 188. II. 87, 387. Wohnungen. II. 77, 99, 460. Gesellige Verfassung. II. 81, 317. Güterlosigkeit. II. 76. Räubereien. I. 599. II. 18, 35, 278, 282, 290, 307, 337, 404. Art zu rauben. I. 184. II. 292, 327. Hinterlist. I. 143. Waffen. II. 321. Bereitung des Gifts. II. 321. Verwundung damit tödlich. II. 308, 582. Ihre Jagden. II. 72, 357. Beschleichen des Wildes. II. 326. Fischfang. II. 73. Ameisenfang. II. 74. Art die Schlangen zu fangen. II. 74, 324. Zerstörungssucht. I. 185, 599. II. 84, 565. Verleugnung des Eigenthumsrechts I. 185. II. 72. Scheu vor dem Besitz. II. 337. Namenlosigkeit. I. 192. II. 82. Aberglauben. II. 96, 101, 328. Ihr Verkehr unter einander. II. 82. Fertigkeit im Schwimmen. II. 90. Art zu trinken. II. 80. Geschicklichkeit im Zusammenkugeln. II. 79, 354. Gebehrden. I. 190. Aehnlichkeit derselben mit denen der Affen. II. 366. Zeichensprache und Signale. II. 320. Sprache. I. 185, 189. II. 357, 603. Gesprächigkeit. II. 375. Aehnlichkeit mit den Troglodyten und Hylophagen. II. 79, 82. Bisher über sie verbreitete Unwahrheiten. I. 185. Vorschläge, sie zu bändigen. II. 313. Verträge mit ihnen. I. 135, 183, 186, 192. Gutes Vernehmen der Colonisten mit ihnen in der Gegend der Schneeberge. II. 65, 101. Zusammentreffen mit einer Buschmannsfrau. I, 89. Besuch von zwei Buschmännern. I. 182. Schädel im Felde gefunden. II. 35, 348. Schädel präparirt. II. 588. Gestalt der Kinder. II. 375. Runzeln der Bauchhaut nach langer Entbehrung. II. 312, 376. Buschmänner im Dienst der Colonisten. I. 161. II. 13. Deren Meutereien. I. 458. II. 309. Tödten ihre von den Christen zurückkommenden Landsleute. II. 310. Stehlen den Reisenden die erjagte Beute. II. 417, 461. Umschleichen das Lager bei Nacht. II. 447, 459. Ermorden reisende Hottentotten. II. 433, 582.
Bussinka (Flufs). II. 267.
Buys (Conrad). I. 342, 491, 528.
Byl (Van der). II. 262. 429.

C.

Cabbagetree. II. 597.
Cabeljausrivier. I. 361.

Caledon (Lord). II. 585.
Camdeboo. I. 604.
Caroluspoort. II. 65.
Cercopithecus glaucus. I. 527.
Chamka. II 54, 59.
Chamtoosrivier. I. 363.
Channa-Staude. I. 199. II. 579.
—— - Kraal. II. 296, 565.
Chojaa, ein Beetjuanenstamm. II. 530.
Clima des Kafferlandes. I. 470.
— des Landes nördlich vom Oranjerivier. II. 389.
Cloeteskraal. I. 336.
Coetsé. I. 102, 160.
Colonisten, Characteristik der entfernteren. I. 623. Deren Rohheit und Widersetzlichkeit. I. 610. II. 283. Unverträglichkeit. I. 171, 624. II. 283. Bigotterie. I. 231, 236. II. 116, 141, 266, 285. Gottesdienst. I. 270. II. 32, 579. Neigung zur Musik. I. 270, 296. Armseligkeit in manchen Gegenden. I. 600. II. 577. Ihre Wohnungen. I. 167, 267, 277, 332. II. 296. Häusliche Einrichtung. I. 75, 168. II. 182. Schönheit der Weiber und Mädchen. I. 284, 295. Deren Leibesstärke. I. 117, 318, 358. Fruchtbarkeit der Weiber. I. 173, 180, 242. II. 135. Leichte Geburten. I. 216. Geistesbildung des weiblichen Geschlechts. II. 184, 202. Heirathen. I. 229. II. 269. Beerdigung der Todten. I. 276. Krankheiten. I. 140, 598, 629. Sittliche Vorzüge. I. 149, 164, 359. II. 56. Wanderungen. I. 167, 198. Rohe Sprache. I. 214. Grobheit. I. 212. II. 209. Jagden. I. 155, 585. Heldenmuth der Weiber. II. 57. Härte gegen ihre Untergebnen II. 12. Nüchternheit. I. 263. II. 124. Speisen. II. 135. Mahlzeiten der Begüterten. II. 138. Vergnügungen. II. 131. Art zu reisen. I. 33. II. 62, 129. Colonisten von Sclaven ermordet. I. 139, 160, 225. II. 257, 369. Schwer zu beurtheilen. II. 15, 202, 575.
Compaſsberg. II. 4, 30, 62.
Corvus albicollis. II. 346.
Cotula (Schaffutter) I. 159. II. 5.
Cowen unternimmt 1807 eine Reise ins Innre von Africa. II. 586.
Cynocephalus ursinus (Pavian). I. 108. II. 219.

D.

Dammaras. I. 111. II. 530.
Danster (ein Kaffernhaupt). II. 368.
Daukamma. I. 316.
Delport. I. 613, 619.

Deserteurs. I. 360, 528. II. 371, 450.
Deutsche in der Colonie. I. 72, 286, 303, 326, 348, 608, 622, 630. II. 14, 125, 159, 160, 164, 231, 262.
Dianenbad. I. 336.
Diosma. II. 215.
Diksonia arborescens. II. 598.
Doornrivier. I. 126.
Dornbaum S. Mimosen.
Draay. II. 129.
Drakenstein. II. 163.
Driedoorn, (eine dem Lycium verwandte Pflanze). II. 343.
Driefonteinen. I. 165.
Duivelsbosch. I. 263. II. 214—219.
Duivenhoksrivier. I. 266.
Dweika. II. 119.

E.

Eerste Rivier. II. 163, 181.
Eigenthumsplatz. II. 154.
Einhorn. I. 269.
Eisenrahm. I. 407. II. 448.
Elandsfontein. I. 154.
Elandskloof. II. 153.
Elenn-Antilope (*Ant. Oreas*). I. 155. II. 39.
Elephanten. I. 349, 366, 412, 445, 469. II. 347.
Elfenbein, wohlfeil bei den Beetjuanen. II. 505.
—— zu Ringen verarbeitet. II. 536.
Elichrysum. II. 200.
Erbe (eine Art von Plätzen). I. 302, 555.
Essaquaskloof. I. 260. II. 227.
Euphorbia. II. 296.
—— *genistoides*, dem Rindvieh schädlich. I. 257.
—— *officinarum*, von ansehnlicher Gröſse. I. 370, 469.

F.

Falsrivier. I. 272.
Faserquarz. II. 361.
Faure (Landdrost). I. 262. II. 211.
Feigenbäume von beträchtlicher Dicke. II. 265.
Fent (Posthalter). I. 303.
Ferne, in welcher man Gegenstände erkennt. I. 84, 275. II. 320.
Ficus-Arten auf St. Helena. II. 595.
Fischabdrücke im Schiefer. I. 151.
Fische, von den Kaffern verschmäht. I. 449, 510. II. 533.
— an den Küsten gefangen und getrocknet versandt. I. 59.

Fische, deren Menge im Rietrivier. II. 297.
— bei Leeuwenfontein. II. 559.
Fischfluſs S. Vischrivier.
Flamingo (*Phoenicopterus ruber*). I. 70.
Flamingo, ein Buschmann, in Gen. Janssens Diensten. I. 458. II. 97, 320.
Fliegen, ihre Menge und Art, sie zu vertilgen. I. 192.
Fluſspferd (*Hippopotamus*). I. 78, 469. II. 70, 89, 554.
Fort Fredric. I. 377.
Franschehoek. II. 162.
Französische Flüchtlinge. II. 156.
Friesland. I. 206.
Fruchtbarkeit einzelner Plätze. I. 38, 147, 181, 255, 319, 554. II. 34, 111, 133, 156, 171, 264.

G.

Galgenbosch. I. 367.
Gans, wilde africanische (*Anas aegyptiaca*) und deren Nest. II. 559.
Ganzekraal. I. 40.
Gauritsrivier. I. 278.
Gebirge. I. 676. Schwierigkeit, sie zu übersteigen. I. 103, 123, 131, 178, 218, 223, 307, 334. II. 173.
Geelbek I. 54.
Geelbeksvalley. I. 294.
Geier. I. 209. II. 346.
Geika, König der Kooſsa. I. 343, 476, 480, 532.
dessen Verhältniſs zu Sambeh. I. 484.
— Mutter. I. 343, 531.
— Frauen. I. 532.
— Zusammenkunft mit General Janssens. I. 535.
Geitjes. II. 275.
Gelukwaard. I. 93.
Gemsbock (Antilope Oryx). II. 38.
Genadendal S. Baviaanskloof.
Gerots (Veld-Commandant) I. 608, 622.
Gewitter. I. 361, 470, 572. II. 390.
Gift der Buschmänner. II. 321.
Giftige Thiere. II. 276.
von Gilten (Oberstlieutenant). II. 242.
Giraffe. II. 451, 463.
Giraffenbaum (*Acacia Giraffae*). II. 527, 552.
Giriquas, (Hottentottenstamm). II. 396.
Gnu (*Antilope*). II. 66.
Goedhard (Buschmann). II. 248, 310, 336.
Gordon (Oberst). I. 8, 176. II. 4, 30, 391.
t'Görrah (musicalisches Instrument). II. 379.
Gottesdienst der Missionäre. II. 399.

Goudinie. I. 237.
Goudsbloemsrivier. II. 273.
Van de Graaff (Landdrost). II. 247.
Graaff Reynett. I. 608, 628.
Graftfontein. II. 347.
Granatbaum (grofser). I. 121.
Gras-Arten (neue). II. 389.
Grietjesgat. II. 195.
Groeneberg. II. 153.
Groenekloof. I. 38.
Groenevalley. I. 316.
Grootbaas. I. 190, 592. II. 98.
Grootepost. I. 42.
Grooterivier (in der Karroo). I. 202.
Grooterivier S. Oranjerivier.
Grotriviershottentotten. II. 398.
Grootriviersport. II. 359, 555.
Gryllus devastator. II. 409.
— *Mola.* II. 360.
Gumtree. II. 597.

H.

Haakdorn. II. 360.
Hanglip. II. 272.
Hantam. I. 144.
Hartebeestfontein. I. 154.
Hartebeestkraal. I. 33.
Hartebeestrivier. II. 332.
Hartrivier. II. 411.
Harzstrauch (*Cineraria*). II. 289.
Hassagaaybosch. I. 357, 569.
Hafsner (Arzt). II. 231, 587.
Heenop. II. 284.
van Heerden. II. 24.
Heifsi (Beetjuanenfürst). II. 531.
St. Helena (Insel). II. 592.
Helenabay. I. 81.
Herrenhutercolonie. I. 244.
Hessaquaskloof S. Essaquas.
Hexrivier. II. 133.
Hintertheile (dicke der Hottentottinnen und Schafe). II. 416.
Hippopotamus S. Flufspferd.
Hofmansgat. I. 569.
Höhlen (merkwürdige). I. 220, 287. II. 448, 525.
Holzhausen. I. 258. II. 228.
Holzmangel. I. 68. II. 8, 334, 557.
Honig (wilder). I. 335.

Hottentotten selbstständige innerhalb der Colonie. I. 109. In Bavianskloof. I. 251. Ihr Sinn für Musik. I. 150, 247. Grabmähler. I. 349, 582. Rebellische an der Kaffergrenze. I. 503. Aberglaube. II. 35. Art die Zeitverhältnisse anzudeuten. II. 118. Fertigkeit im Aufspüren. I. 194.
Hottentottsch-Holland. II. 171, 185.
Hottentottsch-Hollandskloof. II. 173, 193.
Houhoek. II. 199.
Hugo (Veldcornet). I. 236.
Hunde der Colonisten. II. 21, 573.
—— der Buschmänner. II. 444.
Hyäne (gefleckte). I. 571. II. 21.

I.

Van Jaarsveld. I. 513, 619.
Jagdbelustigungen. II. 345.
Jagersbosch. I. 352.
Jakalsfontein. II. 281, 566.
Jakalsvalley. I. 115.
Jaluhsa (Koofsafürst). I. 517.
Jamestown. II. 594.
Jan Blomsfontein. II. 442.
Janssen (Missionär). II. 386. 391.
Janssens, Gouverneur und General en Chef. I. 4. Bruchstück aus dessen Reise zu den Kaffern. I. 500. Dessen Zusammenkunft mit den Kafferhäuptern. I. 516. Seine Unterhandlungen mit König Geika. I. 531. Verrichtungen zu Graaff-Reynett. I. 622. Bruchstück aus seiner Reise an den Oranjefluſs. II. 61. Maaſsregeln zur Vertheidigung der Colonie. II. 176, 237, 590.
Janssens (Harry). I. 16. II. 567.
Ingwertrank. II. 468.
Jonkersfontein. II. 352.

K.

Kaalkop (Tantalus). I. 152.
Kaffern, Bedeutung des Namens. I. 391. Allgemeine Kennzeichen. I. 394. Muthmaaſsliche Abstammung. I. 397. Das Kafferland und dessen Regionen. I. 402. Ihr eigentlicher Name. I. 405. Entferntere Stämme. I. 494.
Kaffern, Henkersknechte in der Capstadt. I. 405.
Kafferkuilsrivier. I. 271.
Kaimansgat. I. 307.

Kaimansrivier. I. 306.
Kalkfontein. II. 352.
Kälte. I. 137, 157. II. 64, 289, 291, 349, 418, 556.
Karpfen. II. 297.
Karreebäume. II. 364.
Karreeberge. II. 336, 339, 558.
Karreebosch. II. 36.
Karroo. I. 195 bis 204.
Karroospoort. II. 270.
Karte der Colonie. I. 673.
Katrivier. I. 530. II. 117.
Kaufladen. I. 294.
Keiſsi (Fluſs). I. 468.
Keeromrivier. I. 306.
Van der Kemp (Missionär). I. 382.
Keureboomsrivier. I. 334.
Kharemankeis (Koranenstamm). II. 411.
Kicherer und dessen Institut. II. 299.
Kirsten Friedr. I. 64, 81, 85.
Kirstenfontein. I. 86.
Klaborugani. II. 526.
Klapmuts. II. 164.
Klavervalley. I. 37.
de Klerk (Veld-Commandant). II. 54.
Klipberg. I. 46.
Klipfontein. II. 335, 544.
Klipgift. II. 322.
Kliprivier. I. 263. II. 225.
Kloof. I. 103.
Knechte der Colonisten. II. 127.
Koega. I. 560.
Kok (Jan Matthias). II. 383 u. s. w. dessen Tod. II. 585.
Kok (Salomon und Cornelis). II. 409.
Kolbe. II. 254.
Komberg. I. 177.
Koornlandskloof. I. 163.
Kooſsa, Kaffernstamm im Osten der Colonie. I. 405. Volkszahl. I. 466. Leibesgestalt. I. 406. Krankheiten. I. 407. Unbekanntschaft mit vielen unsrer Krankheiten und Schwächen. I. 409. Heilmittel. I. 413. Vorstellungen von der Gottheit. I. 410. Abergläubige Meinungen. I. 411, 421. Sittliche Unreinheit. I. 417. Behandlung der Sterbenden und Todten. I. 420. Trauer der Ueberlebenden. I. 421. Erziehung der Kinder. I. 424. Beschneidung der Knaben. I. 425. Aufnahme der Mädchen unter die Erwachsenen. I. 427. Heirathen und Ehen. I. 429. Vielweiberei. I. 429, 435. Heirathsgebräuche. I. 430. Ehrfurcht gegen die Aeltern. I. 439. Ihre Wohnungen. I. 440. Viehzucht. I. 441. Jagden. I. 375, 444. Landbau. I. 446. Kleidung. I. 376, 451, 508. II. 372.

Gastfreiheit. I. 449. Bereitung von Getränken. I. 449. Art zu trinken. II. 80. Waffen. I. 355, 455. Waffenübungen. I. 354. Tänze. I. 356. Art, Krieg zu führen. I. 458. Kunstfertigkeiten. I. 462. Musik. I. 464. Gedächtnifs. I. 465. Ihr Land, dessen Clima und Ausdehnung, Namen der Flüsse und Gebirge. I. 466. Dessen Fruchtbarkeit. I. 472. Politische Verfassung. I 474. Ansehn des Königs. I. 477. Todesstrafen. I. 416, 478. Verbrechen. I. 479. Traditionen. I. 481. Geschichte der letzten Generationen. I. 482. Des Krieges mit den Engländern und Colonisten. I. 488, 306, 325, 332. Lästige Züge durch die Colonie. I. 353, 375. Zusammentreffen mit Menschen aus dieser Nation. I. 353, 363, 505, 508, 514, 531, 562, 586, 592. II. 287, 368. Ihre Zudringlichkeit. I. 560, 563. II. 288, 370. Ihre Wasserscheu. I. 510. Hafs gegen die Buschmänner. I. 185, 457. II. 287. Schamhaftigkeit der Weiber. I. 438, 562. Art zu reisen. I. 566. Betrag des durch sie in der Colonie angerichteten Schadens. I. 632. Ihre Sprache. I. 635. Aehnlichkeit mit den Zigeunern. I. 410.

Koofsi (Thal). II. 461, 543.

Kopjesfontein. II. 332.

Koranen (Hottentottenstamm) Aufenthalt und Wohnungen. II. 411. Leibesgestalt, Kleidung und Viehzucht. II. 412. Hausgeräth und Verfassung. II. 413. Weiber. II. 416. Ihr ungerechtes Verfahren gegen die Buschmänner. II. 348. Schliefsen sich an die Reisegesellschaft. II. 546. Ihre Tänze. II. 549.

Korf. I. 165. II. 332.

Koster (Missionär). II. 386, 391, 399, 560.

Köüb. II. 33.

Krakadakouw. I. 312.

Kramer (Missionär). II. 395, 575.

Krayekuil. II. 346.

Krieger (Jakob). II. 329. (Carl). II. 347.

Krombeksrivier. I. 267.

Krommerivier. I. 351.

Kruispad. II. 129.

Kruisrivier. I. 163.

Kuilen. I. 87. II. 293.

Kuilenburgsrivier. II. 290.

Kuilsrivier. I. 163.

Kupferstiche erklärt. I. 683. II. 635.

Kuruhman. (Flufs). II. 474.

Küstenfahrt gefährlich. I. 294, 322, 328.

Kweekvalley. II. 110.

L.

Laauwaterskloof. II. 391.
Lager, deren Einrichtung. I. 557. II. 298.
— an Liesbeeksrivier. II. 238.
Lamziekte. I. 239.
Landbau. II. 196, 255.
Lange Fontein. I. 52.
Lange Kloof. I. 338.
Lange Valley. I. 112, 212.
Laubscher (Conrad) I. 48. (Jacob). I. 74.
Lederbereitung. I. 118, 199.
Leeuwenbosch. I. 359.
Leeuwenfontein, II. 334, 559.
Leeuwenkuil. II. 417.
Leeuwenrivier. I. 215. II. 54.
Legplaats. I. 158.
Lehnplatz. II. 155 (halber). II. 153.
Leiste (C. H.) dessen Pächterei. I. 93. Tod. II. 165.
Lessomo (Beetjuanenfürst). II. 530.
Le Vaillant. I. 47, 464. II. 410, 423.
Lichtensteinia. II. 272, 361.
Lieuwenberg. I. 91, 101.
Lindebaums Erziehungsanstalt. II. 159.
Van der Lingen (Missionär). II. 383.
Litakoo. II. 493.
Lombard (Veld-Commandant). I. 268.
Loranthus. II. 361.
Louw (Jacob und Gideon). I. 113, 132.
Löwe. I. 607. II. 47 bis 53, 121, 293, 349, 415, 418, 563.

M.

Maatjaping (Beetjuanenstamm). II. 470, 530.
Macartney's (Lord) Verfahren. I. 615.
Macquini (Kaffernstamm). II. 531.
Makaitschoäh (Königin). II. 507.
Makrakki (Beetjuanenfürst). II. 493, 499, 530.
Malerische Ansichten. I. 114, 178, 204, 222, 233, 307, 335.
II. 18, 120, 174, 253, 280, 387.
Mandarinenäpfel. I. 91.
Manong (Hirte). II. 494, 510.
Marani (Königin). II. 507.
Maritz (Veldcornet). II. 283.

Marx. I. 284.
Masĵouw (Beetjuanenfürst). II. 500, 530.
Mastenberg, I. 73.
Matjesfontein. I. 139, 160.
Matjesgoed (Cyperus textilis). II. 307.
Matsároqua (Beetjuanenstamm). II. 531.
Meding (Posthalter.) I. 326.
Meester. I. 140. II. 127,
Meier (Lieutenant). II. 180, 213, dessen Tod. II. 244.
Meinier (Landdrost). I. 613.
Melkoutekraal. I. 319.
Melkrivier. I. 605.
Van der Merwe. I. 242. II. 266, 268.
Methibe (Beetjuanenprinz). II. 477, 500.
Meyburgh (Philipp). II. 181.
Meyers Landwesen zu Paarl. II. 160.
Milch (Martin). II. 164.
Mimosen. I. 202, 265, 569. II. 121, 260, 359, 551.
Missionäre. II. 141 bis 151, 158, 383 u. s. w.
de Mist, General-Commissär. I. 4, 15 u. s. w.
dessen Verrichtungen zu Baviaanskloof. I. 254.
zu Zwellendam. I. 262, in Lange Kloof 340.
zu Graaff-Reynett, I. 626, dessen Abreise nach Europa. II. 244.
de Mist, Secretär. I. 15, 281, 373 u. s. w.
de Mist, Auguste. I. 17, 132. II. 19. u. s. w.
Modderfontein. I. 574. II. 355.
Moedverloren. I. 131.
Molala, Beetjuanenprinz. II, 497.
Molimo, ——— II. 477.
Mong. II. 262, 330, 387 u. s. w.
Moreauval, Landschaftsmaler. I. 86.
Moses, Bastardhottentott. II. 421.
Mosselbay. I. 285 bis 293.
Mostertshoek. I. 236. II. 262.
Muchuruhzi, Beetjuanenstamm. II. 530.
Mühlen auf den Pächtereien. I. 122.
Muhtĵuana. II. 529.
Mulihawang, König der Beetjuanen. II. 474, 484, 495 u. s. w.
Müller (Hilgard). I. 270.
Müller (Ignatius). I. 368, 370.
Muranmuleta. II. 530.
Murray. I. 294.
Muruhlong, Beetjuanenstamm. II. 481, 530.
Muskitos. I. 31.
Musicalische Sclaven. I. 44.
Musik der Hottentotten. II. 380, 550.

Musik der Koofsa. I. 464.
Mutiri, Beetjuane. II. 485, 497.
Myrica, Wachsstaude. II. 235.

N.

Namaaquas, Hottentottenstamm. I. 111. II. 395.
Namaaquas Rebhüner. I. 139.
Nardouw. I. 122.
Narretjes. I. 91.
Natron. I. 108, 163. II. 122, 351.
Neisna, See. I. 218.
Nel (Veldcornet). I. 162.
Nielsen. II. 112.
Nieuwejaarsdrift. I. 571.
Nieuweveld. II. 33.
Nieuweveldsgebirge. II. 59.

O.

Olifantsrivier. I. 120, 279, 677.
Olivier. I. 176. II. 295, 339, 563.
Ongeluksfontein. II. 427, 545.
Ongeluksrivier. II. 273.
Onder-Bokkeveld. I. 113.
Onder-Roggeveld. I. 154, 159.
Onwetende Fontein. I. 151.
Oorlogskloof. I. 137.
Oranjefontein. I. 46.
Oranjerivier. II. 67, 361, 373. Wird durchwatet. II. 364, 553.
Oribi, Antilope. I. 357.
Ortsbestimmungen, astronomische. II. 331, 444.
Outeniqualand. I. 297.

P.

Paardeberg. II. 257, 271.
Paarlberg. II. 161.
Padmaker. I. 220.
Palmiet (Acorus Palmita). II. 258.
Palmietbrücken. I. 352.

Palmietrivier. II. 195.
Pampoenekraal. I. 306.
Paravicini (Capitaine). I. 12. II. 102, 179.
Parder, (*Felis pardus*), II. 571.
— gemähnter (*Felis jubata*). II. 512.
Patrysseberg. I. 84.
——— *fontein.* II. 333.
Patton, Gouverneur von St. Helena. II. 392.
Pavian. I. 108.
Peitsche der Colonisten. I. 24, 49.
Perlhüner. II. 462.
Peron, französischer Reisender. II. 20.
Pferdezucht. I. 43, 144, 146.
——— seuche. II. 58, 280.
Pferde, ihre Genügsamkeit und Ausdauer. I. 606.
——— zur Jagd abgerichtet. II. 345.
——— sterben vor Mangel und Kälte. II. 544.
Pikenierskloof. I. 102.
Piketbergen. I. 88.
Pinaar, Veldcornet. I. 210. Dessen Vater. I. 225. II. 369.
Pinaarskloof. II. 128.
Pisangrivier. I. 331.
Pisani. I. 613, 619.
Platfontein. I. 203.
Plettenberg, Gouverneur. II. 30, 61.
Plettenbergsbaacken. II. 102.
Plettenbergsbay. I. 326 bis 332.
Poespas-Valley. II. 226.
Pofadder (Schlange). I. 55.
Pollachani, Priester. II. 491. 514.
Pont, Pontman. II. 24.
Poort. I. 142, 325.
Prammeberg. I. 148.
Prehnit. II. 295.
Prins (Wilm). I. 368.
Priskab. II. 373.
Proteen. I. 334. II. 190.
Pulvermagazin zu Zwellendam. II. 213, 243.
Pulvermangel und Verschwendung. I. 45.
Pulverhandel. II. 391.

Q.

Quagga. I. 580. II. 267, 333, 341, 346.
Quaggafontein. II. 298, 563.
Quaggarlakte. I. 564.
Quammedakka. I. 572.

Quarzgebirge. II. 536.
Quayang, Fluſs. I. 301.

R.

Raupenzüge. II. 564.
Reeboksfontein. I. 296.
Van Reenen (Sebastian). I. 37. (Jacob). I. 93. (Jan). I. 49, 146. (Daniel). I. 264.
Reisbau. I. 97.
Reisen der Colonisten. I. 34, 114, 129. II. 62.
Reisen in den ältesten Zeiten der Colonie. I. 255. II. 229.
Reitochsen der Koranen. II. 412.
Rensburg (Hannes). I. 272. (Hendrik). I. 511, 622.
Retzia spicata. II. 194.
Rhenosterberge. II. 64.
Rhenosterbosjes. I. 100, 116.
Rhenosterfontein. II. 29.
Rhinoceros. 157, 583; 590. II. 342, 558.
Rhinoceroshorn, zu Bechern verarbeitet. I. 138.
Riemenleder, Art es zu bereiten. I. 117.
Rietfontein an van Stadesrivier. I. 370.
——— in der Karroo. II. 125. Im Koranenlande. II. 409.
Rietkloof. I. 88.
Rietrivier (groſser). II. 293. (kleiner). II. 291.
Rietvalley am Zoutrivier. I. 30, am Bergrivier. I. 77, am Olifantsrivier. I. 121, an den Schneebergen. II. 31.
Rindviehzucht. I. 170. II. 9. u. s. w.
Rissipien. II. 460.
Rivier zonder end. I. 244. II. 205.
Roggeveld, Onder. I. 158.
——— Middel. I. 165.
——— Kleine. I. 181.
Roggeveldsberg. II. 280, 575.
Roodebergen. II. 64.
Roode gebroken Klip. II. 381.
Roodezand. I. 227 bis 235.
Roodezandskloof. II. 151.
Rossouw. I. 107.
Van Royen. I. 554.
Ruhrepidemie unter den holländischen Truppen. II. 239.
Ruigtevalley. I. 315.
Rynosvale. II. 599.

S.

Sakrivier. II. 332, 562,
Sakrivierspoort. II. 299.
Saldanha (Antonio de). I. 56.
Saldanhabay. I. 53 bis 73.
Salicornia und *Salsola.* I. 199.
Salzseen. I. 39, 556. II. 270.
Sãmbeh (Koofsafürst). I. 343, 484, 517, 546. II. 372.
Sandstein. II. 128. II. 299.
Saure und süfse Felder. I. 99.
Schafzucht. I. 134, 145, 147, 159, 209. II. 9, 55.
Schambok oder Sjambok. I. 157.
Schapeneiland. I. 71.
Scherze der Reisenden. II. 352.
Schietfontein. II. 338.
Schietfonteinsrivier. II. 337.
Schlange fängt eine Maus. I. 359.
——— gelbe. I. 585. Baumschlange. I. 257. Pofadder. I. 55. Sprützschlange. I. 153.
Schneeberge. II. 4 bis 10.
Schoft (Tagereise). I. 56.
Schoorsteenberge. II. 584.
Schulpegat. I. 287.
Schuppenthier (*Manis gigantea*). II. 514.
Schurfdeberg. I. 213.
Schutzblattern. II. 570, 574, 577.
Sclaven, entflohene und deren Banden. I. 229.
——— Beispiele von hohem Alter unter ihnen. I. 79, 98, 269.
Sclavenhandel. II. 516.
Scorpionstich tödlich. I. 128.
Sebochori (Beetjuanenfürst). II. 530.
Seekuh S. Flufspferd.
Seekuhlöcher. II. 73, 377.
Seehkuhflufs. I. 362. II. 60, 61.
Segonjana. II. 525.
Seife. I. 199.
Selderyfontein. II. 295, 565.
Serrurier, Prediger. II. 257.
Setaabi (Flufs). II. 531.
Sibihlong. II. 448.
Sigeb (Koranenhauptmann). II. 414, 546
Signalposten. II. 229.
Sihtjuana. II. 529.
Silurus anguillaris. II. 559.

Smitswinkel. I. 201.
Sneeuwbergen S. Schneeberge.
Soda. II. 579.
Sommerville. II. 527.
Spandauberg. I. 607.
Spiegelung in der Luft. I. 272.
Sprache der Koofsa. I. 635. Der wilden Hottentotten. II. 603. Der Beetjuanen. II. 619.
Springbock (*Antilope Euchore*). I. 525, 564, 573, 580.
——— weifser. I. 526.
Springhase (*Pedetes Cafer*). II. 554.
Spugslang. I. 153.
Standvastigheid. I. 192.
Stellenbosch. II. 167.
Stockeström, Landdrost. I. 292, 626. II. 18.
Stoffberg, Posthalter. I. 56.
Stompjesfontein. II. 450.
Straat. II. 133.
Straufs, dessen grofse Heerden. I. 174. Lebensart. II. 41 bis 46, 341.
Strelitzia. I. 331.
Stroh, dessen Mangel. I. 283.
Sturm, heftiger. II. 587.
Stutereien. I. 42.
Südküste, deren Bayen und ihre Gestalt. I. 327.

T.

Taayboschfontein. II. 417.
Takuna, Quelle. II. 493.
Tanqua, Flufs. II. 277.
Tarchonanthus. II. 427.
Taubstumme. I. 211, 346.
Teefontein. I. 49.
Termiten und deren Haufen. I. 99.
Teufelsbusch S. Duivelsbosch.
Thammacha, Beetjuanenstamm. II. 530.
Theunissen, Posthalter. II. 206.
Tholy und Tsjatsjo, Koofsahäupter. I. 515.
Thunberg. I. 49. II. 280.
Tigerberge. II. 253.
Tigerfontein. I. 277.
Tigerhoek. I. 142.
Du Toit. I. 238. II. 137.
Du Toitskloof. II. 153.
Tondeldoosfontein. I. 177.

Towerberg in der Karroo. I. 201. II. 128.
——— am Zeekoerivier. II. 65.
Towerfontein. II. 34.
Trekmenschen. II. 108.
Tromp, Missionär. II. 158.
Trüter. II. 527.
Tülbagh. I. 228. II. 247, 261.
Turaco (Corythaix Persa). I. 317.

U.

Uitenhage. I. 380. II. 246.
Uitkomst. I. 210. II. 270.
Uyenvalley. I. 133.

V.

Vaalrivier, II. 411.
Vandeleur. I. 9, 489.
Van Stadesrivier. I. 370.
Veld-Commandant. I. 173.
Veld-Cornet. I. 107.
Verirren der Reisenden. I. 124, 280. II. 465.
Verklaaringen. I. 624. II. 285, 328.
Verlóren Valley. I. 109.
Versteinerungen von Fischen. I. 151.
Vetrivier. I. 270.
Viehkraale brennend. II. 277.
Vier en twintig rivieren. I. 92.
Vischer (Gerrit). I. 65. Dessen Sohn. II. 330.
Vischrivier, kleiner im Roggeveld. I. 146.
——— kleiner an der Kafferschen Grenze. I. 579.
——— grofser. I. 572.
Vogelrivier. I. 600.
Vogelvalley. II. 152.
Vorzeitigkeit der europäischen Thiere und Pflanzen. I. 95.

W.

Waayfontein. II. 38.
Wachsstrauch. II. 235.

Wagebomsrivier. I. 351.
Wagen, capische. I. 22.
Wagenlenker. I. 49.
Wagenmakersvalley. II. 156.
Wagt een beetje. I. 304.
Waldungen. I. 303.
Van der Walt. I. 488. II. 51, 64.
Van der Waltsfontein. II. 65.
Wanketsi, Beetjuanenstamm. II. 530.
Warmebad. II. 230.
Wärme. I. 182, 235, 578, 605. II. 33.
Wassermangel. II. 31, 104, 273, 333, 349, 458.
Waterval. I. 232.
Waveren. I. 228.
Weinbau. II. 134.
Werft. II. 572.
Werner. I. 608. 630.
Van der Westhuizen. II. 330, 465, 568.
Windheuvel. II. 277.
Winterbach. II. 262.
Winterhoek. I. 232.
Wirthshaus in der Karroo. II. 274.
Witsemberg. I. 222.
Witteklip. I. 65.
Witwater. II. 415.
Wolf S. Hyäne.
Wolvefontein. II. 121.
Wolvegift. II. 28.
Wolvekop. II. 64.
Van Wyk Abraham. I. 144. Dirk. I. 160. Klaas. II. 291.

Z.

Zeekoe S. Flusspferd.
Zeekoerivier. I. 362. II. 60.
Zevenjaarsbloemen. II. 200.
Ziegen, nützlich auf der Reise. II. 330.
——— der Beetjuanen. II. 533.
Ziekenhuis. II. 229.
Zilverrivier. I. 312.
Zinn. II. 537.
Zizyphus. II. 363.
Zoetemelksvalley. I. 254. II. 206.
Zondagsrivier. I. 561.
Zouterlakte. II. 123.
Zoutpan S. Salzsee.

Zoutrivier. I. 30. II. 41.
Zugheuschrecken. II. 406, 552.
Zugochsen, Art sie anzuschirren und zu lenken. I. 23.
Zugraupen. II. 564.
Zuurevelden. I. 579, 592.
Zuurebergen. II. 65.
Zwartebergen. I. 298, 339. II. 110.
Zwarteberg. II. 201, 230.
Zwartkopsriver. I. 554.
Zwartrivier. I. 301, 314. II. 110.
Zwellendam. I. 261 bis 264. II. 211.
Zwiebeln, eſsbare und schädliche. I. 133. II. 548.
Van Zyl. I. 115.

Zaunwirke. I. 2a. II. 4.
Zugbrückenrücken. II. 402, [illegible]
Zuporchen, Art sie zu [illegible] und zu lenken. I 58.
Zu[illegible]. II. 364.
Z[illegible]. I. 370, 592.
Zu[illegible]. II. 65.
Z[illegible]. I. 205, 380. II. 110.
Z[illegible]. II. 201, 230.
Z[illegible]. I. 554.
Z[illegible]. I. 301, 314, II. 110.
Z[illegible]. I. 201 [illegible]. II. 271.
Z[illegible], [illegible]
V[illegible] Z[illegible]. I. 41.

Druckfehler

im zweiten Theil.

Seite.	Zeile.			
133	5 v. u.	lese man Fruchtbarkeit	statt	*Furchtbarkeit.*
174	11 v. u.	- - Schauenden	-	*Schauernden.*
202	2 v. u.	- - Freuden	-	*Freunden.*
217	8 v. o.	- - sieht	-	*seht.*
218	17 v. o.	- - lilafarbne, emporschiessende, statt *lilafarbnen emporschiessenden.*		
220	13 v. o.	- - ist hinter dem Worte früh, einzuschalten: getrieben.		
304	9 v. o.	ist das Wort genannt einmal wegzustreichen.		
326	13 v. u.	lese man entziehen	statt	*entzielen.*
370	16 v. o.	- - Viehzucht	-	*Ziehzucht.*
552	13 v. u.	- - Eisenbrandt	-	*Eisenhardt.*

Buchbinderei
R. Wawrzyniak

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lichtenstein, Hinrich,

Reisen im südlichen Africa in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806

Bd.: 2

Berlin (1812)

It.sing. 594-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467332-5